Bundesdenkmalamt

ÖZKD

Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege

LXXVIII • 2024 • Heft 4

Vernakuläre Architektur
Dialekte der Bauernhaus-Landschaft in Österreich



Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege

LXXVIII · 2024 · Heft 4

Die „Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege“ erscheint in der Nachfolge der „Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale“ (Band I / 1856 – Band XIX / 1874), der „Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale“, Neue Folge (Band I / 1875 – Band XXVIII / 1902), der „Mittheilungen der k. k. Central-Commission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale“, III. Folge (Band I / 1902 – Band IX / 1910), der „Mitteilungen der k. k. Zentral-Kommission für Denkmalpflege“, III. Folge (Band X / 1911 – Band XVI / 1918), der „Mitteilungen des Staatsdenkmalamtes“ (Band I / 1919, der ganzen Folge Band 63), der „Mitteilungen des Bundesdenkmalamtes“ (Band II / 1924, der ganzen Folge Band 64–68), der „Zeitschrift für Denkmalpflege“ (Band I / 1926/27 – Band III / 1928/29), der Zeitschrift „Die Denkmalpflege: Zeitschrift für Denkmalpflege und Heimatschutz“ (Band IV / 1930 – Band VII / 1933), der Zeitschrift „Deutsche Kunst und Denkmalpflege“ (Band VIII / 1934 – Band XVI / 1944), der Zeitschrift „Österreichische Zeitschrift für Denkmalpflege“ (Band I / 1947 – Band V / 1951) und erscheint ab dem Jahrgang 1952 (Band VI) unter dem Titel „Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege“.

Impressum

ÖZKD LXXVIII · 2024 · Heft 4
Vernakuläre Architektur. Dialekte der Bauernhaus-Landschaft in Österreich
Herausgeber: Bundesdenkmalamt, Hofburg, Säulenstiege, 1010 Wien,
Abteilung für Denkmalforschung, Dr. Paul Mahringer
Redaktionsleitung: Dr. Johannes Thaler
Redaktion: Abteilung für Denkmalforschung
Lektorat/Korrektorat: RED PEN, Lektorats- & Übersetzungsbüro Mag.ª Heike Lang, BEd,
Mag.ª Elisabeth Blüml.
Layout, Satz und Druck: Print Alliance HAV Produktions GmbH, Druckhausstraße 1, 2540 Bad Vöslau
Design: BKA Design & Grafik
Verlag: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Bäckerstraße 13, 1010 Wien

Alle Rechte vorbehalten. © Bundesdenkmalamt 2024
ISSN: 0029-9626

Inhalt

Paul Mahringer
Vorwort 5

FOKUS Vernakuläre Architektur.
Dialekte der Bauernhaus-Landschaft in Österreich

Paul Mahringer
Denkmalschutz und vernakuläre Architektur in Österreich 9

Angelina Pötschner
„Elementare Architektur“ im Südburgenland. Das Kellerviertel Heiligenbrunn 20

Christopher Juwan
Die Bautypologie des Kärntner Pfeilerstadels.
Ein Versuch zum Erhalt eines regionalen Kulturgutes 26

Bettina Withalm
Zur Charakteristik der Weinviertler Längsscheunen am Beispiel
der Längsscheune aus Waidendorf im Museumsdorf Niedersulz 30

Susanne Leitner
Das Auszugshaus in Oberösterreich.
Eine Besonderheit unter den landwirtschaftlichen Kleinformen 36

Bettina Withalm
Die Tauernhäuser Schößwend und Spital an der Nordseite des
Felbertauern als alpine Stützpunkte am historischen Handelsweg 41

Wolfgang Absenger
Bauernhöfe in der Steiermark.
Herausforderung für Denkmalpflege und Denkmalforschung 49

Karoline Knabl
Anonyme Architektur im Ötztal. Eine vergleichende Baudokumentation
aus über 150 Jahren in Sölden und Sautens 59

Florian Wöß
Zur Wiederentdeckung einer Montafoner Zimmermannsfamilie 71

Sonja Pisarik
Zurück in die Zukunft. Die Geschichte des Holzbaus in Österreich 78

Hans Peter Jeschke
Die acht Hauslandschaften im Land ob der Enns und die Kulturlandschaftsgliederung Österreichs. Integration in Raumordnung, Landschaftsschutz und Umweltprüfungen 86

Marie Kremer
Über das profane Kleindenkmal im ländlichen Österreich 102

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren 106

Abbildungsnachweis 107

Vorwort

Die Abteilung für Denkmalforschung des Bundesdenkmalamtes beschäftigt sich fortwährend mit der Denkmalbedeutung der ländlichen Architektur in Österreich. Es ist uns daher ein Anliegen, jüngste Forschungsergebnisse aus diesem Bereich zu einem Heft zusammenzuführen und durch ausgewählte externe Beiträge zu ergänzen. Der Titel greift dabei den aktuellen Begriff des „Vernakulären" auf, will aber im zweiten Teil des Titels auf architektursprachliche Vielfalt der Bauernhaus-Landschaft in Österreich verweisen. Der einleitende Beitrag beschäftigt sich mit der Begriffsbestimmung des „Vernakulären" und der kulturgeschichtlichen Annäherung der Denkmalpflege an dieses Thema sowie der damit verbundenen Frage des Denkmalschutzes. Es folgen sodann alphabetisch nach Bundesländern gereihte exemplarische Beiträge zu architektonischen Besonderheiten einzelner Regionen. Den Anfang macht Angelina Pötschner mit „elementarer Architektur" im Südburgenland anhand des Kellerviertels in Heiligenbrunn. Danach versucht Christopher Juwan eine atmosphärische Annäherung an die Typologie des Kärntner Pfeilerstadels. Bettina Withalm beleuchtet das regionalspezifische Phänomen der Weinviertler Längsscheunen in Niederösterreich, Susanne Leitner beschreibt den Typus des oberösterreichischen Auszugshauses. Bettina Withalms zweiter Beitrag gilt der Besonderheit der Salzburger Tauernhäuser. Wolfgang Absenger stellt die Bauernhaus-Landschaft der Steiermark anhand einiger Beispiele dar, während Karoline Knabl der „anonymen Architektur" im Tiroler Ötztal nachgeht. Den Abschluss der regionalspezifischen Betrachtung bildet Florian Wöß' Überblick über die Tätigkeit einer Montafoner Zimmermannsfamilie, womit es ihm gelingt, die bäuerliche Architektur aus ihrer vermeintlichen Anonymität zu befreien. Im Sinne der „vernakulären Moderne" stellt Sonja Pisarik Beispiele der Auseinandersetzung mit dem Material Holz in Österreich seit 1945 vor.
Die letzten beiden Beiträge von Hans Peter Jeschke zu den oberösterreichischen Hauslandschaften und Marie Kremer zu einer Case Study in der Steiermark sind der Erfassung und Vermittlung der bäuerlichen Architektur gewidmet und sollen wie der vorliegende Band zur weiteren Befassung und Bewusstseinsbildung für das kulturelle ländliche Erbe beitragen.

Paul Mahringer



FOKUS Vernakuläre Architektur

Dialekte der Bauernhaus-Landschaft in Österreich



Paul Mahringer

Denkmalschutz und vernakuläre Architektur in Österreich

Monument preservation and vernacular architecture in Austria
This article starts by critically examining the term "vernacular architecture," which, unlike in English-speaking countries, has only recently been adapted for use in the German language. It then discusses how monument preservation has treated vernacular architecture since 1900. After an initial romanticizing gaze for the purpose of "sentimental value," there was no way to actually place specific objects under monument protection until the Monument Preservation Act of 1923. In so doing, farmhouses were to be placed under protection for the first time. During the post-war era, the cultural landscape and vernacular architecture seemed in greater and greater jeopardy. Beginning in the 1970s and 1980s, people started wondering how to deal with the potential "multitude of monuments" and, ultimately, how to select them: deciding which objects should be placed under monument protection.

Begriffsbestimmung

In letzter Zeit beginnt sich in Fachkreisen im deutschen Sprachraum für das ländliche architektonische Erbe, auch „anonyme Architektur" genannt, der im englischen Sprachraum gängige Begriff der „vernakulären Architektur" („vernacular architecture") durchzusetzen, wohl auch, um die Anhaftung des Altertümlichen, Traditionalistischen oder Nationalistischen und damit verbundener ideologischer Vereinnahmungen zu entgehen, wenngleich die Etymologie des neuen Begriffs durchaus ebenso nicht ganz problematisch erscheint.[1] So leitet sich „vernacular" oder „vernakulär" vom Lateinischen „vernaculus" ab, was im übertragenen Sinne *„inländisch, einheimisch, römisch"*[2] heißt, weshalb die vernakuläre Architektur als *„einheimisch"* bzw. *„am Ort herausgebildet"*[3] gedeutet wird, jedoch im engeren Sinne *„zu den Haussklaven gehörig"* bedeutet, denn „verna" ist *„der im Hause seines Herrn von einer Sklavin geborene Sklave, Haussklave"* und „vernaculi" sind *„die im Hause geborenen Sklaven, Haussklaven, das Hausgesinde"*.[4] Im Brockhaus von 1974 (17. Auflage) findet sich zu dem Begriff kein Eintrag.[5] Allerdings gibt es in der 15. Auflage von 1934 einen interessanten Eintrag: *„Vernacolo [ital. ‚einheimisch'], bezeichnet den Dialekt oder die Volkssprache."*[6] Weder zu „Vernacolo" noch zu „vernakulär" gibt es Einträge im Grimm'schen Wörterbuch,[7] jedoch findet sich im Duden Fremdwörterbuch von 1992 der Eintrag *„Vernakularsprache"* als *„1. indigene Sprache; Sprache von Ureinwohnern; Jargon"*.[8] Auch hier wird der Begriff aus dem Lateinischen als *„einheimisch; selbst erfunden"*[9] abgeleitet. Diese stichprobenartige Überprüfung diverser Lexika und Wörterbücher zeigt, dass das italienische Fremdwort für „Dialekt" aus dem

1 Zur Problematisierung des Begriffs in Hinblick auf die „vernakuläre Moderne" vgl.: Anita Aigner, Einleitung. Von „architektonischer Moderne" zu „Architektur in der Moderne". Kulturelle Grenzüberschreitungen, in: Anita Aigner, Vernakulare Moderne. Grenzüberschreitungen in der Architektur um 1900. Das Bauernhaus und seine Aneignung, Bielefeld 2010, S. 7–35, hier: 26–27 (Aigner 2010).
2 Karl Ernst Georges, Ausführliches lateinisch-deutsches Handwörterbuch, 2. Band, Basel 1962, Sp. 3427 (Georges 1962).
3 Vgl. etwa: Aigner 2010, S. 26; https://icomos.at/wp2021/vortrag-vernakulare-architektur-im-kontext-des-klimawandels/ (21.10.2024).
4 Georges 1962, Sp. 3427.
5 Brockhaus Enzyklopädie in zwanzig Bänden. Siebzehnte, völlig neubearbeitete Auflage des Großen Brockhaus, Band 19, Wiesbaden 1974, S. 537.
6 Der Große Brockhaus. Handbuch des Wissens in zwanzig Bänden. Fünfzehnte, völlig neubearbeitete Auflage von Brockhaus' Konversations-Lexikon, Band 19, Leipzig 1934, S. 516.
7 Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm, Band 25, München 1991, Sp. 907.
8 Duden Fremdwörterbuch, Band 5, Mannheim–Leipzig–Wien–Zürich 1992, S. 811.
9 Ebenda.



Abb. 1: Dürnstein, Niederösterreich, Österreichische Kunsttopographie, 1907

deutschen Sprachgebrauch im Laufe des 20. Jahrhunderts verschwunden sein dürfte, jedoch wieder über den Fachbegriff der „Vernakularsprache", deren Bedeutung sich seit dem Duden-Eintrag von 1992 ebenfalls gewandelt haben dürfte, und den für den deutschen Sprachraum relativ jungen Fachbegriff „vernakuläre" oder „vernakulare" Architektur wieder in den deutschen Sprachgebrauch Eingang gefunden hat.

Zwar dürfte auch mit der neuen Begrifflichkeit der Bruch mit der negativen Vereinnahmung der heimischen Architektur etymologisch nicht ganz gelingen, allerdings erscheint der neue Begriff aus mehrerlei Hinsicht dennoch passend.[10] Auch die bäuerliche Architektur fußt aus soziologischer Sicht auf einer archaischen Gesellschaft mit unfreien Mägden und Knechten und teilweise auch unfreien Bauern und so ist auch die Architektur des Bauernhauses nicht von der sozialen Wirklichkeit der damaligen Zeit getrennt zu sehen bzw. dürfen diese Aspekte nicht im Sinne eines romantisierenden Blicks auf die ländliche Architektur ausgeklammert werden.

Aber auch im übertragenen Sinn der ursprünglichen Wortbedeutung passt der – wenn auch ideologisch ebenso nicht unproblematische – Begriff des „heimischen" Bauens, der Regionalität. Und gerade bei Letzterem kann an das Thema „Denkmalschutz=Klimaschutz" angeknüpft werden,[11] wenn es um die Benützung regional verfügbarer und natürlicher, nachhaltiger Materialien unter Berücksichtigung lokal klimatischer Bedingungen, die einer gewissen Kontinuität der Bau-„Tradition" folgen, geht.[12] Und aus dieser regionalen Bedingtheit ergibt sich die Bedeutungsebene im Sinne des Vernacolo, der eigenen, dialektalen architektonischen Formensprache und der damit verbundenen weiteren Besonderheit, der regional determinierten Terminologie der Formensprache und Typologie des Bauernhauses in Österreich, die tatsächlich vom Dialekt bestimmt ist: „Keusche", „Lab'n", „Troatkasten".

Die moderne Denkmalpflege und der „romantische" Blick auf die vernakuläre Architektur im Sinne des Stimmungswerts

Der Denkmalbegriff wurde in Österreich bekanntermaßen bereits um 1900 in der Theorie ausgeweitet, wenn etwa Alois Riegl meint, dass ein *„abgerissener Papierzettel mit einer kurzen belanglosen Notiz"*[13] potenzielle künstlerische Denkmalbedeutung aufweisen könne, oder Max Dvořák in Anlehnung an Riegl in seiner Einleitung zum ersten Band der Österreichischen Kunsttopographie meint, dass *„jedes Fragment eines Denkmales"* von Interesse sei, *„welches als ein*

10 Aigner, die sich ja mit der Etymologie ebenfalls kritisch auseinandergesetzt hat, sieht den Begriff einerseits als *„Anschluss an den internationalen Fachdiskurs"* und andererseits als wertneutral, jedenfalls sei *„von einem neutralisierenden Effekt auszugehen"*. Aigner 2010, S. 26.

11 https://www.bda.gv.at/themen/denkmalschutz-ist-klimaschutz.html (21.10.2024).

12 https://icomos.at/wp2021/vortrag-vernakulare-architektur-im-kontext-des-klimawandels/ (21.10.2024).

13 Alois Riegl, Entwurf einer gesetzlichen Organisation der Denkmalpflege in Österreich, in: Ernst Bacher (Hg.), Kunstwerk oder Denkmal? Alois Riegls Schriften zur Denkmalpflege, Wien–Köln–Weimar 1995, S. 49–144, hier: 56.

glaubwürdiges Zeugnis der künstlerischen Eigenart vergangener Generationen und der Entwicklung der Kunst in vergangenen Perioden betrachtet werden kann.“[14] In seinem Katechismus der Denkmalpflege fügt Max Dvořák hinzu: *„[D]as Geringe bedarf da oft mehr des Schutzes als das Bedeutende.*“[15]

Max Dvořák führt in der Einleitung zum ersten Band der Österreichischen Kunsttopographie die Eigenschaften von Denkmalen – insbesondere im Hinblick auf die Kulturlandschaft der Wachau – noch weiter aus. Er spricht vom *„Zusammenwirken der Denkmale mit bestimmten Ort- und landschaftlichen Bildern“* und dass *„[a]uch besonders markante Elemente der landschaftlichen Schönheit“*[16] integrierender Teil deren Wirkung sein können. Ganz im Sinne Alois Riegls seien Denkmale *„nicht mehr ausschließlich auf Werke besonders berühmter Künstler oder auf Kunstperioden oder Kunstwerke beschränkt“*, sondern umfasse alle Denkmale, *„die geeignet sind, in dem Beschauer Impressionen hervorzurufen, die in einer seelischen Anteilnahme an den Denkmalen als Dokumenten der das Werden und Vergehen bestimmenden Entwicklungsgesetze ihren Ursprung haben.“*[17]

Und genau diese Geisteshaltung geben auch die Abbildungen in diesem ersten Band der Österreichischen Kunsttopographie wider.[18] Neben den klassischen Monumenten wie Kirchen, Klöstern und Schlössern finden sich hier auch Abbildungen einfacher ländlicher Architektur: Ortsbilder, Straßenzüge, Bauernhäuser, Bildstöcke und Brücken. Diese Abbildungen geben den „romantischen“ Blick auf die Kulturlandschaft wider, das Verschmelzen von Denkmalen mit der sie umgebenden Landschaft. Die ländliche Architektur ist Teil dieses Stimmungswerts, die Altersspuren tragen dabei zum Stimmungswert bei und beflügeln den Schauwert, der sich romantisch verklärt in den Vordergrund drängt, in letzter Konsequenz allerdings auch nicht ohne das Trägermaterial, also die Substanz, auszukommen vermag.[19]



Abb. 2: Kellergasse bei Hadersdorf am Kamp, Niederösterreich, Österreichische Kunsttopographie, 1907

Einen weiteren wichtigen Schritt in dieser Frühzeit und zugleich eine Ausnahme innerhalb der Österreichischen Kunsttopographie stellt der 15. Band, nämlich Hugo Hassingers „Kunsthistorischer Atlas der k.k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien“, dar. Hassinger ging es, wie der Untertitel verrät, darum, ein *„Verzeichnis der erhaltenswerten historischen, Kunst- und Naturdenkmale des Wiener Stadtbildes“* zu erstellen. Dieser ganzheitliche Blick, welcher sich schon beim ersten Band in der gesamtheitlichen Betrachtung von Kunst und Natur ankündigt, wird hier noch einmal ganz deutlich, wenn hier nicht das singuläre Denkmal im Mittelpunkt steht, sondern die Einbettung in den größeren – geografischen – Zusammenhang. So meinte Hassinger: *„[J]edes Denkmal ist ja wieder nur Glied eines großen Ganzen, ist auf seine Umgebung abgestimmt und kann nicht aus diesem Rahmen herausgerissen betrachtet werden. Baudenkmale fügen sich zu Straßen und Platzbildern und diese komplexen Erscheinungen vermag das beschreibende Wort nur mehr unzureichend zu erfassen, nur schwer in lebendige Vorstellung umzusetzen […] Für die Erfassung eines Stadtbildes, das sich aus zahlreichen Einzeldenkmalen verschiedener Stilrichtungen*

14 Max Dvořák: Einleitung, in: Österreichische Kunsttopographie, Band I, Die Denkmale des Politischen Bezirkes Krems in Niederösterreich, Wien 1907, S. XII–XXII, hier: XVII (Dvořák 1907).
15 Max Dvořák, Katechismus der Denkmalpflege, Wien 1918, S. 24; Max Dvořák, Schriften zur Denkmalpflege, gesammelt und kommentiert von Sandro Scarrocchia, Wien–Köln–Weimar 2012, S. 554.
16 Dvořák 1907, S. XXII.
17 Ebenda.
18 Österreichische Kunsttopographie, Band I, Die Denkmale des Politischen Bezirkes Krems in Niederösterreich, Wien 1907.
19 Vgl. dazu u. a. zwei Beiträge von Bernd Euler-Rolle: Bernd Euler-Rolle, „Am Anfang war das Auge“ – Zur Rehabilitierung des Schauwerts in der Denkmalpflege, in: Hans-Rudolf Meier / Ingrid Scheurmann (Hg.), DENKmalWERTE. Beiträge zur Theorie und Aktualität der Denkmalpflege, Berlin 2010, S. 89–100; Bernd Euler-Rolle, Die Entdeckung der historischen Kulturlandschaft seit Max Dvořák und ihre Konsequenzen für die Denkmalpflege, in: Historische Kulturlandschaft und Denkmalpflege, Jahrestagung des Arbeitskreises für Theorie und Lehre der Denkmalpflege in Bamberg 30.09.–03.10.2009, (hg.) Birgit Franz / Achim Hubel, Holzminden 2010, S. 120–128.

von hohem künstlerischen Werte zusammensetzt, das aber fast noch mehr von der Menge der für jeden Zeitabschnitt charakteristischen Typen der Hausformen bestimmt wird, die durchaus nicht immer hervorragende Kunstdenkmäler sein müssen, aber nichtsdestoweniger als kulturhistorische Denkmale ihrer Zeit zu werten sind, reichen Bild und Wort nicht mehr aus. Da ist der Stadtplan ergänzend einzugreifen berufen, denn nur die Karte vermag eine geschlossene Summe von Beobachtungen und Erkenntnissen raumanschaulich und übersichtlich darzustellen.“[20] Damit war ein Vorreiter eines modernen Kulturkatasters geboren. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass hier abseits des Zusammenhangs und der Einbettung in die Umgebung auch von *„charakteristischen Typen der Hausformen“* die Rede ist, die nicht unbedingt *„hervorragende Kunstdenkmäler“* sein müssen. Und tatsächlich schließt dies bei Hassinger dezidiert die Bauernhäuser der ehemaligen, eingemeindeten Dörfer mit ein.[21] So wird auch auf Seite 30 der Grundriss eines Weinhauerhauses im 19. Bezirk exemplarisch abgedruckt und es werden mehrere Fotos von typischen Bauern- bzw. Weinhauerhäusern abgebildet und auch im Groben typologisch beschrieben. Zudem wird auf das Phänomen einer städtischen Transformation dieser Bauten hingewiesen, wenn etwa die *„Ställe und Schuppen seiner Wirtschaft hinter einer Renaissancefassade“*[22] verborgen sind. Auch erfolgt neben anderer Literatur u. a. der Verweis auf das Standardwerk „Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn und seinen Grenzgebieten“.[23]

Frühe Unterschutzstellungen – Pragmatik und symbolische und ideologische Aufladung des Monuments

Während in der Frühzeit der „k. k. Centralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale“ mangels Denkmalschutzgesetz der Schwerpunkt bei der Erforschung und Vermittlung der Denkmale lag, boten sich mit dem Inkrafttreten des Denkmalschutzgesetzes 1923 ganz andere Möglichkeiten zum Schutz der Denkmale. Aufgrund der Tatsache, dass sämtliche Objekte im Eigentum öffentlich-rechtlicher Körperschaften wie etwa Gemeinde, Land, Staat, aber auch der gesetzlich anerkannten Religionsgemeinschaften von 1923 bis 2009 ex lege unter Denkmalschutz standen, wurden in der Zwischenkriegszeit nur sehr wenige im Privateigentum befindliche Objekte unter Denkmalschutz gestellt, wohl nicht zuletzt, da das Bundesdenkmalamt ja bereits mit einer großen Zahl an im öffentlichen Eigentum befindlichen Denkmalen startete. Umso erstaunlicher ist es, dass sich unter den wenigen Unterschutzstellungen bereits einige wenige Bauernhäuser befanden, zum Beispiel das Loackerhaus in Dornbirn – Denkmalschutz seit 1925 – und das stattliche ehem. Haus Titzen-Ander in Kötschach-Mauthen – Denkmalschutz seit 1929. In den entsprechenden Bescheiden finden sich leider keine näheren Begründungen. Eine schnelle Aktensichtung ergab allerdings, dass wohl in beiden Fällen Restaurie-

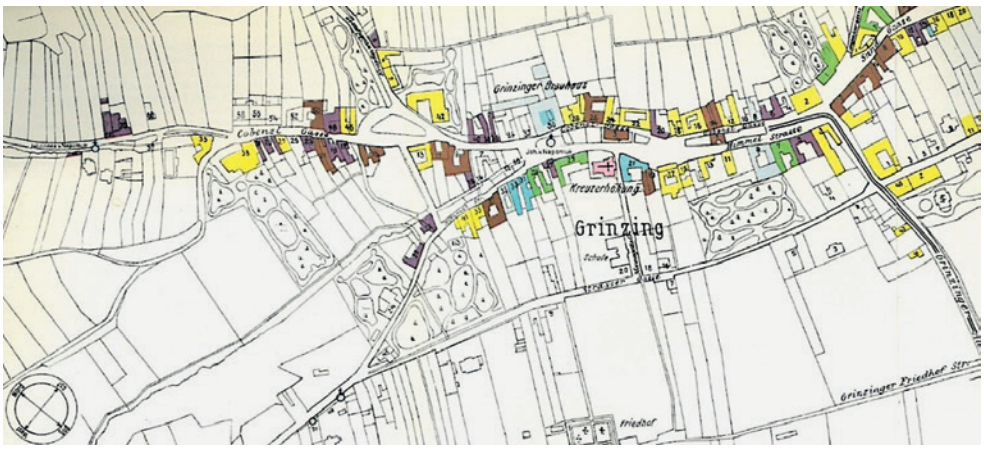


Abb. 3: Kartografische Darstellung von Grinzing, Hugo Hassinger, 1916

20 Hugo Hassinger, Kunsthistorischer Atlas der k.k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, Österreichische Kunsttopographie, Band 15, Wien 1916.
21 Ebenda, S. 30.
22 Ebenda, S. 30–33, Zitat S. 33.
23 Österreichischer Ingenieur- und Architekten-Verein (Hg.), Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn und seinen Grenzgebieten, Wien–Dresden 1906.

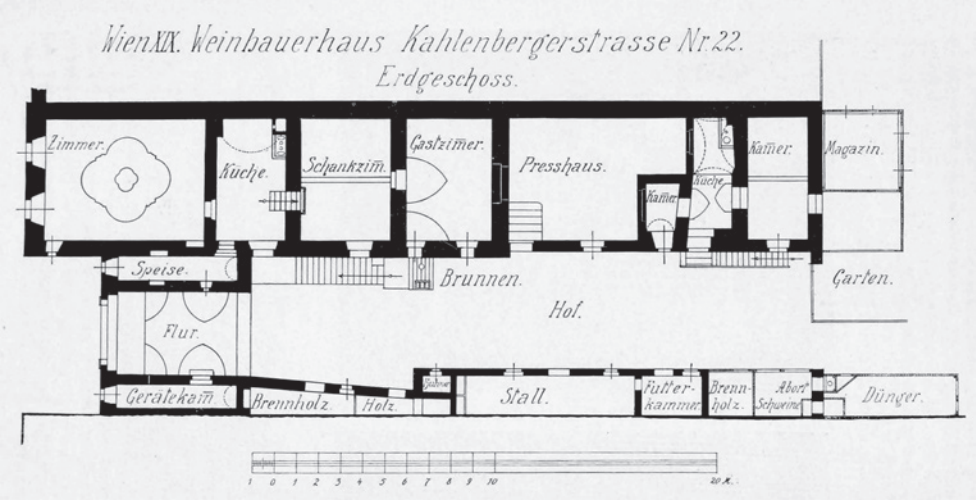


Abb. 4: Grundriss eines Weinhauerhauses in Grinzing, Hugo Hassinger, 1916

rungsmaßnahmen durchgeführt und Förderungen in Aussicht gestellt wurden, der Anlass der Unterschutzstellung also ein praktischer war.

Eine Besonderheit stellt in diesem Zusammenhang die Unterschutzstellung des Rosegger-Hauses 1936 dar. Hier heißt es wörtlich: *„Für die Stellung unter Denkmalschutz ist massgebend, dass es sich um das von dem grossen österreichischen Dichter Peter Rosegger 1877 nach seinen eigenen Angaben erbaute Wohnhaus handelt, in dem derselbe bis zu seinem 1918 erfolgten Tode gelebt und geschaffen hat. Eine Reihe der bedeutsamsten Werke des grossen Poeten sind hier entstanden und die Oeffentlichkeit hat das regste Interesse, dass diese durch Peter Roseggers Wirken geadelte Wohnstätte in dem Zustande erhalten bliebt, die ihr der Dichter gab.“*[24]

Hier stehen eindeutig die Aufgeladenheit, die Symbolkraft des Denkmals bzw. die Aura der Person Roseggers im Vordergrund. Dies entspricht ganz der Vorstellung vom bedeutungsgeladenen Monument der Zwischenkriegszeit, einer Geisteshaltung, die bereits beim späten Dvořák beginnt und in Österreich dann von Hans Tietze fortgeführt wird,[25] in Deutschland hingegen etwa von Paul Clemen vertreten wird und schließlich zur ideologischen, nationalistischen Aufladung bzw. Vereinnahmung der Denkmale und damit auch zu einer missbräuchlichen Vereinnahmung durch den Nationalsozialismus führen sollte. Interessant ist die Denkmalbegründung des Rosegger-Hauses auch in diesem Zusammenhang, im Sinne eines ständestaatlichen Versuchs der nationalsozialistischen Propaganda eine österreichische Identität entgegenzusetzen.

Obwohl die Zahl der Unterschutzstellungen in Österreich im Nationalsozialismus in die Höhe schnellte und über 1.500 Objekte betraf, waren darunter weniger als 20 Bauernhäuser, also nur ca. 1 %. Bezeichnenderweise wurde hingegen 1939 das erst 13 Jahre alte Bauernkriegsdenkmal in Alkoven unter Schutz gestellt, da *„das 1926 errichtete Denkmal zu den künstlerisch bemerkenswertesten Gefallenendenkmälern zählt, das als Erinnerungsmal an einer historischen Stätte seine besondere Bedeutung hat.“*[26] Der Schwerpunkt der Unterschutzstellung lag zu dieser Zeit eindeutig auf den Monumenten. Während Kirchen und Klöster ex lege unter Denkmalschutz standen, galt es vor allem, die Lücke der im Privateigentum befindlichen Schlösser, Burgen, Ruinen, Palais und repräsentativen Altstadthäuser zu schließen.

Langsame Aneignung des Bauernhauses – vom künstlerisch Bedeutsamen zum Typischen

Die wenigen Unterschutzstellungen der Bauernhäuser während der NS-Zeit stammen jedenfalls vorwiegend aus dem Jahr 1940 und fast ausschließlich aus Tirol. So wurde der Denkmalschutz für das Bauernhaus Len-

24 BDA GZ 2011/Dsch ex 1936.

25 Paul Mahringer, Der Alterswert als Narrativ für traumatische Erfahrungen des 20. Jahrhunderts. Denkmalkultus, lebendige Geisteswissenschaft, Postmoderne und neue Zugänge in Theorie und Praxis der Denkmalpflege, in: ÖZKD 1/2 2013, S. 5–27, hier: 5–10; Ingrid Scheurmann, Paul Clemen und Hans Tietze. Vom Kunstschutz im Krieg zum Denkmalschutz der Nachkriegszeit, in: ÖZKD 1/2 2019, S. 43–53; Ingrid Scheurmann, Konturen und Konjunkturen der Denkmalpflege. Zum Umgang mit baulichen Relikten der Vergangenheit, Köln–Weimar–Wien 2018, S. 309–314.

26 BDA GZ 917/Dsch ex 1939.



Abb. 5: Loackerhaus in Dornbirn, Vorarlberg

zeler in Absam damit begründet, dass das Gebäude *„ein besonders schönes Bauernhaus mit einem reich geschnitzten Giebel ist, das auch als Beispiel erhalten bleiben soll."*[27] Bei dem Bauernhaus Dorf 4 in Elbigenalp wird festgestellt, *„dass es sich um ein besonders charakteristisches Bauernhaus handelt, das mit bemalten Verziehrungen reich geschmückt ist"*[28], und Dorf 11 in Elbigenalp sei *„ein „durch Malereien aller Arten geziertes, und daher bedeutendes Haus".*[29] *„Reiche Malereien"*[30] waren etwa auch bei Holzgau Nr. 35 ausschlaggebend. In Holzgau wurden 1940 gleich fünf künstlerisch bedeutsame Bauernhäuser unter Schutz gestellt. Es zeigt sich hier also zum einen sowohl ein deutlicher Schwerpunkt in Tirol und zum anderen, dass es sich meist um Bauernhäuser mit reich bemalten und damit künstlerisch bedeutsamen Fassaden handelt, wie etwa auch bei Hägerau 20. Eine Ausnahme bildet dabei der Kröllnhof in Volders, bei dem die reiche Außenbemalung fehlt, jedoch auch explizit auf das Innere eingegangen wird. Für die Stellung unter Denkmalschutz war maßgeblich, *„dass es sich um ein um 1500 erbautes Bauernhaus handelt, das wohl in späterer Zeit umgestaltet wurde, seit 1780 aber unverändert blieb. Besonders reizvoll sind die schön ausgestatteten getäfelten Innenräume."*[31]

Eine weitere Ausnahme stellt das Graßmayrhaus in Ötz dar: *„Diese Unterschutzstellung erfolgt, weil das ‚Glockengießerhaus' als Stammbaum der Graßmayr für die Entwicklung der Tiroler Gußtechnik historischen [sic!] Bedeutung hat und durch reiche Fassadenmalerei von 1632 auch künstlerischen Wert erhält."*[32]

Der ehemalige Zehenthof in Kiblitz, Niederösterreich, wird zwar als Bauernhaus unter Denkmalschutz gestellt, allerdings mit der Begründung als *„typisch ländlicher Zehenthof"*[33] mit Arkaden und Stuckdecken.

Die Unterschutzstellungen von Bauernhäusern bleiben zumindest bis in die 1970er Jahre die Ausnahme. Interessant, aber auch zugleich mit der Berufung auf das Germanentum anachronistisch erscheint die Begründung der vermutlich ersten Unterschutzstellung eines Bauernhauses nach 1945 und zwar eines Rauchstubenhauses in Obergoing in der Gemeinde Kitzbühel 1948, in der bereits zukunftweisend der Typus für die Unterschutzstellung ausschlaggebend erscheint: *„Dieses Haus ist als Rauchstubenhaus eines der wenigen in Tirol noch erhaltenen Rauchstubenhäuser, die nur mehr in entlegeneren Tälern und auf Höhen anzutreffen sind und in ihrer Anlage auf die altgermanischen Rauchstuben zurückgehend, ein besonders schützenswertes kulturelles Denkmal darstellen."*[34] Im selben Jahr gab es aber auch noch einen Unterschutzstellungsschwerpunkt in Obertilliach in Osttirol, wo sechs Objekte unter Schutz gestellt wurden.

„Zur Lage. Eine Mahnung" – Bedrohungen der Kulturlandschaft in der Nachkriegszeit

Zehn Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs zog Otto Demus in seinem Beitrag „Zur Lage. Eine Mahnung" kritische Bilanz über die damalige Situation der Denkmalpflege.[35] In zwei der folgenden Beiträge, nämlich „Geschützte Kulturgebiete" von Josef Zykan und „Das Dach im Ortsbild und in der Landschaft" von Siegfried Hartwagner, kommt auch das ländliche Erbe zu Wort.

Zum einen benennt Otto Demus ganz klar den modernen Verkehr und die Hochhäuser als Gefährdung

27 BDA GZ 191/D/1940.
28 BDA GZ 48/D/1940.
29 BDA GZ 49/D/1940.
30 BDA GZ 56/D/1940.
31 BDA GZ 429/D/1940.
32 BDA GZ 577/1940.
33 BDA GZ IId-2-92-1941.
34 BDA GZ 1936/1948.
35 Otto Demus, Zur Lage. Eine Mahnung, in: ÖZKD 1955, S. 41–47 (Demus 1955).

für die historischen Städte. Zykan hingegen sieht die Bedrohung *„früherer Stufen kulturellen Lebens“*[36] durch den rasanten Wandel in der Industrie und Technik. Er plädiert für *„geschützte Kulturgebiete“* und spricht wohl in Anlehnung an die USA von der Gründung von *„Reservationen“*, also Naturschutz- und Kulturschutzzonen. Er entwirft dabei ein romantisches Bild einer einst unversehrten und nun höchst gefährdeten Natur- und Kulturlandschaft. Damit knüpft er einerseits wieder an die Vorstellungen um 1900, aber durch die *„geschützten Kulturgebiete“* andererseits auch an Hugo Hassinger an. Und tatsächlich gab es auch bei der kartografischen Darstellung eine Kontinuität seit Hugo Hassinger, die schließlich zu den Schutzzonen der Stadt Wien führen sollte.[37] So erstellte bekanntermaßen Adalbert Klaar von 1946 bis 1957 gezielt seine berühmten Baualterspläne für Österreichs historische Orts- und Stadtkerne.[38]

Zykan meint weiter: *„Das gesamte Stadtbild Waidhofens, nicht nur die einzelnen Baudenkmäler müßten einen besonderen Schutz genießen. In der Umgebung könnten die Handwerke der Eisenbearbeitung, wie Sensenschmiede, Kunstschlosser, mit öffentlicher Förderung weitergeführt werden [...]*

Es wäre sehr zu bedauern, wenn uns nur Denkmäler der Kunst sakraler und profaner Art, wie Kirchen und Stifte, Burgen und Schlösser, erhalten blieben und daneben die Denkmäler eines bereits historisch gewordenen Handwerkes, einer einst gültigen Lebensweise und Lebensgestaltung vollkommen verlorengingen. Zu den ‚monumenta maiorum', von denen Cicero spricht, gehören nicht nur die Grabmale und toten Dokumente der Geschichte der Kunst und der Sprache, sondern alle Zeugnisse des Daseins unserer Vorfahren, die sich noch auf den heutigen Tag erhalten haben.

Man hat immer den Bauernstand als das hauptsächliche Element konservativer Art betrachtet. Es ist nun erstaunlich, feststellen zu müssen, daß hier die Erhaltung überkommener Lebensform geschlossener Kulturgebiete vielleicht am allerschwersten sein wird. [...]



Abb. 6: Haus Tietzen-Ander in Kötschach-Mauthen, Kärnten

Gerade auf dem Gebiet der Landwirtschaft wird sich, ob wir es nun bedauern oder nicht, in den nächsten Generationen eine Veränderung im Erscheinungsbild der Kulturlandschaft ergeben, so daß wir mit Wehmut an die alten malerischen Bilder zurückdenken werden. Die schmalen Ackerparzellen werden verschwinden, das Bild des Bauernhofes wird sich wandeln, wie sich die Wirtschaftsform gewandelt hat. [...]

Auch hier wird man daran denken müssen, einzelne Kulturgebiete kleineren Umfanges zu umreißen und herauszuheben, sie durch eine besondere Ordnung vor unliebsamer Veränderung zu schützen.“[39]

Diesem gesamtheitlichen Blick entspricht Dagobert Freys bereits 1947 im Hinblick auf Wien mit getätigter Formulierung *„Die Stadt als Ganzes ist ‚Denkmal'“*[40] und seinem Appell, dass die Denkmalpflegerinnen und

36 Josef Zykan, Geschützte Kulturgebiete, in: ÖZKD 1955, S. 48–57, hier: 48 (Zykan 1955).
37 Vgl. dazu insbesondere: Birgit Knauer, From Reconstruction to Urban Preservation: Negotiating Built Heritage After the Second World War, in: Urban Planing 2023, Vol. 8, Issue 1, S. 196–210; Birgit Knauer, Gesunde Stadt. Die Assanierung der Stadt Wien (1934–1938), Basel 2022.
38 Vgl. dazu auch: Andreas Lehne, Das Ensemble und der staatliche Denkmalschutz in Österreich. Entwicklung, Erfahrung und Definitionen, in: Fokus Denkmal. Altstadt Melk. Ensembleschutz für ein Stadtdenkmal, Horn–Wien 2014, S. 37–44, hier: 38 (Lehne 2014).
39 Zykan 1955, S. 56.
40 Dagobert Frey, Städtebauliche Probleme des Wiederaufbaues von Wien. Denkmalpflegerische Betrachtungen, in: ÖZKD 1947, S. 3–24, hier: S. 7 (Frey 1947).



Abb. 7: Wohn- und Sterbehaus von Peter Rosegger in Krieglach, Steiermark

-pfleger *„in städtebaulichen Raumeinheiten denken lernen“*[41] sollten.[42]

Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass auch das immaterielle Erbe, also etwa das Handwerk, aber auch die alten landwirtschaftlichen Produktions- und damit verbundenen Lebensformen von Zykan angesprochen werden, die er ebenfalls als gefährdet ansieht. Dieser ganzheitliche Blick beinhaltet nicht nur die Kulturlandschaft, sondern auch die Lebens- und Arbeitswelt, insbesondere die Industrialisierung der Landwirtschaft, die in Österreich in der Nachkriegszeit ungeahnte Dimensionen annahm. Bereits in seiner Einleitung erläutert Demus, dass Natur- und Landschaftsschutz in Österreich im Gegensatz zum Denkmalschutz in der Kompetenz der Bundesländer liegt. Auch für das immaterielle Erbe besteht bekanntlich keine Zuständigkeit des Denkmalschutzes. Zwar gibt es in Österreich seit der Novelle des Denkmalschutzgesetzes 1978 auch die Möglichkeit, Ensembles unter Schutz zu stellen,[43] dies betrifft aber eben nur die von Menschen geschaffenen unbeweglichen und beweglichen Gegenstände (§ 1 DMSG). So war etwa bei der Ensembleunterschutzstellung des Ortskerns von Grinzing Ende der 2010er Jahre der Schutz der denkmalwürdigen Bausubstanz und da vorwiegend der zahlreichen historischen Keller des 16. Jahrhunderts erfolgreich, die sie umgebende Kulturlandschaft mit den Weinbergen konnte jedoch ebenso wenig mitgeschützt werden wie die historische Nutzung. Somit konnte auch der von Teilen der Bevölkerung kritisierte Wandel vom Weinhauer- und Heurigen- in einen Luxuswohnort und damit das „Heurigensterben“ nicht verhindert werden.[44]

„Denkmälermasse“ der 1970er und 1980er Jahre

Während Zykan von der Großform ausgeht, aber auch da bereits der Meinung ist, dass eben nur *„einzelne Kulturgebiete kleineren Umfangs“*[45] realistischerweise geschützt werden können, geht Eva Frodl-Kraft in ihrem fundamentalen Beitrag zum Thema „Die österreichische Kunsttopographie. Betrachtungen sub specie fundatoris“ 1974, also im Vorfeld des Europäischen Denkmalschutzjahres 1975, der grundsätzlichen Frage nach, was alles ein Denkmal sein kann.[46]

Sie erwähnt dabei aber auch Denkmaleinheiten, die, wie bereits erwähnt, wenige Jahre später als Ensembles Eingang in das Denkmalschutzgesetz finden sollten. So ist eines ihrer ersten Beispiele die Kellergasse in Falkenstein als ein Beispiel einer *„höheren Denkmaleinheit“*, die ein *„Plus an Gestaltung“* bedürfe: *„[A]uch in einer schlichten niederösterreichischen Kellergasse verrät sie sich; in Falkenstein etwa macht erst die spannungsvolle Zackenkrone der (vom Verwendungszweck so steil nicht bedingten) Giebel aus der einfachen Fassaden-Abfolge ein höchst reizvolles architektonisches Gesamtdenkmal.“*[47]

Frodl-Kraft kommt neben dem Beispiel Kellergasse als Einheit aber auch auf die „volkstümliche Architektur“ als Einzeldenkmale zu sprechen, wobei sie von einer *„rasante[n] Dezimierung gerade der volkstümlichen Baudenkmale“* spricht, wobei es hier ihrer Meinung nach zuallererst einer von der Volkskunde zu leistenden *„vollständigen monographischen Erfassung der*

41 Frey 1947, S. 12.
42 Vgl. dazu auch: Paul Mahringer, Denkmalpflege in Wien nach 1945, in: Máté Tamáska / Barbara Rief Vernay (Hg.), Wien–Budapest. Stadträume des 20. Jahrhunderts im Vergleich (Österreich-Studien Szeged, Bd. 18), Wien 2020, S. 493–511.
43 Lehne 2014; Paul Mahringer, Ensembleunterschutzstellungen in Österreich – Bemerkungen. Kleiner Abriss zur Geschichte des Ensembleverständnisses in Österreich, in ÖZKD 2018, Heft 3/4, S. 75–80.
44 Paul Mahringer, Kulturlandschaftselement Kellergasse – kultureller Wert und Schutzmöglichkeiten, in: ÖZKD 2019, Heft 3/4, S. 121–129, hier: 128.
45 Zykan 1955, S. 56.
46 Eva Frodl-Kraft, Die österreichische Kunsttopographie. Betrachtungen sub specie fundatoris“, in: ÖZKD 1974, S. 114–130 (Frodl-Kraft 1974).
47 Ebenda, S. 122.

Denkmale“[48] bedürfe. Während Frodl-Kraft im Sinne der strukturalistischen Wiener Schule der Kunstgeschichte einen „Gestaltwert“ in der Kellergasse als Denkmaleinheit sehen konnte, war die Kunstgeschichte zur damaligen Zeit wohl noch nicht bereit, Stil, Gestaltung und architektonische Besonderheiten und Qualitäten beim „Einzeldenkmal“ eines „schlichten“ Bauernhauses zu erkennen, die über eine volkskundliche Betrachtung hinausgegangen wären.

Dass nun aber – aus dem erweiterten Begründungskontext heraus – tatsächlich jedes einfache ländliche Objekt zum Denkmal werden kann, dies und ähnliche Phänomene beschäftigten 1980 auch den damaligen Generalkonservator des Bundesdenkmalamtes, Ernst Bacher, in seinem Beitrag zum Thema „Denkmalbegriff, Denkmälermasse und Inventar“: *„Wohlbegründete Ansprüche auf eine umfangmäßige Ausweitung des Begriffes Denkmal nach allen Richtungen und der Schock angesichts der damit provozierten Denkmälermasse sind zwei Seiten einer Entwicklung, die in den letzten Jahren zu einem zentralen Problem der Denkmalpflege und in diesem Rahmen auch der kunsttopographischen Inventarisation wurden. [...] Traditionelle Schemata, wie die Gleichsetzung des Begriffes Denkmal mit Kunstdenkmal, die in ihrer historisch-soziologischen Struktur noch sehr dem Geschichtsbild des 19. Jahrhunderts verpflichtete Hierarchie der Denkmalwerte, die Konzentration auf das isolierte Einzeldenkmal etc., wurden in Frage gestellt und gleichzeitig neue Akzente gesetzt. Der Stellenwert der Profanarchitektur rückte durch die Neubewertung der Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts umfangmäßig plötzlich dominierend in den Vordergrund, das Ensemble sowie das Ort- und Stadtdenkmal wurden als höherwertige Einheiten zu einer neuen Dimension des Begriffes Denkmal. Dazu kam der sozial-, technik- und wirtschaftsgeschichtliche Aspekt, der den Horizont erweiterte, und schließlich war es im Zuge einer solchen Ausweitung des Blickwinkels auch nur mehr als gerechtfertigt, die anonyme bäuerliche Architektur gleichwertig miteinzubeziehen.*“[49]

Während bei der von Eva Frodl-Kraft begonnenen Neuauflage des Dehio-Handbuchs seit den 1970er Jahren die Bände von Jahrzehnt zu Jahrzehnt tatsächlich an Volumen zunahmen, schlug sich das breitere Denkmalverständnis allmählich auch bei den Unterschutzstellungen des Bundesdenkmalamtes durch, wenngleich auch die „Masse“ an zusätzlichen Denkmalen durch die Ensembleunterschutzstellungen erzielt werden konnte.[50]



Abb. 8: Bauernhaus Lenzeler in Absam, Tirol

Die unendliche Liste – Denkmalschutz für mehr ländliches Erbe?

Aufgrund einer Gesetzesnovelle des Denkmalschutzgesetzes 1999 war das Bundesdenkmalamt dazu verpflichtet, bis Ende 2009 bekannt zu geben, welche Objekte im Eigentum öffentlich-rechtlicher Körperschaften nach 2009 weiterhin unter Denkmalschutz verbleiben sollen. Dazu wurde eine Schnellinventarisation des baukulturellen Erbes in ganz Österreich durchgeführt und dabei selbstverständlich auch eine Vielzahl von bäuerlichen Objekten in die Denkmaldatenbank aufgenommen.

Tatsächlich stehen in Österreich heute von den derzeit über 39.000 geschützten unbeweglichen Denkmalen nur ca. 830 Bauernhäuser bzw. Bauernhofanlagen unter Denkmalschutz; landwirtschaftliche Bauten mit Schüttkästen, Meierhöfen etc. immerhin über 2.000 und auch 5.500 Kleindenkmale, also etwa Bildstöcke, Marienstatuen, Brunnen und Kriegerdenkmäler. Hinzu kommen die unzähligen Dorf- und Ortskirchen, die, wie Frodl-Kraft es ausdrückt, *„meistens die Dominante im strukturellen Gefüge einer Siedlung*“[51] ausmachen. Auch darf die oft weitreichende Wirkung der Kleindenkmale

48 Frodl-Kraft 1974, S. 127.
49 Ernst Bacher, Denkmalbegriff, Denkmälermasse und Inventar, in: Deutsche Kunst und Denkmalpflege 1980, S. 121.
50 Zur Statistik der Unterschutzstellungen vgl.: Paul Mahringer, Standards der Unterschutzstellung, in: Wolfgang Wieshaider (Hg.), Die Sachverständigen im Unterschutzstellungsverfahren nach dem DMSG, Wien 2017, S. 83–90.
51 Frodl-Kraft 1974, S. 127.



Abb. 9: Grassmayrhaus in Oetz, Tirol

an bedeutenden Weggabelungen etc. nicht außer Acht gelassen werden.

Neben den über 39.000 denkmalgeschützten unbeweglichen Objekten sind in der Denkmaldatenbank des Bundesdenkmalamtes derzeit knapp 28.000 Objekte vorhanden, die noch einer näheren Überprüfung auf ihre Denkmalbedeutung harren, davon immerhin 5.000 Bauernhäuser bzw. Bauernhöfe.

Für das Bundesland Vorarlberg hat das Landeskonservatorat Vorarlberg die nicht unter Schutz stehenden Objekte einer ersten Überprüfung unterzogen und kam zu dem Schluss, dass sich nur ca. die Hälfte (55 %), zumindest auf den ersten Blick, unverändert erhalten hat, weitere 15 % sind zwar grundsätzlich unverändert, stehen aber leer, sodass sich der Bauzustand zu verschlechtern beginnt.[52] Ein Fünftel (20 %) ist durch Abbruch, Neubau oder unsachgemäße Sanierung zerstört. Bei 5 % kann die Aufnahme in die Datenbank nicht mehr nachvollzogen werden und weitere 5 % kommen aufgrund neuer Bewertung (etwa Nachkriegsmoderne) neu hinzu.

Mit Ausnahme der Großstädte handelt es sich bei den noch zu überprüfenden knapp 28.000 Objekten fast ausschließlich um ländliches kulturelles Erbe. Die Aufnahme der Objekte in die Datenbank erfolgte in den 2000er Jahren. Wenn das Modell Vorarlberg als nur annähernd repräsentativ für den übrigen ländlichen Raum in Österreich herangezogen würde, lautete die Bilanz, dass wohl vieles von dem, was zum Teil noch in den 1990er Jahren dokumentiert und in den 2000er Jahren Aufnahme in die Datenbank des Bundesdenkmalamtes fand, bereits als verloren zu erachten ist. Es gilt nun also in den nächsten Jahren, diejenigen Objekte ausfindig zu machen, nämlich die besterhaltenen und repräsentativsten ländlichen Bauten, die für die nächsten Generationen gerettet und erhalten werden sollten, und diese somit einer Unterschutzstellung zuzuführen. Das soll mittels des sogenannten „Dreistufenmodells“ erfolgen.[53] So bedarf es zum einen a) der (ständigen) Evaluierung in der Datenbank. So konnte die Zahl der potenziellen Denkmale von 37.000 bereits auf 28.000 korrigiert werden. Dann bedarf es b) regionaler Vergleiche und Ortsaugenscheine, was natürlich im Hinblick auf Bauernhäuser besonders notwendig ist, um hier treffsicher die noch am authentischsten vorhandenen Objekte vorzusortieren. Und schließlich sollten durch diese Vorsortierung dann möglichst treffsicher diejenigen Objekte ausgewählt werden, deren c) Denkmalbedeutung durch ein gutachterliches Prüfverfahren tatsächlich ermittelt werden soll. Wie auch die anderen Beiträge in diesem Heft zeigen, geht es dabei darum, die Individualität der einzelnen Objekte herauszuarbeiten, die oftmals in ihrer regionalen Besonderheit und Typologie sowie ihrem besonders authentischen Erhaltungszustand begründet liegt.

Gesellschaftliche Akzeptanz

Für die Erhaltung von baukulturellem ländlichem Erbe kann aber nicht nur das Bundesdenkmalamt allein verantwortlich gemacht werden. Oft sind die Bauernhöfe eingebettet in die Natur und die Landschaft. Aufgrund der Kompetenzverteilung ist Naturschutz seit den 1920er Jahren jedoch, wie bereits erwähnt, Angelegenheit der Länder. Die österreichische Denkmalpflege sieht allerdings den Bedarf, Kulturlandschaft und Denkmale nicht separat zu betrachten, sondern zusammenzudenken, um das Denkmal in der Landschaft und mit der Landschaft zu erhalten. Dazu braucht es ein entsprechendes Netzwerk.[54] Es bedarf künftig auch engerer Zusammenarbeit zwischen Land und

52 Barbara Keiler, Die Revision der Denkmalliste (2017/18), in: ÖZKD 3/4 2018, S. 19 f.; Barbara Keiler, Planmäßige Unterschutzstellungen des Bundesdenkmalamtes mit regionalen und zeitlichen Schwerpunkten am Beispiel Vorarlberg 2013–2019, in: ÖZKD 3/4 2020, S. 16–18.

53 Paul Mahringer, Unterschutzstellungsstrategie, -konzept und -programm, in: ÖZKD 3/4 2020, S. 9 f.; Paul Mahringer, Aus dem Alltag gerückt. Herausforderungen des Denkmalschutzes in Österreich, in: Eva von Engelberg-Dočkal / Svenja Hönig / Stephanie Herold (Hg.), Alltägliches Erben, Heidelberg 2023, S. 144–151.

54 Netzwerk Kulturlandschaft, https://oetztalermuseen.at/aufruflaengenfelder-erklaerung/ (21.10.2024).



Abb. 10: Kellergasse in Falkenstein, Niederösterreich, 1974



Abb. 11: Bauernhaus in Jabing, Burgenland, 1974

Bund, um den Schutz des ländlichen Erbes besser zu bewerkstelligen und die Betroffenen zu ermutigen, das gemeinsame kulturelle Erbe auch tatsächlich zu erhalten und zu pflegen. Denn nur wer sein Erbe verantwortungsvoll und wertschätzend annimmt, kann es auch dauerhaft schützen.

Angelina Pötschner

„Elementare Architektur“ im Südburgenland

Das Kellerviertel Heiligenbrunn

“Elementary architecture” in South Burgenland: The cellar district in Heiligenbrunn

In 1963, state conservator Alfred Schmeller became the first person to recognize the uniqueness of the cellar district in Heiligenbrunn. Since then, the cellar has been maintained in its present-day form by means of public funds. The ensemble, with its 106 listed historic monuments, exemplifies the continual development of cellar construction: varied building methods and cellar types form a notable ensemble of rural commercial construction from the preindustrial era that is still in use today. The buildings remain in their original positions and have not been picturesquely rearranged into a “museum village.” They document a traditional agricultural form that has experienced a resurgence since the 1960s. Due to changes in winegrowing, these buildings are losing much of their original significance. Some have fallen into decay or become quaint locales for serving drinks and selling the region’s typical Uhudler wine, although this has long been produced elsewhere.

In der hügeligen Landschaft des Südburgenlandes befindet sich außerhalb des Ortsgebiets von Heiligenbrunn ein bemerkenswertes Ensemble mit mehr als hundert historischen Weinkellern, die malerisch in die vom Weinbau geprägte Kulturlandschaft eingestreut sind.[1] Im Sinne einer „*elementaren Architektur*“ waren hier einfache, anonyme Zweckbauten entstanden, die „*keinen Anspruch auf Bedeutung*“ stellten.[2] Sie bilden „*ein archaisch anmutendes Ensemble von seltenem Reiz.*“[3]

Die Entdeckung des Kellerviertels Heiligenbrunn

Einen ersten Impuls für die Entdeckung der anonymen bäuerlichen Architektur des Burgenlandes durch die Denkmalpflege gab es bereits zu Beginn der 1960er Jahre: In dieser Zeit brach aufgrund der sich allmählich wandelnden bäuerlichen Lebens- und Arbeitswelt eine letztlich bis heute andauernde Neubauwelle über das Burgenland herein. Alfred Schmeller (1920–1990), Kunsthistoriker und damaliger Landeskonservator für Burgenland, bemühte sich entschieden um die Erhaltung der vernakulären Architektur. Ihm ist auch die Entdeckung des Kellerviertels Heiligenbrunn zu verdanken. Als Erster bemerkte er 1963 die Einmaligkeit der über hundert teilweise strohgedeckten, teils bereits ziegelgedeckten Weinkeller an den Berghängen oberhalb des kleinen Dorfes im Grenzgebiet zu Ungarn (Abb. 1). Schmeller war vom Wiener Volkskundler und Hausforscher Karl Ortner auf die Eigenart der Heiligenbrunner Weinkeller aufmerksam gemacht worden.[4] Jahrzehntelang archivierte dieser akribisch die allmählich schwindende traditionelle Baukultur des Burgenlandes und würdigte in einem Aufsatz für die Burgenländischen Heimatblätter auch die Keller in Heiligenbrunn als „*seltenes Baugut im Burgenlande*“: „*Wie er war, der Balken, setzte [der Bauer] ihn ein. Gerade das nicht Geradlinige der Hölzer schafft einen besonderen Reiz. […] Wie [die Bauern] sinnvoll ihr Brauchtum pflegten und geschmückte Geräte dazu anfertigten, so gestalteten sie auch ihre Häuser mit see-*

1 Der vorliegende Beitrag basiert auf einem Vortrag im Rahmen der vom Arbeitskreis für Hausforschung – Regionalgruppe Österreich im Freilichtmuseum Gerersdorf bei Güssing veranstalteten Tagung „Die vernakuläre Weinarchitekur Österreichs“ (Oktober 2021), vgl. auch Angelina Pötschner, Bauen für den Haustrunk. Das Kellerviertel Heiligenbrunn – ein Denkmalensemble im Herzen des Uhudlerlandes, in: Oliver Fries / Lisa-Maria Gerstenbauer / Andrea Sonnleitner / Stefan René Spera (Hg.), Die vernakuläre Weinarchitektur Österreichs, Jahrbuch für Hausforschung in Österreich, Band 4, o. O. 2022, S. 110–122 (Pötschner 2022).

2 Raimund J. Abraham / Josef Dapra, Elementare Architektur, Salzburg 1963, o. S.

3 Friedrich Berg, Dörfliche Bauten im Burgenland und ihre Erhaltung, in: ÖZKD XXX, 1976, Heft 1–3, S. 101.

4 Friedrich Berg, Aktenchronik 1963–1973, in: Kellerviertel Heiligenbrunn / BGLD. Museum des 20. Jahrhunderts, Wien 1974, o. S., Eintrag zum 28.08.1963.



Abb. 1: Kellerviertel Heiligenbrunn, 1964

lischem Gehalte innerhalb überlieferungsgebundener Kunst.“[5] Auch der Oberschützener Kunsterzieher Franz Simon (1909–1997) beschäftigte sich seit 1960 mit den bäuerlichen Bauten des Südburgenlandes, da er erkannt hatte, dass die „*schönen landschaftsverbundenen Häuser bei der fortschreitenden Technisierung immer mehr verschwinden*.“[6] Akribisch hielt er zeichnerisch Bauten, bauliche Details und Gerätschaften fest, darunter auch Objekte in Heiligenbrunn, deren Eigenarten er in den begleitenden Texten vertiefend dokumentierte.

Im August 1963 verfasste Schmeller ein Rundschreiben an die Bürgermeister von Heiligenbrunn, Strem, Hagensdorf, Luising und Deutsch Bieling, wo die meisten Kellereigentümer ihren Wohnsitz hatten. Er verwies auf die Bedeutung des Kellerviertels als „*Kulturdenkmal ersten Ranges und die große Anzahl an alten, aus Holz gebauten Weinkellern mit ihren charakteristischen Strohdächern, mit alten Pressen, mit Eichenbohlentüren aus dem 18. Jahrhundert und mit hitzeabwehrenden, geflochtenen Türen*.“ Er regte Maßnahmen zur Erhaltung der Weinkeller an, vor allem im Hinblick auf die Reparatur oder Erneuerung der Strohdächer, die aufgrund der Schwierigkeiten in der Materialbeschaffung zunehmend abkamen.[7]



Abb. 2: Fruchtspeicher mit erneuertem Dach, Juli 1965

In enger Zusammenarbeit mit dem ebenfalls als Subventionsgeber auftretenden Land und dem lokalen Fremdenverkehrs- und Verschönerungsverein wurden in den folgenden Jahren die Instandsetzungsmaßnahmen an der Strohdeckung gefördert – in erster Linie, um Umdeckungen in Ziegelmaterial zu verhindern. Bereits in den ersten beiden Jahren konnten rund 40 Weinkeller saniert werden (Abb. 2). Bis Anfang 1972 waren vonseiten des Bundes und des Landes insgesamt fast 1 Million Schilling (nach heutigem Stand: um die 70.000 Euro) an Förderung ausbezahlt worden.[8]

1969 wurde das Kellerviertel Heiligenbrunn mit den Rieden Stifterberg, Zeinerberg, Hochberg und Kirchhöhe (Mischwald) auf Antrag der Gemeinde, unterstützt von Alfred Schmeller, unter Naturschutz gestellt.[9] Betont wurde im Ansuchen die Bedeutung des Kellerviertels als „*Kulturdenkmal von großer Einmaligkeit in Europa*“.[10]

5 Karl Ortner, Seltenes Baugut im Burgenlande, in: Burgenländische Heimatblätter 26, Heft 1, Eisenstadt 1964, S. 30 f.
6 Franz Simon, Bäuerliche Bauten im Südburgenland, Oberschützen 1971, S. 9, im Weiteren S. 30–41 (Simon 1971).
7 Bundesdenkmalamt, GZ 6082/63, Heiligenbrunn, Burgenland, Kellerviertel, Schreiben Alfred Schmeller vom 28.08.1963.
8 Bundesdenkmalamt, GZ 1577/72, Heiligenbrunn, Bgld., Kellerviertel Arbeitsbesprechung, Einlegezettel mit Aufstellung der Subventionen seit 1964.
9 Verordnung der Burgenländischen Landesregierung vom 4. Juni 1969, mit der das „Kellerviertel“ in der KG Heiligenbrunn zum Landschaftsschutzgebiet erklärt wird – LGBL.Nr. 28/1969.
10 Bundesdenkmalamt, GZ 1538/68, Heiligenbrunn, Bgld., Kellerviertel – Landschaftsschutz, Alfred Schmeller, Entwurf für den Antrag an die Burgenländische Landesregierung, Beilage zu einem Schreiben Schmellers an das Gemeindeamt Heiligenbrunn und das Amt der Burgenländischen Landesregierung, Kulturreferat, Ob.Regierungsrat Dr. J. Jandrasits, vom 06.03.1968.



Abb. 3: Im Kellerviertel, Juli 1965

Alfred Schmeller initiierte auch die Erstellung einer Entwicklungsstudie durch Studierende der Technischen Hochschule Wien, deren Ergebnisse 1974 in der Ausstellung „Kellerviertel Heiligenbrunn" im Museum des 20. Jahrhunderts präsentiert wurden – Alfred Schmeller war damals Direktor des 20er Hauses.[11]

Das persönliche tiefgreifende Engagement Schmellers hinsichtlich des Kellerviertels äußert sich auch in der Legendenbildung rund um den Begriff „Uhudler", der – laut Zeitzeugen – von ihm für den fruchtigen Direktträgerwein geschaffen wurde, der bis dahin gerne als „Heckenklescher" oder „Bamkraxler" bezeichnet wurde (Abb. 3).[12]

Wissenschaftliche Erfassung des Kellerviertels

1980 wurde das Kellerviertel erstmals umfassend vom Haus- und Siedlungsforscher Wolfgang Komzak erhoben. Seine bislang lediglich als Manuskript vorliegende Dokumentation ist noch heute von wesentlicher Bedeutung für die Denkmalpflege.[13] Komzak hat rund 150 Keller mit Fotos und Beschreibungen sowie den dazugehörigen Grundbuchdaten bzw. Eigentumsdaten erfasst, da damals noch viele Keller ein Superädifikat waren, d. h., die Grundbucheigentümer waren öfters nicht ident mit den Kellerbesitzern. Ergänzt wurden die Datenblätter von Übersichtsplänen mit farbiger Eintragung im Sinne eines Baualterplanes, die eine Kategorisierung der Kellergebäude ermöglichen. Von grundlegender Bedeutung war die Vergabe von Nummern von 1 bis 150, die seither die Objekte im Kellerviertel Heiligenbrunn kennzeichnen und im Vergleich zu Grundstücksnummern und Besitzer:innennamen unveränderlich sind, d. h., wird das Objekt abgetragen, wird die Nummer nicht mehr vergeben (Abb. 4). Auf der Basis der Dokumentation wurde in den folgenden Jahren die Unterschutzstellung von mehr als hundert Objekten durchgeführt. Im Unterschutzstellungsgutachten von 1985, das 97 Objekte als Ensemble erfasst, wird das Kellerviertel eingehend gewürdigt: „*Dieses zeigt innerhalb eines dicht verbauten Gebietes in beispielhafter Weise die kontinuierliche Entwicklung von Kellerbauten auf.*"[14]

1999 erfolgte im Rahmen des Leader-II-Programms „Dorfentwicklung im Unteren Pinka- und Stremtal" eine weitere Erfassung des Kellerviertels, auch hinsichtlich der künftigen Nutzung der Keller. Brigitte Gerger und Christian Holler legten ein Entwicklungskonzept in zwei Bänden mit ergänzender Bestandsaufnahme, Zustandsanalyse und einem Maßnahmenkatalog vor.[15] Bewertet wurden 141 Objekte, von denen 106 unter Denkmalschutz stehen. Es wurden unterschiedliche Szenarien ausgearbeitet, wobei das Szenario mit einer Nutzung der Keller im ursprünglichen Sinn mit dem

11 Dazu ist ein Ausstellungsfolder erschienen: Kellerviertel Heiligenbrunn / BGLD. Museum des 20. Jahrhunderts, Wien 1974.

12 Petra Schmögner / Peter Vukics (Hg.), Das Künstlerdorf Neumarkt an der Raab. Mit einem Kommentar von Hugo Portisch, St. Pölten–Salzburg 2011, S. 21. Martha Jungwirth-Schmeller, Monsignore Alois Luisser, insbesondere Erwin Paar: „*Schmeller liebte den sauren Wein und bot ihn seinen Töchtern an. Die hat es dann mit einem ‚Uhahahaaa' so abgebeutelt, dass Schmeller den Wein von nun an als ‚Uhudler' bezeichnete.*"

13 Wolfgang Komzak, Kellerviertel Heiligenbrunn Dokumentation, Wien–Aschau 1980, unpubl. Manuskript im Bundesdenkmalamt, Landeskonservatorat für Burgenland.

14 Bundesdenkmalamt, GZ 172/3/86 vom 10.04.86.

15 Brigitte Gerger / Christian Holler, Entwicklungskonzept für das Kellerviertel Heiligenbrunn, Berichtsband, Güssing 1999, unpubl.; Manuskript im Bundesdenkmalamt, Landeskonservatorat für Burgenland, zu den Entwicklungsszenarien Kap. 5.2, zu den Förderabläufen v. a. Kap. 6.2.


HEILIGENBRUNN KELLERVIERTEL – DOKUMENTATION 1980

OBJEKT: Kellerstöckel mit Presshaus | OBJ. NR. 83

RIED: Stifterberg | GRUNDST. NR. 2046 EZ. 198

BESITZER: [redacted] | IN 7522 Hagensdorf 7

Nr. 61602

NEGATIV NR. S 29/19

BESCHREIBUNG:

Kellerstöckel mit Presshaus, 4-teilig über rechteckigem Grundriß.

Die Gred'n teilweise erhöht mit Stützkonstruktion und Treppe aus Holz.

Der Keller gemauert, die Erdgeschoßwände aus unregelmäßig behauenen Holzblöcken gezimmert mit Lehmbewurf und geweißt. O-seitig 2 kleine Fenster.

Das Stöckel und der Keller mit Vollwalmdach mit Stroh in Schabtechnik gedeckt. Der westl. Teil Satteldach mit erhöhter Firstlinie mit Betonfalzziegeln gedeckt. Das Giebelfeld mit Holz verschalt.

BESONDERHEIT:

Im Giebelfeld zwischen den Fenstern Jahreszahl 1888 in Kartusche in den Lehmbewurf geritzt.

ANMERKUNG:

Altartiges Objekt, Unterbau unverändert - gepflegt.

Abb. 4: Objekt 83, aus: Wolfgang Komzak, Kellerviertel Heiligenbrunn Dokumentation, 1980

dazugehörigen Weinbau propagiert wurde. Als Alternativen wurden der allmähliche Ankauf leerstehender Keller durch einen Verein und der Umbau für touristische Zwecke oder die Entstehung des größten Freilichtmuseums Europas angedacht. Empfohlen wurden baueinleitende, protokollierte Besprechungen vor Ort und fixe Fördersätze für die Sanierung der Keller, die von Bund, Land und Gemeinde getragen werden sollten. Diese Empfehlungen wurden auch umgesetzt.

In den letzten Jahren wurde das Kellerviertel unter Beteiligung der Technischen Universität Wien und der Universität für Bodenkultur (BOKU) vermehrt in den Fokus wissenschaftlicher Untersuchungen gestellt, die sich eingehend mit den verwendeten Materialien, der Lokalgeschichte und dem naturwissenschaftlich belegbaren Entstehungszeitraum der Objekte befassen.[16] Vor allem die dendrochronologischen Untersuchungen an ausgewählten Objekten brachten interessante neue Erkenntnisse, die auf die spolienartige Wiederverwendung von Bauteilen verweisen.[17] Auch die Machart der Blockbauten wurde näher beleuchtet: So fand robustes Eichenholz vorzugsweise in Bodennähe als Schwellenholz sowie Fundamentbalken, weiters als Scheren, den tragenden Elementen der Rofendächer, Verwendung.[18] Auch Tagungen und universitäre Abschlussarbeiten stellen das Kellerviertel Heiligenbrunn mittlerweile ins Zentrum unterschiedlichster Überlegungen.[19]

Erfassen und Schützen ist das Eine, die Pflege das Andere

Die ältesten Objekte aus dem 18. Jahrhundert sind aus natürlich gewachsenen, grob behauenen Holzblöcken gezimmert. Sie sind fensterlos, mit geweißtem Lehmbewurf und strohgedeckten Vollwalmdächern. Die Anzahl der Räume ist an der typischen Vorkopfreihe erkennbar. Aus der Mitte des 19. Jahrhunderts stammen die Keller mit zweigeschossiger Giebelansicht, mit einem Stüberl über dem in Hanglage gegrabenen massiv gemauerten Kellerraum. Bei den nach 1900 errichteten, oft bereits ziegelgedeckten Kellern mit hölzerner Auszier am Giebel prägt gesägtes, unverputztes Holz die Erscheinung der Bauten. Der jüngste unter Denkmalschutz stehende Weinkeller stammt aus der Nachkriegszeit: Es handelt

16 Im Rahmen der Lehrveranstaltungen „Vernakuläre Architektur“ an der Technischen Universität Wien 2019, 2022, 2023 erfolgten unter der Leitung von Hubert Feiglstorfer Erhebungen vor Ort, mit Objektdokumentationen, Interviews und Erfassung von insgesamt 28 Objekten. Die Ergebnisse sind in die vom Bundesdenkmalamt und dem Land Burgenland unterstützte, bislang unpubl. Studie „Das Kellerviertel in Heiligenbrunn. Eine baugeschichtliche und bautechnische Untersuchung (2022–2023)“, ergänzt von Raumbüchern zu 28 Objekten, eingeflossen. An der Studie waren auch die Denkmalforscher Doris Schön und Günther Buchinger beteiligt.

17 Ebenda, S. 8: Etwa ist der Einraumkeller 49 trotz des „1711“ datierten Türblatts einheitlich in die Zeit nach 1846 zu datieren.

18 Ebenda, S. 16: Günther Buchinger, Dendrochronologische und bauhistorische Untersuchung von zehn Kellerstöckeln.

19 Etwa die vom Arbeitskreis für Hausforschung – Regionalgruppe Österreich im Freilichtmuseum Gerersdorf bei Güssing veranstaltete Tagung „Die vernakuläre Weinarchitektur Österreichs“ (Oktober 2021), mit zwei auf das Kellerviertel Heiligenbrunn fokussierten Beiträgen: Pötschner 2022; weiters Maria Miggitsch, Das Kellerviertel Heiligenbrunn. Baudokumentation sowie historische und soziale Betrachtungen, vgl. auch Tagungsband: „Die vernakuläre Weinarchitektur Österreichs, Jahrbuch für Hausforschung in Österreich, Band 4, o. O. 2022; Maria Miggitsch, Kellerviertel Heiligenbrunn. Baudokumentation und historische und soziale Betrachtungen, Diplomarbeit Technische Universität Wien 2023; Gabriel Tschebull, Dating historical buildings with infrared spectroscopy, Bachelorseminar Universität für Bodenkultur 2023; Jane Höbart, Kellergassen als potenzielles UNESCO Weltkulturerbe?, Diplomarbeit Technische Universität Wien 2022, S. 44.



Abb. 5: Weißigen eines Kellers, 1964



Abb. 6: Lehmputz-Workshop in Heiligenbrunn, 2024



Abb. 7: Kellerviertel Heiligenbrunn, 2014

sich um einen schlichten, einfach verputzten Bau mit größeren, giebelseitigen Fenstern.

Der Kunsthistoriker Max Dvořák betont in seinem *Katechismus der Denkmalpflege*, gerade „*das Geringe bedarf […] mehr des Schutzes als das Bedeutende*“[20], und scheint damit besonders auf die Heiligenbrunner Weinkeller hinzuweisen. Um die „*lokale und historische Eigenart*“[21] dieser Bauten erhalten zu können, wäre eine regelmäßige Reparatur der Strohdächer und des weiß gekalkten Lehmputzes notwendig (Abb. 5). Gerade hier ergeben sich die größten Probleme, da die Strohdeckerfirmen mittlerweile ausschließlich aus Ungarn und Slowenien stammen und für die Strohdeckung geeignetes Roggenstroh nicht immer bzw. nur in schlechter Qualität verfügbar ist. Trotzdem soll die Umdeckung in Ziegelmaterial durch entsprechend hohe Förderungen vermieden werden. Jedoch werden immer wieder Keller aufgrund mangelnder Nutzungsmöglichkeit und schlicht aus einfachem Desinteresse dem Verfall preisgegeben. Sobald das Strohdach undicht ist, ist auch der Blockbau der Witterung schutzlos preisgegeben. Holzschädlinge tun ihr Übriges am Vernichtungswerk. Aber auch die verwendeten Materialien können problematisch sein: Gerade in Details wird erkennbar, dass industriell bearbeitete Materialien aufgrund der niederschwelligen Zugänglichkeit, billiger Preise und schneller Verarbeitungsmöglichkeiten bevorzugt verwendet werden. Alfred Schmeller bemerkte dazu bereits 1971 scharfzüngig: „*Wir bekommen ein schöneres, ein Kunststoffburgenland.*“[22] Oft spielt auch das zunehmende Komfortbedürfnis eine Rolle: Der Wunsch nach Sanitärräumen oder die Einleitung von Strom wird von den Eigentümer:innen geäußert. Mittlerweile gibt es zumindest hinsichtlich des traditionellen Lehmputzes eine Trendumkehr: In Workshops vor Ort wird den lokalen Bautraditionen nachgespürt – mit

20 Max Dvořák, Katechismus der Denkmalpflege, Wien 1918, S. 24.
21 Ebenda, S. 28.
22 Alfred Schmeller, Vorwort, in: Simon 1971, S. 7.

lokal gewonnenem und aufbereitetem Lehm werden Blockbauten gemeinsam von den Kursteilnehmer:innen verputzt (Abb. 6).[23]

Trotz des massiven Veränderungsdrucks scheint die einmalige Bedeutung des Ensembles bislang noch gegeben: In einem Gutachten für die Aufnahme in die Tentativliste des UNESCO-Welterbes wurde das Kellerviertel Heiligenbrunn als „*ein in beispielloser Unversehrtheit erhalten gebliebenes Ensemble*“ bezeichnet (Abb. 7).[24]

23 Im Rahmen der Architekturtage 24 fand in Kooperation zwischen dem Architekturraum Burgenland und den Young Earth Builders (YEB) am 11.05.2024 ein Workshop zum Lehmputz statt, gefolgt von einer weiteren Veranstaltung am Tag des Denkmals am 29.09.2024, in Kooperation zwischen Bundesdenkmalamt und den Young Earth Builders (YEB).

24 Iván Balassa / M. Zsolt Máté, Kellerviertel Heiligenbrunn. Gutachten über die Chancen einer potentiellen Anmeldung für die UNESCO Welterbeliste und über die Aufnahme auf die Tentativliste der Österreichischen Republik, Budapest 2010, S. 22, ungedr. Manuskript, im BDA / Landeskonservatorat für Burgenland.

Christopher Juwan

Die Bautypologie des Kärntner Pfeilerstadels

Ein Versuch zum Erhalt eines regionalen Kulturgutes

The building typology of the Carinthian pillar barn: An attempt at preserving a regional cultural asset

The Carinthian cultural and settlement landscape has traditionally been shaped by agriculture. However, the economic and sociocultural changes of recent years are gradually leading to the erosion of rural structures, thereby altering the region's landscape in the long term. A significant portion of architectural and urban planning values are at risk of disappearing. Traditional farm barns, particularly the Carinthian "pillar barns" (Kärntner Pfeilerstadel), are increasingly being replaced by modern types of livestock buildings. Alternative uses for vacant pillar barns are rarely considered for various reasons. Due to insufficient documentation, there is a risk of the complete loss of a regional cultural asset. This article aims to raise awareness for the preservation of the "Carinthian pillar barns."

Eine atmosphärische Betrachtung

Mit leicht juckender Nase und meiner Kamera unter dem Arm stand ich in diesem imposanten, sakral anmutenden Raum. Neben mir lagerte das frisch geerntete Heu auf einem alten Dielenboden. Der Raum erstreckte sich über gut fünf Meter bis zum First des Daches. Die Dacheindeckung war durch die darunterliegende Lattung deutlich sichtbar, während das Licht der letzten Sonnenstrahlen des Tages durch die kleinen Spalte zwischen den Dachplatten und durch die Öffnungen der Ziegelgitterfenster im Westen hindurch strahlte. Das Spiel aus Licht und Schatten erzeugte eine wundervolle, schützende Atmosphäre. Die Stallungen im darunterliegenden Geschoss waren vorübergehend kaum bewohnt, denn das Vieh verbrachte den Sommer auf den umliegenden Weiden. Ein leichter Geruch von Motoröl des Traktors mischte sich unter den Duft des trocknenden Heus. Der Hund des Landwirts begleitete mich aufmerksam und beobachtete meine Aktivitäten mit großem Interesse. Neben den Kühen und Haustieren des Hofes bewohnten auch die Schwalben den Sommer über den Stall und verpflegten in ihren Nestern den Nachwuchs. Immer wieder kamen Menschen auf den Hof, um Sonnenblumenöl oder andere Erzeugnisse zu kaufen, um den Traktor auszuborgen oder um sich einfach mit dem Landwirt über bäuerliche Angelegenheiten zu unterhalten. So herrschte ein reges Treiben rund um den Pfeilerstadel des Biobauernhofes der Familie Kotschnig in Feistritz ob Bleiburg (Abb. 1 und 2). Das ist jener Ort, an dem ich im Sommer 2023 mit den Recherchen zu meiner Abschlussarbeit mit dem Titel „Die Bautypologie des Kärntner Pfeilerstadels – Nachnutzungspotential eines regionalen Kulturgutes" begann. Angesichts der unzureichenden Ergebnisse der vorangestellten Literaturrecherche in Bezug auf den „Kärntner Pfeilerstadel", entschloss ich mich, die Grundlagen meiner Arbeit durch eine Feldstudie zu erarbeiten. Mit einem alten Rennrad bereiste ich drei Kärntner Gemeinden. Die Gemeinde Bleiburg und Feistritz ob Bleiburg im Osten und Rangersdorf im Westen Kärntens. Ich erstellte Fotodokumentationen, die ich anschließend analysierte, fertigte erste Skizzen an und erstellte schlussendlich Bestandspläne von vier ausgewählten Pfeilerstadeln. Allerdings offenbarte sich mir beim Besuch der Gehöfte nicht immer das idyllische Bild, das ich am Biobauernhof der Familie Kotschnig vorgefunden hatte. Viele der Bauernhöfe, die ich während meiner Recherchearbeit besuchte, waren bereits vor mehreren Jahren stillgelegt worden. Zahlreiche Stallscheunen dienen seither nur noch als Lagerräume für Autos oder sonstigen Hausrat oder stehen leer. In manchen Fällen waren die Gehöfte, insbesondere die Stadel, in einem äußerst desolaten Zustand. In wenigen Fällen brachen die Stadel bereits unter den Witterungseinflüssen in sich zusammen. Die finanziellen Mittel zur Sanierung der Dächer sind oft nicht vorhanden oder lediglich begrenzt verfügbar. Löcher in den Dächern wurden meist nur notdürftig geflickt. Förderungen von Bund, Land oder Gemeinden gibt es nicht. Aufgrund eines fehlenden Bewusstseins für den baukulturellen Wert geraten die Pfeilerstadel in



Abb. 1: Winkel, Feistritz ob Bleiburg, Pfeilerstadel mit Wohnhaus Biohof Kotschnig, 2023



Abb. 2: Winkel, Feistritz ob Bleiburg, Innenansicht Pfeilerstadel Biohof Kotschnig, 2023

Kärnten langsam in Vergessenheit, werden sich selbst überlassen oder vorzeitig und unbegründet abgerissen. Gelegentlich gibt es Bestrebungen, die Stadel neuen Nutzungen zuzuführen. Diese Bemühungen bleiben in der Regel jedoch die Ausnahme. So wurden in den letzten Jahren bereits kleinere Pfeilerstadel zu Einfamilienhäusern umgenutzt, während andere wie die sogenannten „Pfarrstadel" aufgrund ihrer leichten Zugänglichkeit für die Öffentlichkeit zu Kultursälen oder für ähnliche Zwecke umgestaltet wurden. Eine systematische Datenerhebung über die aktuelle Nutzung der Kärntner Pfeilerstadel gibt es nicht. Daher ist schwer einzuschätzen, wie viele Pfeilerstadel leer stehen oder noch immer für die Landwirtschaft genutzt werden.

Geschichtliche Entwicklung

Aufgrund der informellen Bauweise der Pfeilerstadel fehlt es zudem an einer fundierten Baudokumentation. Lediglich Ornamente auf den Fassaden, Überlieferungen oder sonstige historische Dokumente deuten beispielsweise auf den Errichtungszeitraum hin. Hinzu kommt, dass viele der Stadel in der Vergangenheit abbrannten und meist in anderer Form wieder aufgebaut wurden. Durch Gespräche mit dem Besitzer des Kotschnig-Hofes konnte ich beispielsweise von einem Brand des Stadels im Jahre 1958 erfahren. Überlieferungen zufolge war der Brand damals ein schwerer Verlust für die Familie, da der abgebrannte Dachstuhl zehn Jahre zuvor (1948) mit dem besten Holz aus dem eigenen Wald und der eigenen, neu errichteten Holzsäge am Hof hergestellt worden war. Auf einer alten Fotoaufnahme ist zu erkennen, dass es vor dem Brand ein Krüppelwalmdach und eine Überdachung der Scheunenauffahrt gegeben hat. Heute fehlt sowohl der Krüppelwalm als auch die Überdachung der Tennenbrücke.

Bautypologische Merkmale

Ein Pfeilerstadel besteht im Wesentlichen aus einem massiven Sockelgeschoss und der darüberliegenden Scheune. Während das Sockelgeschoss der Unterbringung des Viehs dient, wird die Scheune vorwiegend zur Trocknung des Heus und der Unterbringung von Landmaschinen und Werkzeugen verwendet. Das Stallgeschoss besteht meist aus Naturstein- oder Ziegelmauerwerken mit unterschiedlichen Ziegelformaten. Die Decke zum Scheunengeschoss kann entweder als Massivdecke mit Gewölbe oder als Holz-Balkendecke ausgeführt sein. In den Bereichen, in denen sich die Tiere aufhalten, finden sich häufig gewölbte Massivdecken, um aus meiner Sicht die Abwärme der Tiere während der Wintermonate in den Stallungen zu speichern oder die entstehenden Biogase vor dem Austreten in den Scheunenraum zurückzuhalten. Die primäre Tragkonstruktion des großzügigen Scheunengeschosses setzt sich aus gemauerten Pfeilern zusammen. Die Eckpfeiler weisen eine L-förmige Grundrissform auf. Abhängig von der Länge des Stadels, befinden sich zwischen den Eckpfeilern eine oder mehrere Reihen von Zwischenpfeilern. Ähnlich wie in kirchlichen Bauten sind bei größeren Pfeilerstadeln mehrere Schiffe durch Mittelpfeiler definiert. Auf den Pfeilern ruht der Dachstuhl, der entweder stehend oder liegend ausgebildet sein kann. Die Dachtragwerke sind so konzipiert, dass sie die Abstände zwischen den Pfeilern überspannen und sich selbst tragen. Die Lasten des Dachtragwerkes werden über die Pfeiler in das Erdreich übertragen. Dadurch bleibt der Scheunenraum zum größten Teil

frei von jeglichen Konstruktionselementen und die Nutzungsmöglichkeiten des Raumes bleiben flexibel. Die Dachformen sind vorwiegend als Satteldächer oder Krüppelwalmdächer mit oder ohne Kärntner Schopf ausgebildet. Die nicht tragenden Wandelemente zwischen den Pfeilern werden als „Ausfachung" bezeichnet und können sowohl als Ziegelmauerwerk oder als Holzkonstruktion ausgebildet sein. Während die winddurchlässige, regensichere Bretterschalung auch ohne Fenster für eine effiziente Trocknung des Heus sorgt, wurden bei den Ziegelmauerwerken sogenannte „Ziegelgitterfenster" zur Belüftung des Heubergeraumes eingebaut. Hasso Hohmann forschte bereits umfassend zum Thema Ziegelgitterfenster und stellte fest, dass ab der Mitte des 19. Jahrhunderts eine verstärkte Verwendung von Ziegelmauerwerken mit Ziegelgitterfenstern anstelle einer regensicheren Verbretterung der Stadel zu beobachten war.[1] Meine Recherchen zeigen jedoch, dass ein Zusammenhang zwischen dem verwendeten Material in Bezug auf einen bestimmten Zeitraum schwer hergestellt werden kann. Sowohl Stallungen aus dem frühen 19. Jahrhundert als auch aus dem späten 20. Jahrhundert wurden mit einfachen Brettern aus Holz angefertigt. Die Ergebnisse der Feldstudie deuten darauf hin, dass regionale Unterschiede für die verschiedenen Bauweisen verantwortlich sind. In der gebirgigen und felsigen Gemeinde Rangersdorf finden sich vorwiegend Holzverbretterungen, während in den flach gelegenen Gemeinden Bleiburg und Feistritz ob Bleiburg die gemauerten Pfeilerstadel dominieren.[2] Diese Erkenntnis dürfte auf die Verfügbarkeit der Rohstoffe in Zusammenhang mit der Kärntner Topografie zurückzuführen sein. Einen zeitlichen Zusammenhang könnte man aufgrund der Verfügbarkeit von Ressourcen in der Nachkriegszeit herstellen: Da Holz leichter verarbeitbar ist, könnten in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg vermehrt Holzverbretterungen die Zwischenräume der Pfeiler bekleidet haben.

Pfeilerstadel-Typen

Je nach Lage der Ausfachung zwischen den Pfeilern kann die Pfeilerstruktur ausschließlich am äußeren Erscheinungsbild des Stadels abgelesen werden (Abb. 3 und 4), sich nur im Heubergeraum der Scheune zeigen (Abb. 1) oder aus beiden Blickrichtungen sichtbar sein.



Abb. 3: Loibach, Bleiburg, Pfeilerstadel mit ablesbarer Pfeilerstruktur, 2023

Dieses Vor- und Zurückspringen der Ausfachung zwischen den Pfeileraußenkanten stellt ein grundlegendes Merkmal zur Kategorisierung und Wahrnehmung des Pfeilerstadels dar. Zudem kommt es vor, dass nicht immer alle Fassaden eines Stadels gleich ausformuliert sind. So kann beispielsweise die Giebelfassade eines Stadels ähnlich einer Lochfassade mit aufwendig gestalteten Ziegelgitterfenstern ausgebildet sein (Abb. 5), während die traufseitigen Fassaden mit einer deutlich erkennbaren Pfeilerstruktur ausformuliert sind. Darüber hinaus kann die Materialität der giebel- und traufseitigen Ausfachung variieren. Aus diesen Erkenntnissen auf Basis der Feldstudie und der noch jungen Pfeilerstadel-Forschung können folgende Stadeltypen gebildet werden:

1. Pfeilerstadel mit ablesbarer Pfeilerstruktur
2. Pfeilerstadel mit giebelseitiger Lochfassade und traufseitiger Pfeilerstruktur
3. Pfeilerstadel mit vierseitiger Lochfassade
4. Pfeilerstadel mit ablesbarer Pfeilerstruktur und Blockbauelementen

Die Pfeilerstruktur und die unterschiedlichen Materialien tragen maßgeblich dazu bei, die großflächigen Fassaden in kleinere Teilbereiche zu unterteilen. Diese Gliederung lässt die oft voluminösen Pfeilerstadel in der Landschaft kleiner und weniger dominant erscheinen, wodurch sie sich besser in die Umgebung einfügen und nicht sofort ins Auge fallen. Zusätzlich lassen die steilen

1 Hasso Hohmann, Ziegelgitter im Alpen-Adria-Raum. Geschichte und Verbreitung, Form und Funktion von Ziegelgittern, (hg.) Internationales Städteforum Graz, Schriftenreihe des ISG, Band 2, Graz 1987, S. 35 (Hohmann 1987).

2 Christopher Juwan, Die Bautypologie des Kärntner Pfeilerstadels. Nachnutzungspotential eines regionalen Kulturgutes, Diplomarbeit, FH Kärnten, Spittal 2023, S. 34–42.



Abb. 4: Schilterndorf, Bleiburg, Pfeilerstadel mit Holzverbretterung, 2023



Abb. 5: Einersdorf, Bleiburg, Pfeilerstadel mit aufwendig gestalteten Ziegelgitterfenstern an Giebelfassade, 2023

Satteldächer mit niedrigen Traufhöhen die Gebäude kleiner wirken, als sie tatsächlich sind. Diese gestalterischen Elemente fördern eine harmonische Integration in die Landschaft und schaffen ein ausgewogenes Verhältnis zwischen der Bauform und der umgebenden Landschaft. Aufschluss über ein weiteres wesentliches Merkmal zur Unterscheidung gibt die Einbettung in die Topografie. Bei flacher Topografie ist zur Erschließung der Scheune meist eine Scheunenauffahrt mit Tennenbrücke vorhanden, wohingegen bei einer Hanglage die Scheune über das Gelände erschlossen werden kann. Erkenntnisse der Feldstudie lassen darauf schließen, dass sich die Errichter der Stadel auch mit dem städtebaulichen Kontext (bewusst oder unbewusst) auseinandersetzten. Beispielsweise sind in Einersdorf bei Bleiburg vier Pfeilerstadel auf drei Gehöften mit der Giebelfassade zur Kirche hin ausgerichtet. Die Giebelfassaden sind mit aufwendig gestalteten Ziegelgitterfenstern, zum Teil mit christlichen Ornamenten versehen (Abb. 5), wohingegen die traufseitigen Fassaden mit einer einfachen Pfeilerstruktur und die von der Kirche abgewandten Giebelfassaden zum Teil sehr einfach ausformuliert sind.

Fazit und Aussicht

Trotz der informellen Bauweise bietet die Bautypologie des Kärntner Pfeilerstadels eine Menge an architektonischen, atmosphärischen und stadtplanerischen Qualitäten, die es zu einem großen Teil noch zu erforschen gilt. Die Untersuchung der Bautypologie könnte Aufschluss über die baukulturelle Entwicklung Kärntens geben und Erkenntnisse könnten in künftige Planungen einfließen. Dadurch würde nicht nur ein baukultureller Mehrwert für das Land Kärnten entstehen, sondern auch eine stärkere Identifikation der Menschen mit ihrer Region.

Bettina Withalm

Zur Charakteristik der Weinviertler Längsscheunen am Beispiel der Längsscheune aus Waidendorf im Weinviertler Museumsdorf Niedersulz

The characteristics of the longitudinal barns of the Weinviertel (wine quarter) exemplified by the one from Waidendorf in the Niedersulz Museum Village

The "Längsscheunen" (longitudinal barns), which were normally built in the garden section of housing lots, either detached or in long rows outside the village, were once an essential element of economic life in the wine quarter. In 2010–11, in the Niedersulz Museum Village, an extensive architectural study was made on nine of the barns that were reconstructed there, focusing on the structure, the processing, and the condition of the construction. The article attempts to approach the construction and the peculiarities of this type of building using the longitudinal barn of Waidendorf as an example. The names of a barn's individual parts vary from region to region, so they proved to be quite challenging. Especially interesting were the findings that the sparseness of forests in the wine quarter led to inhomogeneous barn constructions and that one of the barns had been verifiably built using rafter timber.

Adalbert Klaar beschäftigte sich in den 1930er und 40er Jahren intensiv mit Siedlungs- und Hausformen und versuchte, den Verbreitungsgebieten bestimmter Bauformen auf den Grund zu gehen. Er widmete sich erstmals der regionalen Sonderform eines Wirtschaftsgebäudes, das er wie folgt beschreibt: „*Im Weinviertel, Marchfeld und im Seewinkel des Burgenlandes tritt uns eine neue Scheunentype entgegen, die wir als Längsscheune bezeichnen müssen, denn ihre Erschließung erfolgt giebelseitig und die Tenne ist längsgerichtet, somit parallel zur Firstrichtung des Daches.*"[1] Damit unterscheidet sich dieser Scheunenbau von der sogenannten Querscheune, deren Erschließung auf der Traufseite liegt. Klaar stellte fest, dass diese Längsscheunen fast nie in bauliche Verbindung mit den übrigen Hofbauten gebracht werden, sondern im Gartenteil der Hausparzelle freistehend oder in langen Zeilen außerhalb der Ortschaft errichtet werden. Im Marchfeld und im Seewinkel, teilweise auch östlich der Leitha kommt es zu einer Mischung von Quer- und Längsscheunen, die Klaar als „T-Scheune" bezeichnet. Hier erfolgt die Erschließung über einen Längsscheunen-Teil, an den eine breite Querscheune angestellt wird und so einen T-förmigen Grundriss bildet. Diese Bauform ermöglicht einen größeren Speicherraum für Ernteerträge als die Längsscheune.[2]

Im Weinviertel stammen die ältesten bekannten und noch erhaltenen Längsscheunen aus dem 17. Jahrhundert.[3] Aus dieser Zeit sind die Bauten weitgehend als reine Holzkonstruktionen ausgeführt. Längsscheunen mit gemauerten Außenwänden gibt es vermehrt erst ab dem 19. Jahrhundert.

Konstruktiv betrachtet, handelt es sich bei der Längsscheune (oft auch als „Längsstadel" bezeichnet) um einen mehrschiffigen Ständerbau, der von beiden Giebelseiten durch je ein großes Tor erschlossen wird, sodass eine Durchfahrtsmöglichkeit entsteht. Das Grundgerüst wird in der Regel aus mehreren Reihen von Ständern gebildet, die entsprechend viele Längsbalken tragen, auf denen wiederum quer zu diesen die Binderbalken (auch „Bundträme") aufliegen. Sowohl in Längs- als auch in

1 Adalbert Klaar, Die Hauslandschaften Niederdonaus, in: Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich, Band 28, Wien 1943, S. 272–289, hier: 282.

2 Adalbert Klaar, Der Scheunenbau im Viertel unter dem Manhartsberg, in: Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich, Band 27, Wien 1938, S. 241–248 (Klaar 1938); Adalbert Klaar, Der Scheunenbau im Österreichischen Donauraum, in: Zeitschrift für Volkskunde, 45. Jahrgang, Berlin–Leipzig 1935, S. 65–74 (Klaar 1935).

3 Klaar 1935, S. 73.

Querrichtung erfolgt die Aussteifung des Gerüstes durch Kopfbänder. Darauf erhebt sich die Dachkonstruktion, die je nach Größe des Gebäudes unterschiedlich ausgebildet sein kann. Der so entstandene Scheunenraum ist in unterschiedliche Bereiche unterteilt, die spezielle Bezeichnungen tragen und zu unterschiedlichen Zwecken genutzt wurden, wie Leopold Kleindienst beschreibt.[4] Zwischen den Toren liegt die sogenannte „Tenne". Diese wurde sowohl als Durchfahrtsweg und Abstellplatz für landwirtschaftliche Fahrzeuge als auch als Dreschplatz für das Getreide genutzt. Für den danebenliegenden längsorientierten Bereich des Innenraumes gibt es verschiedene Bezeichnungen. Er wird als „Viertel", „Holbbarn" oder „Banse" bezeichnet.[5] Die Benennungen der einzelnen Nutzungsbereiche sind regional nicht einheitlich und stark vom lokalen Dialekt geprägt. Die längsorientierten Bereiche sind am einfachsten als einzelne „Schiffe" zu bezeichnen. Das neben der Tenne liegende Schiff (Viertel, Holbbarn oder Banse) war jedenfalls jener Bereich der Scheune, der als Lagerraum für ungedroschenes Getreide und landwirtschaftliche Erzeugnisse Verwendung fand. Unter den oft weit herabgezogenen Dachflächen liegen die sogenannten „Abseiten", die Staumöglichkeiten für weitere landwirtschaftliche Geräte und Werkzeuge boten. Sie wurden gelegentlich durch hölzerne Riegel zwischen den Ständern des Innengerüsts und den Abseitenständern in einzelne Abschnitte unterteilt. Zumeist wurde auch der Dachraum durch das Auflegen von Brettern oder Rundhölzern auf die Binderbalken zur Lagerung von Stroh und Heu genutzt (Heuboden oder auch „Vorstadl"). Je nach Größe und Nutzung konnte die Einteilung variieren. So konnte nur eine oder keine Abseite vorhanden sein oder das Viertel völlig fehlen. Fester Bestandteil der Längsscheune war aber immer die Tenne und mindestens ein zusätzliches Schiff. Großflächige Lagerung war so aber nur auf dem Heuboden möglich.

2010/11 fand im Weinviertler Museumsdorf Niedersulz eine umfangreiche bauhistorische Untersuchung von insgesamt neun der dort wiederaufgebauten Scheunen statt, bei der das Gefüge, die Verarbeitung und der Zustand der Konstruktionen im Vordergrund standen.[6] Dabei wurden zuerst maßstäbliche Skizzen der Grundrisse, Querschnitte und Längsschnitte im Maßstab 1:50 angefertigt. Diese boten die Grundlage für die nähere Auseinandersetzung mit den Gefügemerkmalen und für die Baualterskartierungen, welche aufschlussreiche Informationen über Bauphasen, zweitverwendete Hölzer, auffällige Details sowie über Abbundzeichen enthalten. Recherchetätigkeiten an den Ursprungsstandorten und in Archiven lieferten Fakten über die ehemaligen Standorte, die nicht allein durch die Untersuchung des Bestandes zu eruieren waren. Dendrochronologische Untersuchungen brachten Erkenntnisse über verwendete Holzarten und die Erbauungszeit.

Die Längsscheune von Waidendorf

Von den untersuchten Längsscheunen soll nun ein Objekt herausgezogen und näher vorgestellt werden, um auf diverse Besonderheiten, die auch bei den anderen Objekten in ähnlicher Weise aufgefallen sind, zu sprechen zu kommen. Es handelt sich um die sogenannte Längsscheune aus Waidendorf.[7] Sie gehörte einst zu einem ebenfalls im Weinviertler Museumsdorf wiederaufgebauten Zwerchhof. Wie die meisten Längsscheunen stand sie an seinem Originalstandort im rückwärtigen Teil des langgestreckten Hofgrundstückes. Im Jahre 1988 wurde sie ins Weinviertler Museumsdorf übertragen. Es handelt sich um eine reine Holzkonstruktion mit ziegelgedecktem Frackdach (Abb. 1).



Abb. 1: Weinviertler Museumsdorf Niedersulz, Niederösterreich, Längsscheune aus Waidendorf, Aufnahme 2010

4 Leopold Kleindienst, Die Siedlungsformen, bäuerliche Bau- und Sachkultur Südmährens, Geislingen/Steige 1989.
5 Adalbert Klaar verwendet die Bezeichnung „Banse", vgl. Klaar 1938, S. 241.
6 Bettina Fischbacher (Withalm) / Julia Müller, Gefügekunde und Verarbeitung sowie Zustand des historischen Werkstoffs Holz an ausgesuchten Beispielen des Museumsdorfs Niedersulz, Niederösterreich, Masterarbeit an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg 2010 (Fischbacher / Müller 2010).
7 Ihr ursprünglicher Standort lag in der Hauptstraße 16 in 2263 Waidendorf.

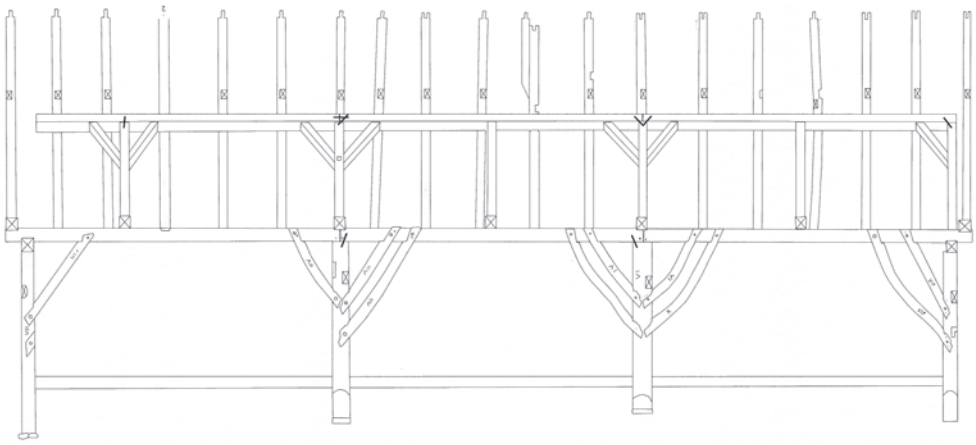


Abb. 2: Längsschnitt der Längsscheune aus Waidendorf, Maßstäbliche Skizze

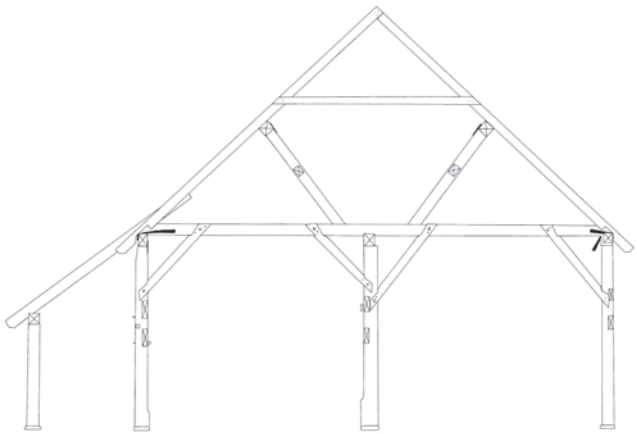


Abb. 3: Querschnitt der Längsscheune aus Waidendorf, Maßstäbliche Skizze

Auf der westlichen Seite ist das Dach über die Abseite weit nach unten gezogen. Die Außenwände sind mit einer Holzverbretterung versehen. An beiden Giebelseiten und der östlichen Traufseite ist die Scheune längsverschalt, an der westlichen Abseite fällt eine quer verlaufende Verbretterung auf. Die Holzkonstruktion ist eine Mischform aus einem Innen- und einem Wandgerüst. Auf der östlichen Seite bilden die tragenden Ständer gleichzeitig die Außenwand, während die tragenden Ständer auf der westlichen Seite durch die angefügte Abseite im Inneren liegen. In Querrichtung ist das Gebäude durch vier Ständer in drei Schiffe untergliedert. Zwischen den tragenden Ständern befinden sich Tenne und Viertel. Westlich der Tenne schließt das schmale Schiff der Abseite an. Im Längsschnitt wird die Scheune durch vier Ständer in drei Zonen unterteilt (Abb. 2). Das tragende Gerüst wird demnach aus zwölf Ständern gebildet. In Längsrichtung verlaufen über den drei Ständerebenen die beiden Rähme und der Längsunterzug. In Querrichtung liegen über jeder der vier Ständerebenen die Binderbalken auf den längs verlaufenden Hölzern auf und sind mit diesen verkämmt. Zusätzlich stabilisieren drei Ankerbalken,[8] die etwa in der Mitte der Längszonen positioniert sind, den Bau in Querrichtung. Alle Ständer sind mit den waagrecht verlaufenden Balken durch angeblattete Kopfbänder in Längs- und Querrichtung ausgesteift. In Längsrichtung erfolgt die Aussteifung meist durch zweifache Kopfbänder, selten durch einfache. In Querrichtung sind jeweils nur einfache Kopfbänder angebracht (Abb. 3). Die Kopfbänder der Tenne sind etwas kürzer und damit höher angebracht. Dies war notwendig, um eine ungehinderte Durchfahrt größerer Fahrzeuge zu gewährleisten. Das beschriebene Gerüst trägt ein Sparrendach mit Kehlbalken und einen zweifach schräg stehenden Stuhl. In die vier Binderbalken zapfen Sparrenpaare ein. Nur hier (in den sogenannten Binderebenen oder Gebindeebenen)[9] sind vollständige Sparrendreiecke mit Kräfteschluss ausgebildet. Die Sparren der Zwischengespärre zapfen in die Rähme ein. Auf diese Weise entsteht die häufig bei Längsscheunen anzutreffende Zwischenform von Sparren- und Pfettendach. Um die im First miteinander verzapften Sparrenpaare zu stabilisieren und gegeneinander abzustützen, sind sie durch offen angeblattete Kehlbalken miteinander verbunden. Die Hauptstütze bilden allerdings die beiden schräg stehenden Stuhlständer. Jene Stuhlständer, die über den Ständern des Unterbaus liegen, sind in Längsrichtung mit eingezapften Kopfbändern ausgesteift. Insgesamt sechs Stuhlständerpaare zapfen in die Binder- bzw. Ankerbalken ein und stützen die in Längsrichtung ver-

8 Als Ankerbalken wird hier ein querverlaufender, horizontaler Balken innerhalb des Gefüges bezeichnet, der nicht in einer Binderebene liegt und durch Verkämmung die Längshölzer verklammert, vgl. Fischbacher / Müller 2010, S. 6.

9 Adalbert Klaar verwendet den Begriff „Gebindeebene“, vgl. Klaar 1938, S. 242.



Abb. 4: Weinviertler Museumsdorf Niedersulz, Niederösterreich, Kopfbänder der Längsscheune aus Waidendorf, Aufnahme 2010

laufenden Stuhlrähme. Durch diese Dachkonstruktion werden die Sparren etwa auf halber Höhe gestützt und ihre Last in Richtung der Mittelständer abgetragen. Die Sparren über der Abseite (im Westen) sind nicht mit den Dachsparren verbunden. Es handelt sich um kürzere Hölzer, die mit je einer Kerbe auf dem westlichen Rähm und dem Abseitenrähm aufgeklaut sind.

Auffällig sind die nach ihrem natürlichen Wuchs gewundenen Kopfbänder der Längsebene, die eine durchgehend glatte Abfasung an beiden Kanten der Abbundseite aufweisen (Abb. 4). Auch die Form der Anblattungen ist erwähnenswert: Die in die Ständer einmündenden Blätter sind als Hakenblätter mit ausgespartem Kreissegment gestaltet, während sie am oberen Ende ein Schwalbenschwanzblatt aufweisen, das offen angeblattet ist. Das äußerst uneinheitliche Abbundzeichensystem weist auf mehrere Bauphasen hin. Die einzelnen Hölzer haben keine durchgehende Nummerierung und wurden mit unterschiedlichen Werkzeugen ausgeführt. Es sind sowohl Abbundzeichen vorhanden, die mit dem Stemmeisen angebracht wurden, als auch mit dem Beil eingeschlagene. Es scheint so, als ob die meisten Ständer und Kopfbänder, die in Längsrichtung vorzufinden sind, aus einem älteren Vorgängerbau stammen und für einen Folgebau des 19. Jahrhunderts zweitverwendet wurden. Diese Theorie wurde durch die dendrochronologische Untersuchung und die Holzartenbestimmung bestätigt.[10] Insgesamt fünf sichere Datierungen von Eichenhölzern der Ständer und Kopfbänder ergaben die Jahreszahl „1713“ als Fälljahr. Der heute sichtbare Baukörper mit der gesamten Dachkonstruktion stammt jedoch aus dem 19. Jahrhundert. Als dritte Bauphase muss die Wiedererrichtung im Weinviertler Museumsdorf angesehen werden, denn damals wurden stark beschädigte Balken durch zweitverwendete oder neue Balken ersetzt. Dies betrifft etwa große Teile der Rähme und des Längsunterzuges, die Stuhlrähme sowie zahlreiche Sparren der Abseiten. Die Oberflächenbearbeitung der Hölzer bestätigt diesen Bauphasenablauf. Die Oberflächen jener Hölzer, die aus dem frühen 18. Jahrhundert stammen, wurden mit dem Hobel geglättet, jene des 19. und 20. Jahrhunderts sind gesägt.[11]

Zur Charakteristik

Bei der Längsscheune von Waidendorf wie auch bei anderen untersuchten Objekten im Weinviertler Museumsdorf war feststellbar, dass der Tenne zwischen den beiden Toren bereits bei der Konstruktion durch die Zimmerleute eine besonders hohe Wertigkeit zukam. Als zentral gelegener Schauplatz des Dreschens beanspruchte dieser Bereich auch den meisten Platz. In allen Längsscheunen sind die Kopfbänder der Tenne in Querrichtung kürzer und dadurch höher positioniert. Bei mehreren der untersuchten Längsscheunen sind die Kopfbänder im Bereich der Tenne zusätzlich durch Abfasungen, Zierkerben oder farbige Anstriche hervorgehoben, wie etwa bei den Kopfbändern der Längsscheune aus Zwingendorf (Abb. 5).[12] Bei der Längsscheune aus Waidendorf sind die Kopfbänder durch ihren natürlichen Wuchs gewunden geformt und treten dadurch optisch ansprechend hervor. Als weitere Zierform an den Kopfbändern ist die Form der Anblattung zu sehen. Sie variiert in den untersuchten Längsscheunen zwischen den drei Typen „Gerades

10 Die dendrochronologische Untersuchung erfolgte durch Michael Grabner und Andrea Klein von der Universität für Bodenkultur in Wien.
11 Fischbacher / Müller 2010, S. 91–107.
12 Ebenda, S. 110.



Abb. 5: Weinviertler Museumsdorf Niedersulz, Niederösterreich, Zierabfasungen der Kopfbänder der Längsscheune aus Zwingendorf, Aufnahme 2010

Blatt", „Schwalbenschwanzblatt" und „Hakenblatt".[13] Diese sind oft durch zusätzliche Einschnitte wie einer Kreissegmentaussparung oder einer abgeschnittenen Spitze charakterisiert. Auffällig ist, dass auch mehrere unterschiedliche Blattformen nebeneinander in einer Scheune zur Anwendung kamen. Jenes Blatt, das an vertikale Bauteile anblattet, ist durchwegs unterschiedlich gestaltet (alle drei Typen treten auf), während die Blätter, die an horizontale Bauteile anblatten, durchgehend schwalbenschwanzförmig ausgeführt sind. Sie sind dabei offen oder verdeckt geblattet.

Als weitere Besonderheit der untersuchten Längsscheunen trat die Verwendung unterschiedlicher Holzarten innerhalb eines Gebäudes zutage. Fichten- oder Tannenholz gilt als übliches und hinsichtlich der Materialeigenschaften geeignetes Bauholz. Doch in drei der untersuchten Längsscheunen wurden auch Pappel- oder Ulmenholz konstatiert, die aufgrund ihrer Raschwüchsigkeit als Bauholz ungeeignet erscheinen. Ein Beispiel dafür ist die Längsscheune aus Velm-Götzendorf, deren tragende Ständer fast einheitlich aus Pappelholz hergestellt wurden.[14] Auch die Verwendung von Eichenholz, wie beim vorliegenden Beispiel der Längsscheune aus Waidendorf, ist bei Scheunen sonst selten anzutreffen. Hier wurde es aufgrund der hohen Dichte und der dadurch bedingten Beständigkeit für den Neubau des 19. Jahrhunderts wiederverwendet. Auch in den übrigen untersuchten Objekten sprechen zahlreiche Zweitverwendungen, die durch leere Blattsassen, zusammenhanglose Abbundzeichen oder andere Gebrauchsspuren von bauzeitlichen Hölzern gut unterschieden werden können, für die sparsame Holzverwendung. Diese „Patchwork-Konstruktionen" sind durch die Waldarmut des Weinviertels erklärbar.[15]

Die ebenfalls untersuchte Längsscheune aus Großinzersdorf im Weinviertler Museumsdorf Niedersulz war einst Teil des Gehöfts Großinzersdorf Nr. 113 und befand sich im mittleren Bereich eines langgestreckten Grundstückes. Im Gegensatz zu den anderen untersuchten Scheunen besteht sie recht einheitlich aus Fichten- und Tannenholz und ist um 1850 entstanden (Abb. 6).[16] Die Einheitlichkeit der Konstruktion wird auch durch ein schlüssiges Abbundzeichensystem bestätigt. Für diese auffällige Einheitlichkeit fand sich bei der näheren Untersuchung der einzelnen Hölzer auch eine Erklärung: An mehreren Balken waren jeweils zwei Holzkeile mit einem Abstand von etwa 10 bis 15 cm zu sehen. Dabei handelt es sich um sogenannte Floßkeile. Für den Bau von Flößen haben sich verschiedene Verbindungstechniken entwickelt. Vor allem Holznägel, Keile und Wieden kamen zum Einsatz, um die Stämme zu Flößen zu verbinden.[17] Dies war der Beweis dafür, dass das benötigte Bauholz für die Längsscheune aus Großinzersdorf aus einem waldreicheren Gebiet über die Flusswege ins Weinviertel transportiert wurde. An insgesamt fünf Stellen (vier Ständer und ein Binderbalken) wurden Reste von Floßkeilen und die dafür typischen Vertiefungen

13 Fischbacher / Müller 2010, S. 17.
14 Ebenda, S. 162 f.
15 Ebenda, S. 19.
16 Die dendrochronologische Untersuchung durch Michael Grabner und Andrea Klein ergab bei insgesamt fünf Bohrproben Ergebnisse zwischen 1844 und 1848. Die Inschrift „Sebastian Hofstätter 1851" am äußeren oberen Binderbalken über dem nördlichen Tor bestätigt diese Ergebnisse.
17 Michael Grabner / Andrea Weber / Sebastian Nemestothy / Hans Reschreiter, Holzverwendung, Altes Wissen für eine nachhaltige Zukunft, Graz 2021, S. 92.



Abb. 6: Weinviertler Museumsdorf Niedersulz, Niederösterreich, Einblick in die Längsscheune aus Großinzersdorf, Aufnahme 2010



Abb. 7: Weinviertler Museumsdorf Niedersulz, Niederösterreich, Floßkeile an einem der Ständer, Aufnahme 2010

aufgefunden (Abb. 7).[18] Im Weinviertler Museumsdorf Niedersulz ist dies der einzige derartige Befund. Dieser Befund legt aber nahe, dass im Weinviertel – aufgrund der Waldarmut – wohl mehrere Längsscheunen mittels geflößtem Bauholz errichtet wurden.

Es bleibt zu hoffen, dass die mitunter anonymen Bauten auf den Rückseiten der Weinviertler Streck- und Hakenhöfe, die heute aufgrund veränderter Nutzungsanforderungen in der Landwirtschaft kaum Beachtung finden, stärker in den Fokus der Wissenschaft rücken, da sie sich bei näherer Betrachtung als komplexe Kunstwerke darstellen, in denen zahlreiche Informationen zur lokalen Wirtschaftsgeschichte und zu Handwerkstraditionen gespeichert sind.

18 Fischbacher / Müller 2010, S. 76.

Susanne Leitner

Das Auszugshaus in Oberösterreich

Eine Besonderheit unter den landwirtschaftlichen Kleinformen

The Auszugshaus (retirement house) in Upper Austria: Unique among small farm buildings

The retirement house represents a special category of rural architecture. But so far, not enough concentrated scholarly research has been dedicated to it. This type of building can be seen throughout Austria to varying degrees. Upper Austria, for example, contains many retirement houses that can be traced to the sixteenth century and feature a number of architectural designs using various building materials. Old farmers would move into these tiny homes after turning the farm over to their successors. Such buildings are becoming increasingly rare, so examples from the regions of Upper Austria should be examined to shed light on the living and working culture in the country.

Die Kulturlandschaft Oberösterreichs zeichnet sich durch eine außerordentlich große historisch gewachsene Vielfalt landwirtschaftlicher Haus- und Hofformen aus. Ausschlaggebend dafür ist die abwechslungsreiche Topografie dieses Bundeslandes. Sie umfasst das hügelige Granit- und Gneishochland des Mühlviertels, das nördliche Alpenvorland mit teils flachen und teils hügeligen Wald- und Wiesenlandschaften im mittleren Traun- und Hausruckviertel, die nördlichen Kalkalpen im Salzkammergut und die Pyhrn-Eisenwurzen im Krems-, Enns- und Steyrtal. Flach-, Hügel- und alpines Hochland prägen die Landschaft Oberösterreichs und so haben sich dementsprechend vielfältige landwirtschaftliche Bauformen entwickelt. Folgendermaßen beeinflusst einerseits die Geländebeschaffenheit, die sich auf die Wirtschaftsweise auswirkt, die Struktur und das Erscheinungsbild des Bauernhauses, andererseits spielen die kulturhistorische und politische Entwicklung der Region, aber auch die Verfügbarkeit von Baustoffen eine entscheidende Rolle. Das auf Produktion zentrierte bäuerliche Anwesen besteht traditionell zumindest aus Wohnhaus, Stall, Scheune und Wagenhütte, die im Wirtschaftsbetrieb die wichtigsten Funktionen zu erfüllen haben. Später kamen regional unterschiedlich ausgeprägte weitere Nebengebäude dazu, zum Beispiel der Troadkasten, das Backhäusel, das Presshaus und das Auszugshaus. Aus der Anordnung der Gebäudeteile und durch die Kombination einzelner Funktionsbereiche entsteht das Gebäude als Einzelgehöft oder mehrteilige Anlage, die sich in verschiedenen historischen Zeitabschnitten entwickelten, weiter tradierten, variierte Baulösungen hervorbrachten und so die Kulturlandschaft Oberösterreichs bis heute prägen.[1] Gunter Dimt[2] hat sich aufbauend auf die Forschungen Rudolf Heckls und Adalbert Klaars über viele Jahre ausführlich mit den Gehöftformen dieses Bundeslandes und ihrer Geschichte beschäftigt. Rudolf Heckl[3] legte 1949 mit seiner Baufiebel auf Anregung der oberösterreichischen Landesbaudirektion einen Leitfaden über die Grundformen des ländlichen Bauens vor. Adalbert Klaar[4] beschäftigte sich eingehend mit den Siedlungs- und Ortsstrukturen sowie den unterschiedlichen Hauslandschaften dieses Bundeslandes. Daraus wird ersichtlich, dass der Formenreichtum überaus groß ist, aber auf wenigen und einfachen Grundformen beruht.[5] An der Traun trafen einst die beiden Urformen des Gehöfts, der Einhaushof und der Zwiehof, zusammen. Die kleineren Einfachformen bestehen aus Einzelhöfen ohne umbauten Hofraum, während die „Umbauformen“, die um einen Hof herum

1 Wolfgang Klement, Bauernhöfe. Form und Bedeutung alter Gehöfte in Oberösterreich, Linz 1982, S. 11.
2 Gunter Dimt, Historische Gehöfte in Oberösterreich, Weitra 2009 (Dimt 2009).
3 Rudolf Heckl, Oberösterreichische Baufiebel. Die Grundformen des ländlichen Bauens, Salzburg 1949 (Heckl 1949).
4 Adalbert Klaar, Bäuerliche Ortsformen in Oberösterreich, in: Institut für Landeskunde von Oberösterreich (Hg.), Altas von Oberösterreich, Erläuterungsband, Linz 1971, S. 117–134.
5 Heckl 1949, S. 19.

angeordnet sind, größere Gehöfte darstellen.[6] Zu den bäuerlichen Großformen in Oberösterreich zählen der Vierkanthof des Zentralraums oder der offene Vierseithof des Innviertels. In seiner Dimension kleiner ist das Mittertenn-Einhaus im westlichen Salzkammergut und Attergau. Der Streuhof der Eisenwurzen stellt eine weitere Form aus getrennt voneinander errichteten Wohn- und Wirtschaftsgebäuden dar. Streck- und Hakenhof zählen ebenfalls zu den Kleinformen. Als Besonderheit der kleinen landwirtschaftlichen Gebäude, die als Einzelhof konstruiert sind, kann das Auszugshaus bezeichnet werden, dem hier nun das Hauptaugenmerk zukommt.

Die Recherche in der bereits angeführten Literatur sowie in vielen weiteren themenspezifischen Arbeiten zeigte, dass dieser Kategorie bisher nur wenig Aufmerksamkeit zuteilgeworden ist. Das Auszugshaus ist Bestandteil eines großen landwirtschaftlichen Gefüges, nimmt innerhalb dessen aber eine eigenständige Funktion ein, sodass es auch losgelöst von der Landwirtschaft funktionieren kann. Das auch als Austragshaus, Ausziehhaus, Ausnahm, Ausgedinge oder Altenteil bezeichnete Gebäude ist eine für die Altbauern errichtete Hofstätte, die nach der Übergabe des Hofes an die Erben der alten Generation als Wohnstätte diente.[7] Es konnte auch für ledige weichende Erben, Geschwister des Erbbauern, Gesinde und Handwerker verwendet werden. Im Allgemeinen waren Auszugshäuser nur auf wohlhabenden Höfen zu finden. Auf ärmeren Höfen mussten die Altbauern in Austragsstuben ziehen. Sie sind in der Regel schlicht, mehrstöckig und auf kleiner Grundfläche errichtet. Dem Wohnraum war stets auch ein kleiner Wirtschaftsteil mit Stall und Scheune sowie ein kleiner Garten angeschlossen, um die Eigenversorgung zu gewährleisten.[8] Damit stellt das Auszugshaus eine kleine eigenständige landwirtschaftliche Gehöftform, die unabhängig vom Bauernhof funktionieren konnte, dar. Die Auszügler verfügten über keine Rente. Sie lebten vom Auszug, von Kleinvieh, das sie hielten, und den Erträgen, die sie auf den Bittäckern ernten konnten. Der Bittacker musste, wie der Name sagt, vom Bauern erbeten und in der Erntezeit abgearbeitet werden. Der Auszug sah um 1800 folgendermaßen aus: Täglich ein Liter Milch, wöchentlich 4 kg Schwarzbrot, jährlich 40 kg Fleisch, dazu 50 kg Mehl, 100 kg Kartoffeln und 100 kg Kraut. Im Sommer arbeiteten die Auszügler auf den Feldern, solange ihnen dies möglich war. Das kleine Entgelt reichte für Besonderheiten wie Zucker und Kaffee am Sonntag.[9]

Die österreichweite Verteilung des Bautypus zeigt, dass Oberösterreich mit Abstand die meisten Gebäude dieser Art aufweist, gefolgt von Tirol und Salzburg. In den übrigen Bundesländern tritt er kaum oder gar nicht auf. Die Nähe dieser drei Bundesländer zu Bayern, wo der Typus ebenfalls zahlreich vertreten ist, lässt auf einen engen regionalen und länderübergreifenden Austausch schließen. Landwirtschaftliche Bau- und Arbeitsweisen beeinflussten sich stets gegenseitig innerhalb verwandter Kulturkreise, sodass es auch zu wechselseitigen Anregungen in baukulturellen Belangen kam.

Bauliche Zeugnisse dieses Typus reichen in Oberösterreich bis ins 16. Jahrhundert zurück. Die ältesten erhaltenen Beispiele sind im Hausruck- und Mühlviertel zu finden. Bauwerke aus der Barockzeit kommen im Zentralraum vor allem im Eferdinger Becken vor. Biedermeierliche Auszugshäuser kommen speziell im Mühlviertel vor. Ein Großteil der Gebäude stammt aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Das Auszugshaus ist zumeist als Wohnstallhaus, bei dem Mensch und Vieh unter einem Dach leben, oder als Wohnspeicherhaus, das Mensch und Vorräte in einem Gebäude vereint, ausgeführt. Beide Formen sind in Oberösterreich vorhanden und gehören zur Einhof-Struktur.[10] Die Trennlinie verläuft in Nord/Südrichtung, wobei das westliche Hausruckviertel, das Mondseeland und der Attergau dem Verbreitungsgebiet des Wohnstallhauses zuzurechnen sind. Das Wohnspeichersystem findet sich im oberösterreichischen Alpenvorland und im Mühlviertel.[11] Im Folgenden sollen drei repräsentative, noch weitgehend authentisch erhaltene Beispiele vorgestellt werden, die in Materialität, Gestaltung und Struktur nicht unterschiedlicher sein können.

---

6 Heckl 1949, S. 66 f.
7 https://de.wikipedia.org/wiki/Auszugshaus (05.09.2024).
8 Mehr dazu vgl. Othmar Schuberth / Hermann Kaser, Denkmalhof Kernstockhaus Poering. Museumsführer, Gampern o. J.
9 Ebenda, S. 20.
10 Dimt 2009, S. 13.
11 Gunter Dimt, Haus und Hof zwischen Nordwand und Alpenrand – eine Spurensuche, in: Lothar Schultes / Bernhard Prokisch (Hg.), Gotikschätze Oberösterreich, Weitra 2002, S. 87–96, hier: 91 f.



Abb. 1: Sogenanntes „Kernstockhaus“ in Pöring, Gemeinde Gampern



Abb. 2: Sogenanntes „Brezerhaus“ in Rutzersdorf, Gemeinde Sarleinsbach

Das sogenannte „Kernstockhaus“[12] in Gampern (Abb. 1) gehörte ehemals als Ausgedinge zum nebenstehenden Kapellerhof, der bereits um 1400 erstmals urkundlich erwähnt wird.[13] Die Datierung „1605“ im Inneren des Hauses lässt Rückschlüsse auf eine Erbauung im ausgehenden 16. oder beginnenden 17. Jahrhundert ziehen. Es stellt ein Wohnspeicherhaus in Holzblockbauweise dar. Der Blockbau ist die eigentliche alpenländische Bauweise und besteht aus waagrechten aufeinandergelegten, ursprünglich unbehauenen Rundholzstämmen, die an den Enden durch Ausnehmungen verbunden sind.[14] Das „Kernstockhaus“ entspricht der Feinform des Kantblockbaues ohne Vorköpfe, wie sie beim Wohnbau angewendet wurde. Der Rundblockbau mit verschränktem Eckverband und Vorköpfen wurde in erster Linie für Nutzbauten und einfache Bauwerke verwendet.[15] Das „Kernstockhaus“ entspricht einem Rauchküchenhaus, das – im Unterschied zum Rauchhaus – einen Kamin hatte, der den Rauch aus dem Inneren nach außen transportierte.[16] Das Haus wird heute als Literatur- und Bauernmuseum geführt und zeigt neben Ausstellungsstücken der Schriftsteller:innen Ottokar Kernstock, Ursel Peter und Martin Machule eine umfangreiche Sammlung historischer Bauernmöbel, welche die Lebens- und Arbeitswelt der ländlichen Bevölkerung im Spätmittelalter und der frühen Neuzeit veranschaulicht.[17]

Die auch als „Brezerhaus“ (Abb. 2) bezeichnete Ausnahm in Sarleinsbach stammt aus dem 16. Jahrhundert und wurde urkundlich bereits 1680 als vom Hof getrennt genannt.[18] Dies bezeugt bereits für das 17. Jahrhundert eine gewisse Eigenständigkeit als landwirtschaftliche Kleinform, die aber stets in Verbindung zum zugehörigen nebenstehenden Gehöft stand. Das zweigeschossige, breit gelagerte Gebäude ist im Erdgeschoß mit Bruchsteinen gemauert und verputzt, während das Obergeschoß als Holzblockbau, der durch Verputz nicht sichtbar ist, ausgeführt wurde. Rückwärts schließt ein Stadel und ein Troadkasten an. Im Erdgeschoß war der Stall untergebracht, im Obergeschoß die Wohnstube. Damit vereint es sowohl das Wohnstall- als auch das Wohnspeicherhaus miteinander. Das seit 1985 vom Sarleinsbacher Verschönerungsverein als Museum betriebene, seit 2016 aber geschlossene „Brezerhaus“ stellt eines der ältesten erhaltenen Ausgedinge als bäuerliches Wohn- und Wirtschaftsgebäude vom Typus des Obermühlviertler Einhauses, wie er für die Besiedlungs- und Rodungsphase im oberen Mühlviertel typisch war, dar.

12 Benannt nach dem österreichischen Priester und Heimatdichter Ottokar Kernstock (1848–1928), dessen Nachlass im Haus ausgestellt wird.
13 Marianne Müller, Pöring, in: Michael Aichmayr / Gottfried Tichy (Hg.), Heimatbuch Gemeinde Gampern. Brücke zwischen Hausruck und Salzkammergut, Vöcklabruck 2015, S. 586–589, hier: 586.
14 Otto Swoboda, Alte Holzbaukunst in Österreich, Band 3, Salzburg 1986, S. 5 f., 10.
15 Heckl 1949, S. 171.
16 Gottfried Tichy, Das Bauernmuseum in Pöring – ein 400jähriges Hausruckhaus, in: Michael Aichmayr / Gottfried Tichy (Hg.), Heimatbuch Gemeinde Gampern. Brücke zwischen Hausruck und Salzkammergut, Vöcklabruck 2015, S. 240–243, hier: 240.
17 Mehr dazu vgl. https://www.kernstockhaus.at/ausstellungsstuecke.html (05.09.2024).
18 Dehio Oberösterreich, Mühlviertel, Band 1, Bundesdenkmalamt (Hg.), Wien–Horn 2003, S. 796 (Dehio 2003).



Abb. 3: Auszugshaus in Katzing, Gemeinde Rohrbach-Berg

Die Auszugshäuser repräsentieren auch die regionalen Bautraditionen. Das Mühlviertel ist bekannt für seine Steinbloßarchitektur. Die traditionsreiche Bauweise prägt bis heute den Baustil im Granithochland. Kalk war rar und teuer, weshalb man sich mit handwerklichem Geschick und Kreativität des hier reichlich verfügbaren Baumaterials bediente. Die beackerten Wiesen und Felder brachten Massen an grauen Granitfindlingen zum Vorschein. Diese wurden mit der flachen Seite nach außen zu doppelwandigen Mauern aufgestaut, mit Sand und Erde gefüllt, mit Lehm und Kalk verfugt. Durch Jahre der Verwitterung wurde die Farbe an vielen Stellen abgewaschen und die grauen Granitsteine freigelegt. Diese traditionelle Bauweise wurde auch bei den Auszugshäusern angewendet. Der kleine bereits 1314 urkundlich erwähnte Weiler Katzing in Rohrbach-Berg[19] stellt eine einzigartige Steinbloßsiedlung aus zwei Gehöften, einer Kapelle und einem Auszugshaus (Abb. 3) dar. Letzteres ist als kleines zweigeschoßiges Wohnhaus mit Walmdach ausgeführt. Es stammt laut Bezeichnung aus dem Jahr 1843 und gehört zum nebenstehenden Vierseithof, der um 1810 errichtet wurde. Die Datierungen legen nahe, dass es vermutlich um 1843 zu einer Hofübergabe kam und daher für die Altbauern ein eigenständiges, im Stil dem Bauernhof angepasstes Wohnhaus in unmittelbarer Nähe errichtet wurde. Aus derselben Zeit stammt auch die gegenüberliegende steinbloße Dorfkapelle als Andachtsraum für die kleine Dorfgemeinschaft. Vor allem in Oberösterreich und hier speziell im Mühlviertel finden sich derartige bäuerliche Ortsstrukturen, die generationenübergreifendes Zusammenleben und gelebten Glauben vereinen, noch mehrfach.



Abb. 4: Sogenanntes „Stöckl“ in der Schloßstraße, Alkoven

Wie bereits ausgeführt, hing die Errichtung von Auszugshäusern vom Wohlstand der Bauern ab. Dieser äußerte sich auch in der Gestaltung und Dekoration von Fassaden und Ausstattung. Manche Beispiele zeigen einen außergewöhnlichen Reichtum und bringen so das Ansehen des Bauern sichtbar zum Ausdruck. Die auch als „Stöckl“ bezeichnete Ausnahm in Alkoven (Abb. 4) steht mit seiner reich gegliederten Rokokoschauseite gegenüber dem zugehörigen im Vergleich dazu schlicht gestalteten Vierkanthof. Die Giebelfassade erfährt durch die Portalanlage mit dekorativer Rahmung, die sich aus zwei spitz aus der Fläche vortretenden Halbpfeilern und einem darüber ansetzenden geschweiften Giebel zusammensetzt, eine außergewöhnliche Akzentuierung. Eine reich verzierte Kartusche mit Segensspruch und Sonnenuhr bekrönt die Türöffnung. Dieses hervorragende Beispiel eines spätbarocken Auszugshauses repräsentiert mit seiner aufwendigen ornamental-plastischen Ausschmückung an der Fassade die Hochblüte des sogenannten „Bauernbarock“[20]. Dieser Stil war am Ende des 18. Jahrhunderts beim Übergang von barocken in Rokokoformen vor allem auf

19 Dehio 2003, S. 100.
20 https://de.wikipedia.org/wiki/Bauernbarock (13.09.2024).

den dekorativen Zusammenhang bedacht. Außerdem verdeutlicht das Haus den Ausdruck spezifisch bäuerlicher Sozialstruktur, in der die alte Generation, die in dieses Haus einzog, als Träger und Überlieferer von Traditionen besondere Achtung genoss und schließlich architektonisch zum Ausdruck gebracht wurde.

In Oberösterreich werden knapp 90 Prozent der Landesfläche land- und forstwirtschaftlich genutzt. Die Bäuerinnen und Bauern prägen damit bis heute ganz wesentlich das Bild und die Kultur des Bundeslandes. Die unterschiedlichen Gehöftformen tragen zur Gestaltung dieses Bildes bei und formen die regionale Kulturlandschaft. Das Auszugshaus ist – nach den ältesten Beispielen, die in Oberösterreich zu finden sind – zumindest seit dem ausgehenden 16. Jahrhundert ein wichtiger baulicher Bestandteil der Gehöfte. Nur mehr wenige Exemplare sind aus dieser Zeit erhalten. Ihre ursprüngliche Funktion als Hofstätte der weichenden Altbauern haben sie in den meisten Fällen verloren. In vielen Fällen wurden sie verkauft und damit vom Hof losgelöst oder einer neuen Nutzung wie Ferienwohnungen zugeführt. All das trägt maßgeblich dazu bei, dass der Charakter des Hauses verloren geht. Viele kommen durch Abbruch vollständig abhanden, sodass sich die Zahl der erhaltenen Auszugshäuser heute drastisch reduziert hat. In wenigen Fällen, wie beim „Kernstockhaus“ in Gampern, finden sie eine museale Nutzung, um künftigen Generationen die historische Arbeits- und Lebenswelt der bäuerlichen Gesellschaft zu präsentieren. Die wissenschaftliche Aufarbeitung dieser besonderen Gebäudekategorie ist ein Desiderat und wäre dringend erforderlich. Mehr Wissen über diese Häuser könnte das Verständnis dafür stärken. Das würde die geschichtliche, künstlerische und kulturelle Bedeutung dieses Typus festigen, einen Denkmalschutz ermöglichen und so die letzten noch authentisch erhaltenen Auszugshäuser dieses Landes für die nachkommenden Generationen bewahren.

Bettina Withalm

Die Tauernhäuser Schößwend und Spital an der Nordseite des Felbertauern als alpine Stützpunkte am historischen Handelsweg

The Tauern houses Schößwend and Spital on the north side of the Felbertauern as an Alpine outpost on the historic trade route

The Tauern houses Schößwend and Spital, located on the north side of the Felbertauern, were already being used during the Middle Ages as a resting point for freight haulers and traders. They arose from former "Schwaigen" (stockyards), and the Salzburg sovereigns entrusted them with certain tasks meant to protect and supply the traders on the often long, difficult passing routes. Since the sovereigns had an economic interest in the trade route remaining functional, they supplied the former stockyards with natural produce. Both Tauern houses Schößwend and Spital, together with their outbuildings, bear witness to a complex business enterprise with a continuity that has lasted for centuries. They have been preserved in an authentic overall condition, allowing them to impressively demonstrate the design features and creative preferences of the late Middle Ages and the early modern era.

Wir befinden uns im Salzburger Pinzgau. Von Mittersill zieht sich das Felbertal südwärts in Richtung Felbertauern. Dort befindet sich der Ort Oberfelben, wo müde Wanderer bis 1958 im Tauernhaus Schößwend (Abb. 1) einkehren und sich mit regionalen Speisen stärken konnten. Im Tauernhaus Spital (Abb. 2) war dies sogar bis in die frühen 1990er Jahre möglich. Den Wenigsten war bisher wohl bekannt, dass die Möglichkeit des Obdachs und der Versorgung an diesen Schauplätzen bereits vor mehreren Jahrhunderten bestand. Um sich der ehemaligen Relevanz der beiden Tauernhäuser Schößwend und Spital anzunähern, ist es vorab notwendig, die modernen Verkehrsverbindungen der alpinen Landschaft Salzburgs, die Tauernautobahn A10 mit dem Katschbergtunnel oder den Tauerntunnel zwischen Böckstein und Mallnitz, gedanklich auszublenden. Der kürzeste Weg nach Süden führte über die Tauern, üblicherweise zu Fuß. Der Name „Tauern" findet sich nicht nur in den Alpen, sondern in ganz Südwesteuropa bis nach Kleinasien. Die Bezeichnung



Abb. 1: Oberfelben, Salzburg, Schößwend, Ansicht von Südwesten, Aufnahme 2024



Abb. 2: Oberfelben, Salzburg, Tauernhaus Spital mit Kapelle, Ansicht von Südosten, Aufnahme 2024

bedeutet schlicht „Berg, Gebirge“ oder später auch *„für den Viehtrieb geeigneter Gebirgsübergang“*.[1] Auf dem Gebiet des heutigen Österreich liegen mehrere sogenannte Tauern-Übergänge, die teilweise bereits in der Bronzezeit – und später von den Römern – als Handelsweg in den Süden genutzt wurden. Vom Pinzgau aus führten Wege über den Krimmler, den Felber, den Kalser und den Fuscher Tauern in Richtung Süden.[2]

Beim Felbertauern handelt es sich um einen relativ niedrigen Alpenübergang mit einer Scheitelhöhe von 2.481 m. Er führte von Mittersill aus durch das Felbertal über den Gebirgspass nach Osttirol. Um 15 v. Chr. dürften die Römer einen Weg hier angelegt haben, doch durch mangelnde Pflege desselben nahm der Verkehr wieder ab. Erst mit der Besiedelung des Pinzgaus durch die Bayern im 7. und 8. Jahrhundert wurde der Weg wieder stärker frequentiert. Spätestens ab dem 12. und 13. Jahrhundert war der Felbertauern eine wichtige wirtschaftliche Verbindungslinie zwischen dem Pinzgau und dem Iseltal. Neben dem Lokalhandel etablierte sich hier bereits früh auch der Fernhandel. Dieser Handel wurde auch als „Saumhandel“ bezeichnet. Die sogenannte „Säumerei“ war ursprünglich ein Nebengewerbe der Landwirtschaft. Urkundliche Nachrichten dazu reichen bis in das 13. Jahrhundert zurück. In der Zeit von 1300 bis etwa 1550 erreichte dieser seine höchste Blüte. Wichtigstes Handelsgut war das Salz. Mittersill nahm im Salzhandel eine Sonderstellung ein, da die Mittersiller Bürger das Recht des alleinigen Salzhandels über den Felbertauern innehatten. Im Winter wurde es auf Pferden oder Schlitten aus den Salinen Hallein, Reichenhall und Schellenberg zugeführt. Neben dem Salz wurden Metalle, Leder, Häute, Wolle, Loden, Leinwand, Tücher, Holz etc. in den Süden gebracht. Als Rückfracht brachten die Säumer in erster Linie Weine aus Südtirol, Italien und aus dem Friaul mit. Aber auch Blei, Eisen, Gold- und Silberwaren, Samt, Seide, Gewürze, Südfrüchte, Honig und Öl transportierte man nach Norden.[3] Von September 1462 bis zum September 1463 wurden 504 mautpflichtige Tauernsäumer gezählt.[4]

Die Salzburger Landesfürsten waren aus wirtschaftlichen Gründen am Funktionieren des Tauernhandels interessiert und ließen deshalb zum Schutz für die Reisenden auf den langen und oft beschwerlichen Passwegen die Tauernhäuser als Stützpunkte errichten. Sie hatten für den Verkehr über den Felbertauern spezielle Aufgaben zu erfüllen. Auf der Nordseite des Felbertauern erhielten die ganzjährig bewirtschafteten Viehhöfe (auch als „Schwaigen“ bezeichnet) Spital und Schößwend diese Aufgaben und wurden von den benachbarten Schwaigen Oberreit und Rain unterstützt.[5] Auf der Südseite sollte das Matreier Tauernhaus diesen Verpflichtungen nachkommen. Karl Müller fasste diese Aufgaben bereits 1864 wie folgt zusammen: *„[D]ie Offenhaltung und Herhaltung der Tauernwege, die Aufstellung der Schneestangen und Steinpyramiden, […] die Offenhaltung des Tauernhauses für jeden Fremden, die Begleitung armer Reisenden und die Verabreichung von Obdach und Kost an sie, das Aufsuchen, die Rettung, Salbung und Erquickung von Verirrten und Verunglückten, schließlich der Transport der Leichen der auf den Tauern zu Grunde Gegangenen zur nächsten Pfarre […] Abends sollen die Tauernwirthe schreien oder auf dem Horn blasen oder eine Glocke läuten, um die Verirrten auf den Zufluchtsort aufmerksam zu machen […]“*.[6] Aufgrund der großen Gefahr durch plötzliche Unwetter kam es – vor allem in den Monaten April, Oktober und November – immer wieder zu Todesfällen, man bezeichnete diese auch als „Tauernopfer“. Ein altes Sprichwort lautete: *„Der Tauern kostet jedes Jahr allemal einen Toten.“*[7] Um die Opferanzahl möglichst gering zu halten, wurden die dem Tauernwirt beigestellten „Tauernknechte“ oftmals bei Schlechtwetter ausgeschickt, um den Herannahenden durch akustische Signale mit dem sogenannten „Nebel- oder Büllhorn“

1 https://www.sn.at/wiki/Tauern (14.08.2024).
2 Heinz Dopsch, Die Saumwege über die Tauern und die Tauernhäuser, in: Stadtgemeinde Mittersill (Hg.), Mittersill. Vom Markt zur Stadt, Oberndorf bei Salzburg 2008, S. 156–161 (Dopsch 2008).
3 Gerbert Lauth, Der uralte Saumweg über den Felbertauern, in: Michael Forcher, Mittersill in Geschichte und Gegenwart, Mittersill 1985, S. 76–85 (Lauth 1985).
4 Ebenda, S. 76 f.
5 Als „Schwaigen“ bezeichnete man einen Wirtschaftshof auf Berghängen mit Schwerpunkt auf Viehzucht und Milchwirtschaft. Eine historische Auseinandersetzung mit der Entstehung von Schwaigen veröffentlichte Herbert Klein in den Mitteilungen für Salzburger Landeskunde: Herbert Klein, Über Schwaigen im Salzburgischen, in: Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg 1931, S. 109–128.
6 Karl Müller, Die Alpenstraßen, 2. Die Alpenpfade, in: Otto Ule / Karl Müller, Die Natur, 13. Band, Unveränderter Nachdruck der Originalausgabe von 1864, 1. Auflage, o. O. 2023, S. 30–32 (Müller 2023).
7 Rainer Pollack, Der Felbertauern und das Matreier Tauernhaus, Hausach/Matrei 1991, S. 26 (Pollack 1991). Hier findet sich auch eine Chronologie der einzelnen Tauernopfer ab 1560.

(dieses wurde aus einem Ziegenbockhorn angefertigt) den Weg zu weisen.[8] Karl Müller nennt die Tauernknechte *„den wichtigsten Schutz“*, weil: *„Vollkommen vertraut mit den Gefahren und den Vorzeichen des Unwetters, bilden sie in jenen unwirthlichen Höhen die eigentliche Vorsehung.“*[9] Die Aufgabe als Versorgungsstätte von Verletzten hat sich im Namen „Tauernhaus Spital“ verewigt, der seit dem 14. Jahrhundert bezeugt ist. Das Tauernhaus Schößwend erhielt in der frühen Neuzeit eine weitere Aufgabe: Aufgrund der Enge des Tales und der damit günstigen Möglichkeit der Warenkontrolle übernahm das Tauernhaus Schößwend die Einnahme von Abgaben, die für die Einfuhr von Vieh und Wein zu leisten waren. Als Entschädigung für diese Tätigkeiten erhielten die Tauernwirte jährliche Zuwendungen in Form von Naturalien (Roggen, Bohnen, Gerste, Hafer), die auch als „Tauernprovision“ bezeichnet wurden. Im Zusammenhang mit der Verpflegung von Reisenden steht auch die Verleihung des Schankrechts, welches das Tauernhaus Spital bereits im 16. Jahrhundert erhielt.[10]

Der Felbertauern war aber nicht der einzige Übergang Richtung Süden. Die Route über den Katschberg und den Radstädter Tauern, über den bereits die Römer eine Fahrstraße errichtet hatten, zog als niedrigster und gefahrlosester Übergang östlich des Brenners den stärksten Warenverkehr im Salzburger Raum an sich. Als dieser Übergang am Beginn des 16. Jahrhunderts wieder befahrbar gemacht wurde, beschränkte sich der Handel über den Felbertauern in weiterer Folge auf den Nahverkehr. Zwischen 1700 und 1800 bestand zumindest ein regelmäßiger Postbotenverkehr von Mittersill nach Matrei.[11] Auch wenn der Personen- und Warenverkehr rückläufig war, blieb der Pass weiterhin frequentiert, da er die einzige direkte Verbindung zwischen den beiden Salzburger Pfleggerichten Mittersill und Matrei war. Bis in das frühe 20. Jahrhundert blieb der Felbertauern Handelsweg für Marktleute, Handwerker, Teppichhändler und Viehtreiber mit ihren Herden.[12] Die „Tauernprovision“, die Zuwendungen, welche die



Abb. 3: Hinweistafel für Wanderer aus dem frühen 20. Jahrhundert

Tauernhäuser erhielten, wurden im Jahr 1849 in Geld umgewandelt.[13] Diese Provisionen wurden noch sehr lange beibehalten. 1938, schon unter dem NS-Regime, erhielten die Tauernhäuser Spital und Schößwend je 400 Schillinge, ehe dieses Recht erlosch.[14]

Die Eisenbahn beendete schließlich den Felbertauernverkehr. Am 30. Juni 1875 fuhr der erste Zug von Innsbruck nach Salzburg, ab 1898 verband die Pinzgauer Lokalbahn Zell am See mit Krimml und ab 1909 fuhr der erste Zug durch den Tauerntunnel zwischen Böckstein und Mallnitz. Im Jahre 1922 wurde die St. Pöltener Hütte auf der Tauernhöhe eröffnet, wodurch die Gefährlichkeit des Felbertauern entschärft wurde und verstärkt Wanderer und Touristen den Gebirgspass erklommen (Abb. 3).[15]

Anton von Ruthner hat sich im Jahre 1864 erstmals mit der Geschichte der Tauernhäuser Spital und Schößwend auseinandergesetzt. Die Geschichte der Tauernprovision hat er gründlich recherchiert, doch die Entstehungsgeschichte der Gebäude blieb im Dunkeln: *„Den Zeitpunkt, in welchem die einzelnen Tauernhäuser als solche entstanden sind, zu ermitteln, unterliegt großen Schwierigkeiten. Das Institut ist jedenfalls uralt und stammt aus den Zeiten des patriarchalischen Regimentes der Fürsterzbischöfe von Salzburg.“*[16] Im Jahre 1897 wurden die sogenannten „Tauernhäuser“

8 Dopsch 2008, S. 159.
9 Müller 2023, S. 30–32.
10 Pollack 1991, S. 41.
11 Ebenda, S. 11.
12 Lauth 1985, S. 76–85.
13 https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno-plus?aid=oav&datum=19420004&query=(text:Sch%c3%b6%c3%9fwend)&ref=anno-search&seite=84 (14.08.2024).
14 Pollack 1991, S. 42.
15 Ebenda, S. 19.
16 Anton von Ruthner, Aus den Tauern. Berg und Gletscherreisen in den österreichischen Hochalpen, Wien 1864, S. 403.

als *„Eigentümlichkeit der Salzburger Hochgebirge“* bezeichnet.[17]

Im Zuge der Überprüfung auf Denkmaleigenschaften im Frühjahr 2024 wurde festgestellt, dass die beiden Tauernhäuser Spital und Schößwend einen beeindruckenden Gesamtzustand und eine Fülle an bemerkenswerten Baumerkmalen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit aufweisen, die eindrücklich die Geschichte der Nutzung als alpine Versorgungsstätten dokumentieren.

Rainer Pollack hat in der Publikation *Der Felbertauern und das Matreier Tauernhaus*[18] die Geschichte der beiden Tauernhäuser Spital und Schößwend mit aufgenommen, sodass ein grober Überblick über die Entstehungs- und Baugeschichte geboten werden kann.

Das Tauernhaus Schößwend

Die erste urkundliche Erwähnung des Tauernhauses Schößwend („scheswent“) fällt in das Jahr 1329. Der Name bedeutet „schoßartige Vertiefung ins Gewände“, womit der plateauartige Einschnitt im Felbertal gemeint ist. Das Tauernhaus Schößwend diente ab der frühen Neuzeit vor allem der Einhebung der Maut. Von Mai bis November kontrollierte hier ein Wächter den Warentransport. Dem Wächter wurde als Unterkunft die Dachkammer zur Verfügung gestellt. Diese Dachkammer, oder die sogenannte „Zöllnerstube“, ist auch heute noch – mit drei kleinen Schiebefenstern des 16. Jahrhunderts – im Dachgeschoss vorhanden (Abb. 4). Die nach Norden gerichteten Fenster ermöglichten den Blick auf die ankommenden Säumer. Die schriftliche Quellenlage zu den Tauernhäusern im späten Mittelalter ist eher karg. Erst später tauchen Informationen auf. In der Gegenreformation wurde oft geklagt, dass die Osttiroler die Tauernhäuser als Wirkungsstätte benutzten, um Holzarbeiter und Säumer vom römisch-katholischen Glauben abzubringen. Im Jahre 1694 soll ein Knecht verurteilt worden sein, weil er im Tauernhaus Schößwend lutherische Lieder gesungen hatte. Im Laufe des 18. Jahrhunderts war die Zahl der Säumer rückläufig. Im Jahre 1754 wurde Matthias Steiner als Wächter in Schößwend genannt. 1780 erschien Schößwend nur noch vereinzelt in den Umgeldrechnungen der Erzbischöfe auf. Die letzte Dienstinstruktion für den Maut- und Weinschreiber im Wachthaus Schößwend stammt aus dem Jahre 1802. 1868 erwarb Franz Scharler die „Tafern Schößwendt“.



Abb. 4: Oberfelben, Salzburg, Tauernhaus Schößwend, Ansicht von Nordosten, Aufnahme 2024

Am First der großen Stallscheune sind die Jahreszahl „1868“ und die Initialen „F.S.“ zu lesen, die an diesen Kauf erinnern. Auch dürften in dieser Zeit Adaptierungen und bauliche Erweiterungen durchgeführt worden sein.[19]

Das Tauernhaus Schößwend (Abb. 1) weist ein gemauertes Erdgeschoss auf, das an Nord- und Ostseite durch breite Strebepfeiler gestützt wird. Das Obergeschoss ist als Blockbau mit Kopfschrot ausgeführt. Die an der Außenseite sichtbaren Balkenenden der eingestellten Zwischenwände sind als Schließschrot ausgeführt und mit einer glockenförmigen Zierform gestaltet. Die Pfette am Dachfirst des Tauernhauses trägt die Jahreszahl „1549“ und die Inschrift „INRI“. Am anderen Ende der Firstpfette ist dieselbe Datierung, allerdings spiegelverkehrt, angebracht. An der Südseite wird ein Balkon über die gesamte Hausbreite geführt (der sogenannte „Hausgang“). Darüber erstreckt sich das sogenannte „Firstgangl“ (kleiner Balkon im Giebel). Die Balkonbrüstung wurde mittels Lochsägedekor geschmückt. Eine vom Balkon aus sichtbare ehemalige Türöffnung, die später verschlossen wurde, zeigt am Türsturz ein

17 Wilhelm Schjerning, Die Pinzgauer, Stuttgart 1897, S. 279.
18 Pollack 1991.
19 Ebenda, S. 44–48.



Abb. 5: Oberfelben, Salzburg, Bündeln feiner Linien an der Holzdecke einer Stube im Tauernhaus Schößwend, Aufnahme 2024

Eselsrückenmotiv. Auch kleine (noch funktionstüchtige) Schiebefenster sind an der Südseite noch erhalten, teilweise mit Butzenscheiben.

Ein Rundbogenportal mit Steingewände und doppelflügeligem Holzportal an der Westseite bildet den Hauptzugang. Im Keller weist offenliegendes Bruchsteinmauerwerk auf eine Errichtung im 14. Jahrhundert hin. Am Gewölbebogen sind Schalungsabdrücke zu sehen. Das Vorhaus weist ein Tonnengewölbe mit Stichkappen auf, dessen Grate angeputzt sind und sich an der Spitze überkreuzen. Eine Besonderheit stellt die Gestaltung der Holzoberflächen in mehreren Stuben und Kammern dar. Hier zeigen sich Streifen, die sich aus einzelnen Bündeln mehrerer feiner Linien zusammensetzen (Abb. 5). Diese Streifen tauchen immer wieder bei Gestaltungen von Holzoberflächen des 15. und 16. Jahrhunderts auf. Sie wurden europaweit auf Vertäfelungen, Möbeln, Gemäldetafeln und Altären beobachtet. Ob es sich um ein ästhetisches Gestaltungselement oder um einen religiösen Hintergrund im Sinne einer apotropäischen (Unheil abwehrenden) Funktion handelt, konnte noch nicht abschließend geklärt werden.[20] Immer wieder haben die Türen geschweifte Spitzbögen (Eselsrückenmotiv), welche eine zeitliche Einordung in das 16. Jahrhundert ermöglichen. 1682 wurde die kleine barocke Kapelle, die sich nordwestlich des Tauernhauses befindet, erstmals erwähnt. Es handelt sich um einen kleinen Bau mit Walmdach, ohne Turm. Der Bau weist an der Westseite eine polygonale Apsis auf. An der Nord- und Südseite gibt es jeweils eine rundbogige Fensteröffnung. Das barocke Altarbild zeigt eine Darstellung der sieben Zufluchten. Dieses Thema erfreute sich in den 1690er Jahren großer Beliebtheit und kam vor allem im alpinen Bereich häufig zur Anwendung. Angesichts der Gefahren des Weges über den Felbertauern konnte man hier göttlichen Beistand erbitten. Die sich im Gelände abzeichnende Erhebung südlich des Tauernhauses Schößwend stellt den Standort einer ehemaligen Stallscheune dar, die am Franziszeischen Kataster und auf alten Ansichten noch zu sehen ist (Abb. 6). Heute befindet sich nördlich des Tauernhauses eine große Stallscheune (Abb. 7), die ebenfalls bereits am Franziszeischen Kataster von 1830 zu sehen ist. Eine Entstehung im 17./18. Jahrhundert ist wahrscheinlich. Sie ist im Erdgeschoss (Stallbereich) gemauert und im Obergeschoss als Holzblockbau mit Kopfschrot ausgeführt. An der West- und Ostseite ist der Holzblockbau mit Lauben versehen, die mit Tro-



Abb. 6: Tauernhaus Schößwend, Postkarte mit einer Ansicht von Norden, um 1900



Abb. 7: Oberfelben, Salzburg, Tauernhaus Schößwend mit Nebengebäuden, Ansicht von Norden, im Vordergrund die große Stallscheune und rechts die Kapelle, Aufnahme 2024

20 Mit dieser Thematik hat sich Helge Bartsch eingehend auseinandergesetzt, vgl. „Zu schön um wahr zu sein?“ Ästhetik in der Praxis der Holzrestaurierung Tagung 17.–19.06.2011, Köln, https://idw-online.de/de/attachmentdata9506.pdf (28.10.2024).

ckenstangen für das Erntegut nach außen abgegrenzt sind. Auch östlich des Tauernhauses befindet sich eine kleine Stallscheune, die in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts errichtet wurde. Sie ist am Franziszeischen Kataster von 1830 noch nicht zu sehen. Es handelt sich um einen Kantholzblockbau mit Kopfschrot. Zahlreiche leere Blattsassen an den einzelnen Bauhölzern deuten darauf hin, dass der Bau aus Teilen der ehemaligen Stallscheune, die sich südlich des Tauernhauses befunden hat, errichtet wurde. Etwas abseits, nordwestlich des Tauernhauses, ist noch ein Futterstall situiert, welcher zur Fütterung des Weideviehs vor Ort diente. Dabei handelt es sich um einen kleinen schlichten Rundholzblockbau mit Kopfschrot auf Bruchsteinsockel mit flachem Satteldach und breiten Lüftungsschlitzen. Er ist am Franziszeischen Kataster bereits dargestellt und existierte also bereits vor 1830.

Es handelt sich hier um einen Gruppenhof, welcher entstehungsgeschichtlich für den Pinzgau – bei größerem Besitz – die tradierte Hofform darstellt. Im Vergleich zu den beiden anderen Tauernhäusern am Felbertauern (Spital und Matrei) ist zu betonen, dass das Tauernhaus Schößwend mit seinen Nebengebäuden den Typus des Gruppenhofes am besten repräsentiert, da sich hier noch mehrere historische Nebengebäude erhalten haben. Der Gruppenhof hatte zahlreiche Funktionen zu erfüllen: Die Bestandteile der Anlage sollten das Wohnen, die Einnahme der Maut, die Viehhaltung, das Bewirten von Gästen, die Lagerung von Ernteerträgnissen und die Seelsorge ermöglichen. Die über Jahrhunderte bestehende Kontinuität der Nutzung dieser Gesamtanlage sowie der authentische Erhaltungszustand sind hervorzuheben. Die Entwicklung von einer bäuerlichen Wirtschaft zur Zufluchts- und Versorgungsstätte für Händler, Viehtreiber und Handwerker ab dem 14. Jahrhundert bis zu einer Labstelle für Wanderer weit in das 20. Jahrhundert hinein ist bemerkenswert.

Das Tauernhaus Spital

Einen etwas anderen Eindruck vermittelt das Tauernhaus Spital, das außer einer kleinen Holzkapelle keine historischen Nebengebäude mehr aufweist (Abb. 2). Die urkundliche Ersterwähnung des Tauernhauses Spital fällt in das Jahr 1200. Damals wurde es als „*swaige in thauern*“ (von „Schwaige“ = Viehhof) bezeichnet. Im Jahre 1350 wurde es „Spital sub Turonem“ (Spital unterm Tauern) genannt. Bereits 1543 wurde dem Wirt des Tauernhauses das Schankrecht verliehen: „*Spitall hat auch ein Tafern schenkrecht von wegen des Velber Thaurn.*“[21] Aus dem Jahre 1565 existiert ein Schriftstück, in dem der damalige Erzbischof Johann Jakob Kuen-Belasi an den Mittersiller Pfleger Pramberger schrieb: „*Wir haben zu unserer Belustigung und Recreation fürgenommen, ain Gestued in den Pinzgeu anrichten.*“[22] Offenbar wurde das Tauernhaus für etwa zehn Jahre als Norikergestüt geführt. In dieser Zeit dürfte das sogenannte „Schee-Zimmer“ (oder „Schönkammer“) angefertigt worden sein. Damit ist eine Kammer gemeint, die sich in Pinzgauer Höfen in der Regel im Obergeschoss befunden hat und oft reich verziertes Mobiliar oder eine Stuckdecke aufwies. Hier wurden besondere Besitztümer der Familie aufbewahrt, wie etwa die Festtagstracht, Schmuck, Gebetsbücher, Heiligenfiguren oder Ähnliches.[23] Das „Schee-Zimmer“ im Tauernhaus Spital war bei Besuchen dem Bischof vorbehalten.

Beim Tauernhaus Spital handelt es sich um einen Kantholzblockbau mit gemauertem Erdgeschoss. Die Dachflächen wurden an den Giebelseiten weit nach vor gezogen, um einen besseren Schutz vor Niederschlägen zu erzielen. Die trotz dieses Dachvorsprungs der Witterung ausgesetzten Bereiche des Kantholzblockbaus sind zusätzlich mit Holzschindeln verkleidet. An den Pfetten sind dekorative Pfettenbretter mit einem herzförmigen Abschluss angebracht. Der Firstbalken trägt die Jahreszahl „1598“. Die kleinen Fensteröffnungen im Erd-, Ober- und Giebelgeschoss haben Fensterläden. An der Westseite gibt es einen mittig positionierten schmalen Balkon. An der gegenüberliegenden Giebelseite (Ostseite) erstreckt sich der Hausgang im Obergeschoss über die gesamte Breite des Gebäudes. Wie im Tauernhaus Schößwend gibt es auch hier im Dachgeschoss einen Balkon (das „Firstgangl“). Die Pfetten wurden ebenfalls mit dekorativen Pfettenbrettern versehen. An der Nordseite ragt ein kleiner Anbau aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts vor, der die Nassräume aufnimmt.

Das Tauernhaus Spital wird von der Westseite über ein Rundbogenportal erschlossen. Der tonnengewölbte Keller zeigt Bruchsteinmauerwerk. Eine Wasserquelle

21 Pollack 1991, S. 42.
22 Ebenda, S. 49 f.
23 Michael Becker / Monika Brunner-Gaurek, Führer durch das Salzburger Freilichtmuseum, Veröffentlichungen des Salzburger Freilichtmuseums, Band 18, St. Margarethen 2011, S. 220.



Abb. 8: Detail eines Türrahmens im Obergeschoss, Tauernhaus Spital, Aufnahme 2024



Abb. 9: Schwarzkacheln eines Ofens, Tauernhaus Spital, Aufnahme 2024

läuft, abgedeckt von Brettern, unter dem Gebäude durch. Sie diente ehemals wohl als Kühlung für hier gelagerte Waren. Im Vorraum ist ein erkerartiger Vorbau zu sehen, der bei näherer Betrachtung als „schliefbarer Kamin" oder „Schliefkamin" identifiziert werden kann.[24] Dieser war vom dahinterliegenden Raum in der Südwestecke (ehemalige Küche) durch eine eiserne Ofentür zu reinigen. Der breite Schlot des Schliefkamins beheizte auch das Obergeschoss mit. Eine stark abgetretene Holztreppe, die mit neuen Brettern belegt wurde, führt in das Obergeschoss. Der Blockbau zeigt an den einzelnen Balkenlagen die unregelmäßigen händischen Bearbeitungsspuren vom Abbeilen der Holzstämme. Auffällig sind die dekorativ gestalteten spätmittelalterlichen Türgewände und Türen. Einzelne Bereiche der Gewände wurden später erneuert. Die Türrahmen sind auffallend breit und haben Abfasungen an den Kanten. Der Türsturz wird durch eine Eselsrückenornamentik (geschweifte Spitzbögen) betont. Über dem Eselsrückenmotiv ist die Abfasung des Türrahmens zusätzlich mit einem geschnitzten Rautenband versehen (Abb. 8). Bei näherer Betrachtung erkennt man an den Türen die gleichen Streifen auf den Holzoberflächen wie beim Tauernhaus Schößwend. In der südöstlichen Ecke des Obergeschosses liegt eine vertäfelte Stube aus Zirbenholz. Die Holzoberflächen erscheinen zwar neu, doch im Hinblick auf die Detailausführung der Renaissance-Ornamente (umlaufender Fries mit geschwungenen Konsolen) ist für einzelne Bereiche eine Entstehung im späten 16. Jahrhundert denkbar. Aufgrund des Erscheinungsbildes der Holzoberflächen kann angenommen werden, dass sie jüngst abgebeizt wurden. Der Raum ist mit einem renaissancezeitlichen Kachelofen versehen, der einen dreistufigen Aufbau mit halbrundem Abschluss aufweist. Eine Reihe mit Schwarzkacheln zeigt Figuren, die Pluderhosen tragen, welche vor allem gegen Ende des 16. Jahrhunderts in Mode waren (Abb. 9). Die Holzoberflächen der Holzbalkendecke und der Tür zum Flur sind wiederum mit den gleichen Bündeln feiner Linien überzogen wie im Tauernhaus Schößwend. Es handelt sich jedenfalls um das prächtigste Zimmer im Haus, das erwähnte „Schee-Zimmer". Auch im Dachgeschoss gibt es ein Zimmer mit spätmittelalterlichem Türgewände und Eselsrückenornamentik am Türsturz. Über der Tür ist ein Spannbrett zu sehen. Dieses keilförmige Brett diente zur Stabilisierung der Decke, wenn sich einzelne Holzbalken verzogen haben.

Im 18. Jahrhundert wurde auf der Wiese neben dem Tauernhaus eine Kapelle aus Holz errichtet (Abb. 2). Da der kleine darin befindliche Barock-Altar die Datierung „1720" aufweist, wird eine Entstehung zu dieser Zeit angenommen.[25] Auf einem Bruchsteinsockel liegt ein Schwellenkranz aus Rundlingen als Basis für die Holzständerkonstruktion. Der Bau hat zwei rechteckige Fenster mit geschmiedeten Winkeleisen. An der Ostwand steht ein Altarretabel mit der Inschrift „T.P. u. CP 1720" auf einer kleinen Altarmensa. Das Retabel hat zwei gewundene Säulen, die von Ranken eingefasst werden. Dabei handelt es sich um die einzige bekannte noch erhaltene Holzkapelle des 18. Jahrhunderts im Bundesland Salzburg. Sie stellt dadurch eine absolute

24 Ältere Kamine hatten einen größeren Querschnitt und waren für die Reinigung besteigbar („schliefbar"), vgl. https://www.freilichtmuseum.com/de/siebensachen/Unsere-h%C3%A4user-ihre-besonderheiten/russischer-kamin.html (11.09.2024).

25 Pollack, 1991, S. 49–51.

Rarität dar. Auch im österreichweiten Vergleich gibt es nur wenige vergleichbare Objekte.[26]

Zusammengefasst lässt sich feststellen: Die beiden beschriebenen Tauernhäuser dienten als unverzichtbare alpine Stützpunkte am historischen Handelsweg. Sie befinden sich in einem überraschend authentischen Erhaltungszustand und vermitteln dadurch auch heute noch ihre damalige Beherbergungs- und Versorgungsfunktion. Sie spielten im Hinblick auf das Funktionieren der wirtschaftlichen Verbindung eine ganz wesentliche Rolle. Durch eine Vielzahl an speziellen Gestaltungsmerkmalen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit führen sie eindrücklich den damaligen Zeitgeschmack vor Augen. Vergleichbares ist heute nur noch in Freilichtmuseen zu sehen. Die beiden erhaltenen barocken Kapellen ergänzen die vielschichtige Nutzung der Tauernhäuser und vermitteln das einstige Bedürfnis nach göttlichem Beistand vor dem Antreten des mitunter gefahrvollen Weges. Es handelt sich um herausragende Dokumente alpiner Baukultur, die durch ihren jahrhundertelangen Bestand für die Sozial- und Wirtschafts- sowie Kunst- und Kulturgeschichte Salzburgs von großer Bedeutung sind.

26 Diese Einschätzung erfolgte auf Basis eines Abgleichs mit HERIS, der Denkmaldatenbank des Bundesdenkmalamtes.

Wolfgang Absenger

Bauernhöfe in der Steiermark

Herausforderung für Denkmalpflege und Denkmalforschung

Farmhouses in Styria: Challenges for preserving and researching monuments

In Styria, researching farmhouses has a tradition going back to the 19th century. This research was institutionalized through the initiatives of Archduke Johann, which led to the founding of the oldest institute for folklore studies in the German-speaking world through Viktor von Geramb at the University of Graz. Although vernacular architecture dwindled during the 20th century, it became documented and presented in museums. This laid the technical foundation for the Austrian Open Air Museum Stübing, founded in 1962 according to Scandinavian and Swiss models. In addition to multiple initiatives to preserve Styrian farmhouses by offices of the province of Styria in recent decades and the establishment of the Styrian Revitalization Fund, the Austrian Federal Monuments Office has striven to preserve Austria's diverse rural heritage. This has proved challenging due to societal changes that are still taking place.

Die steirische Forschungsgeschichte

Die bäuerliche Baukunst war seit alters her Teil lebendiger Volkskultur und bildete in der im 19. Jahrhundert entstehenden Denkmalforschung einen nur untergeordneten Forschungsgegenstand. Eine Lücke, die erst ab dem späteren 19. Jahrhundert durch die Fachdisziplin der Volkskunde ausgefüllt wurde. Seit Beginn der Haus- und Hofforschung war der anfangs überschaubare und im Verlauf des 20. Jahrhunderts immer rasantere Substanzverlust des oft jahrhundertealten vernakulären Architekturbestandes ständiger Begleiter. Schon um 1900 wurde in der Forschung das schwindende ländliche Bauerbe als Ergebnis gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Veränderungen thematisiert. Aus der Perspektive des 21. Jahrhunderts mit seinen nur mehr rudimentären und baulich meist stark veränderten Objektbeständen erscheinen die damaligen Schilderungen von Fachexkursionen mit tagelangen Wanderungen in weitgehend intakten Kulturlandschaften nur mehr schwer vorstellbar.

Die Steiermark nimmt in der Erforschung der Volkskultur durch das persönliche Interesse von Erzherzog Johann und des als Museums- und Forschungsinstitution gegründeten Joanneums in Österreich eine Sonderstellung ein. So ist auch die Entwicklung eines für das frühe 19. Jahrhundert modernen und verhältnismäßig brandsicheren Haustyps mit charakteristischem Säulenportikus mit diesen Initiativen zur Verbesserung des Lebensstandards der ländlichen Bevölkerung in Zusammenhang zu bringen. Die Bezeichnung „Erzherzog-Johann-Haus" wurde erst im frühen 20. Jahrhundert durch die Volkskunde geprägt und bis in die Gegenwart stellen diese Häuser ein unverwechselbares Charakteristikum in Teilen der Ost- und Weststeiermark dar. 1906 erschien das frühe Standardwerk *Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn,* als Text- und Bildteil herausgegeben vom Österreichischen Ingenieur- und Architekten-Verein. Eine in der Hauptsache volkskundliche und typologische Bestandsaufnahme von Bauernhäusern in den habsburgischen Kronländern sowie Regionen des deutschen Kaiserreiches, in welcher auch einige steirische Beispiele dokumentiert und beschrieben werden (Abb. 1).[1] In der Zeitschrift des historischen Vereins für Steiermark publizierte der in Graz promovierte Historiker, Geograf und Germanist Viktor von Geramb 1911 den Artikel „Das Bauernhaus in Steiermark".[2] Er gilt als

1 Österreichscher Ingenieur- und Architekten-Verein (Hg.), Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn und in seinen Grenzgebieten, Wien 1906.

2 Viktor R. v. Geramb, Das Bauernhaus in Steiermark, in: Zeitschrift des historischen Vereines für Steiermark, 1.–4. Heft, Graz 1911, S. 188–264.



Abb. 1: Köflach, Steiermark, Bauernhaus vulgo Jud, Plandokumentation in „Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn“

einer der prägenden wissenschaftlichen Beiträge der frühen steirischen Hausforschung und verarbeitet teils pionierhafte Bestandsforschungen vom Ausseer Land bis in die Untersteiermark.[3] 1913 gründete Viktor von Geramb die volkskundliche Abteilung des Landesmuseums Joanneum, die er bis 1949 auch leitete. Geramb war ab 1931 außerordentlicher und ab 1949 ordentlicher Professor der Volkskunde an der Universität Graz, dem ältesten Lehrstuhl dieser Art im deutschsprachigen Raum. *Heimatliches Bauen im Ostalpenraum*, ein umfassendes Dokumentationswerk der historischen ländlichen und dörflichen Architektur, beinhaltet auch einen Beitrag des damaligen Landeskonservators Walter von Semetkowski zu den steirischen Bauernhaustypen und markiert einen wichtigen Schritt in der thematischen Befassung durch das Bundesdenkmalamt.[4] Eine damals im Auftrag des Bundesdenkmalamtes entstandene Fotoserie zeigt neben der Vielfalt der Hofformen auch



Abb. 2: Schöder, Steiermark, Haufenhofanlage vulgo Kaspar in der Künsten, Foto um 1940



Rauchstubenhaus „Sallegger Moar“ in Sallegg b. Birkfeld, Stmk., 1963

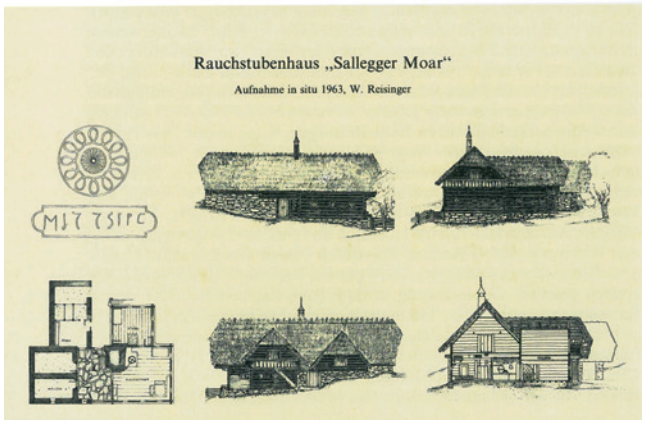


Abb. 3: Sallegg bei Birkfeld, Steiermark, Bauernhaus vulgo Sallegger Moar am Originalort mit Planaufnahme für die Wiedererrichtung im Freilichtmuseum in Stübing, 1963

3 J. R. Bünker, Das Bauernhaus der Gegend von Köflach in Steiermark, in: Wörter und Sachen I, Graz 1905, S. 121–163.
4 Walter v. Semetkowski, Vom Bauernhaus in der Steiermark, in: Josef Papesch / Hans Riehl / Walter von Semetkowski, Heimatliches Bauen im Ostalpenraum, Graz 1941, S. 83–97.

die noch weitgehend intakten alten Kulturlandschaften (Abb. 2). Neben der Erforschung der in dieser Zeit noch in großer Zahl erhaltenen historischen Höfe zeichnete sich infolge der verstärkten Modernisierungen der Wohn- und Wirtschaftsformen im ländlichen Raum auch bereits ein fortschreitender Verlust vieler bis dahin über Jahrhunderte wenig veränderter Bauernhöfe ab. Dadurch rückte die wissenschaftliche Dokumentation und museale Präsentation in den Fokus, wie sie teilweise in dem ebenfalls durch Geramb gegründeten Volkskundemuseum in Graz umgesetzt wurde. Die Gründung und kontinuierliche Entwicklung des österreichischen Freilichtmuseums in Stübing nördlich von Graz ab 1961 unter der Leitung des Volkskundeprofessors und Geramb-Schülers Viktor H. Pöttler, in welchem die steirischen Höfe einen prominenten Platz einnehmen, stellt einen wesentlichen Schritt in der thematischen Präsentation dar und beeinflusst die öffentliche Wahrnehmung nachhaltig bis in die Gegenwart. Pöttler zweifelte in der Gründungsphase an der praktischen Umsetzbarkeit dieses Museums, da er von keiner ausreichenden Verfügbarkeit authentisch erhaltener Höfe ausging. Umso positiver überraschte die Entdeckung intakter und noch bewohnter Rauchstubenhäuser in entlegeneren Regionen der Nordost- und Weststeiermark, in denen in den 1960er und vereinzelt noch 1970er (!) Jahren das offene Herdfeuer brannte. In dieser Zeit konnten zahlreiche bäuerliche Objekte in den steirischen Regionen erworben werden, die am ursprünglichen Ort durch Abbruch oder Verfall bereits substantiell gefährdet waren und, wie viele andere, verloren gegangen wären (Abb. 3).[5] Damit war eine repräsentative museale Dokumentation steirischer Hoftypen sichergestellt. Der Besuch ist ein eindrucksvolles Erlebnis und es überrascht, wie diese Präsentation in den begrenzten räumlichen Bedingungen gelang. Das Freilichtmuseum in Stübing wurde auch zur Fachinstitution des traditionellen bäuerlichen Handwerks und führt seither zahlreiche praktische Kurse zu historischen Material- und Handwerkstechniken durch. Seit den 1970/80er Jahren wurden nicht zuletzt aus den Erfahrungen des Freilichtmuseums Forschungsprojekte öffentlicher Institutionen ins Leben gerufen. Hier sind besonders die in diesen Jahren gesetzten Initiativen der Steiermärkischen Landesregierung mit fachlich begleiteten Sanierungs- und Dokumentationsmaßnahmen zu nennen, die manchen Bauernhäusern einen weiteren, hinsichtlich zeitgemäßer Wohnansprüche adaptierten

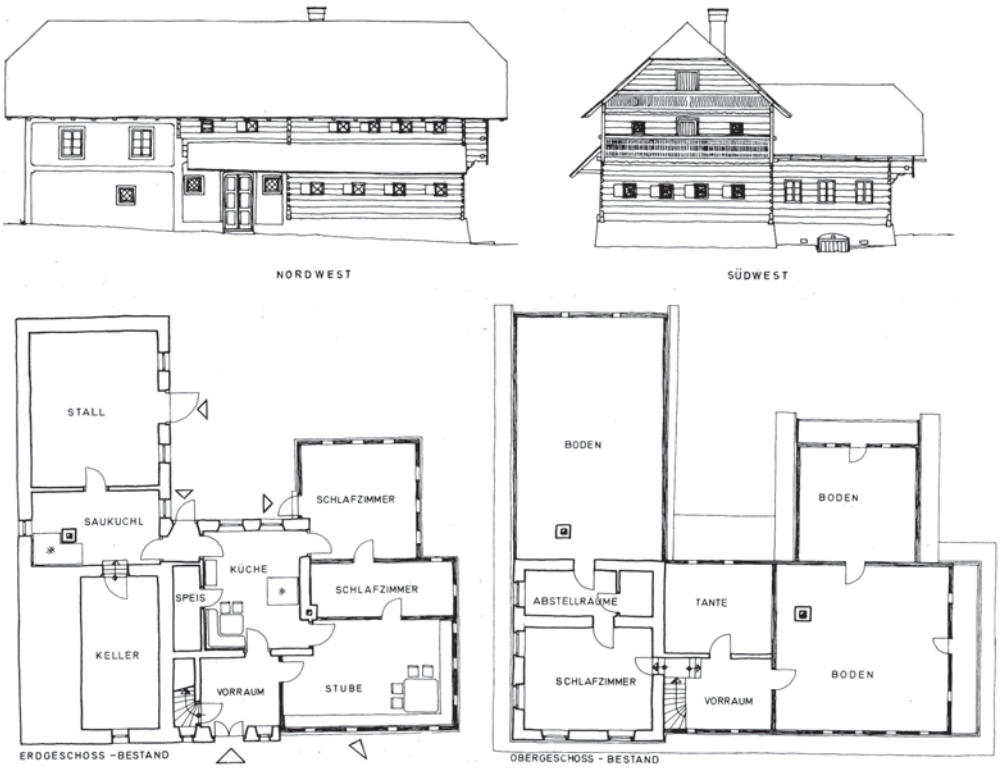


Abb. 4: Birkfeld, Steiermark, Bauernhaus vulgo Schirnhofer, Planaufnahme für das Forschungs- und Sanierungsprojekt der Steiermärkischen Landesregierung, 1978

5 Viktor H. Pöttler, Gebaute Urväter-Weisheit: Gründung, Planung und Aufbau des Österreichischen Freilichtmuseums zu Stübing bei Graz, Graz 2005.

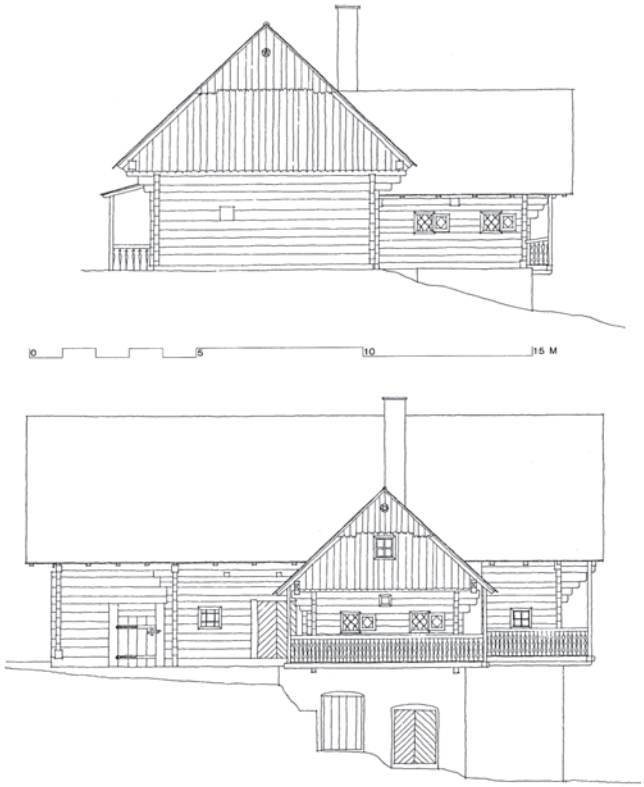


Abb. 5: Ligist, Dietenberg, Steiermark, Bauernhaus vulgo Leitnerhans, Bauaufnahme in „Steiermark – Alte Bauernhöfe“, 1992

„Lebensabschnitt“ ermöglichten und auch Fachpublikationen nach sich zogen (Abb. 4).[6] Der in den 1990er Jahren gegründete Revitalisierungsfonds des Landes Steiermark steht trotz des breiteren Aufgabenbereichs in dieser Tradition und bietet durch verschiedene Förderungsmöglichkeiten in Verbindung mit fachlicher Begleitung auch eine wichtige Grundlage für die fachgerechte Sanierung ländlicher Objekte.

Die Neubewertung der kulturellen Bedeutung in Verbindung mit dem zunehmenden Objektschwund führte zu einer intensiveren Befassung durch das Bundesdenkmalamt mit der Zielsetzung, einen in Vielfalt und Vielzahl repräsentativen Überblick der regionalen Haus- und Hofformen exemplarisch zu erhalten und damit zu dokumentieren. Im Zuge des Seminars „Bauaufnahmen“ des Architekturstudiums an der TU Graz konnten über Jahre zahlreiche bäuerliche Objekte planlich dokumentiert und das Bewusstsein für vernakuläre Architektur im Architekturstudium geschärft werden (Abb. 5). Weiterführende Bauforschungen stellen aber bislang im bäuerlichen Bereich eine Ausnahme dar und konzentrieren sich in diesen Beispielen besonders auf die dendrochronologische Untersuchung von gezimmerten Wand- und Deckenelementen sowie Dachstühlen mit Ergebnissen, die teilweise bis ins Spätmittelalter und die frühe Neuzeit verweisen. Die Auswertungen der Objekte im Freilichtmuseum Stübing liefern diesbezüglich die landesweit umfassendsten Datenreihen.

Hof- und Gebäudetypen

Zu den Hofformen erschienen seit dem späten 19. Jahrhundert zahlreiche volkskundliche Arbeiten, hier soll lediglich ein Überblick dazu gegeben werden.

Die besondere Vielfalt der historischen Bauernhofformen in der Steiermark war Ergebnis der regionalen Lebens- und Wirtschaftsweisen in Verbindung mit der landschaftlichen Vielfalt und den kulturellen Voraussetzungen. So waren die Hoftypen in den topografisch heterogenen alpinen Landschaften der Obersteiermark sowie der voralpinen Randlagen und der Hügel- und Beckenlagen im west- und oststeirischen Raum regional sehr differenziert. Dies betrifft sowohl die Funktionen der Gebäude als auch deren Anordnung im Hofgefüge. Die Landesgrenzen stellen dabei fließende Übergänge in Nachbarregionen dar. Dieser Umstand wird beispielsweise im Grenzraum zu Salzburg besonders deutlich. Hier beeinflusste die giebelseitige Hauserschließung sowie im obersten Ennstal zusätzlich die flach geneigten Pfettendächer der Salzburger Häuser die sonst in der Steiermark übliche traufseitige Erschließung und die mittelsteilen bis steilen Dächer.

Die am weitesten verbreitete Hofform in der Steiermark war der Haufenhof, in welchem die einzelnen Gebäude abhängig von den funktionalen Zusammenhängen und den topografischen Gegebenheiten sehr flexibel angeordnet werden konnten. Besonders die Weststeiermark, Teile der nördlichen Oststeiermark im Gebiet nördlich von Weiz und des oberen Murtales waren Teil dieser Hoflandschaft. Paarhöfe, bei denen Wohnhaus und Stall in meist firstparalleler Anordnung den Hof dominieren, bestimmten die alpinen Landschaften des Ennstales mit Seitentälern und des Ausseer Landes, des oberen Murtales sowie Teile des Mürztales. Im obersten Ennstal und obersten Murtal sowie im Raum um Obdach finden sich darüber hinaus Einhöfe, bei denen Haus und Stall baulich zu einer Einheit verbunden sind. Regelgehöfte, bei denen Wohnhaus und Wirtschaftsgebäude in geometrischer Form um einen Innenhof angeordnet sind, waren als Vierseithöfe besonders charakteristisch für Teile der nördlichen

6 Herrad Spielhofer, Bauernhäuser richtig sanieren, Projektband zum Forschungsprojekt der Steiermärkischen Landesregierung, Graz 1978.

Oststeiermark im Raum zwischen Wenigzell und Vorau, dem sogenannten „Joglland“, treten aber in überwiegend gemauerter Form auch im Gebiet um Hartberg und südlich davon auf, hier auch als Dreiseithöfe. Für die heute nur mehr in wenigen Beispielen erhaltenen stattlichen Vierseithöfe der Region Obdach, regional als „Umadumhaus“ bezeichnet, bürgerte sich auch der Begriff „Norisches Gehöft“ in Bezug zur benachbarten Kärntner Region ein und wurde eingehend in einer Publikation der Volkskundlerin Elfi Lukas behandelt (Abb. 6).[7] In der südlichen Oststeiermark war die Situation inhomogener und von Haufenhöfen, Streckhöfen, aber auch Vierseithöfen sowie Mischtypen bestimmt.

Der Holzbau und besonders der Holzblockbau dominiert in den Nadelholzregionen der alpinen und voralpinen Regionen sowohl an den Wirtschafts- als auch Wohngebäuden, wobei hauptsächlich Fichten- und Tannenholz sowie für stärker beanspruchte Bauteile Lärchenholz zum Einsatz kam. Holzständer- bzw. Bundwerkkonstruktionen stellen eine Ausnahme dar, sie werden an Stallgebäuden im Raum des Aichfeldes, der Obdacher Region und der nördlichen Weststeiermark häufiger angetroffen. Bei den Wohnhäusern dominiert als Grundrisstyp das Mittelflurhaus, wobei der Mittelflur meist als „Labn“, umgangssprachlich für Laube, bezeichnet wird. Es bestehen zahlreiche Variationen der Grundrissanordnung, auch in Verbindung mit der Rauchstube, dem in vielen steirischen Regionen prägenden und volkskundlich eingehend behandelten Hauptwohnraum mit offener Herdfeuerstelle, in dem gekocht, gegessen und teilweise auch geschlafen wurde. Besonders im Ennstal und den angrenzenden Seitentälern erfolgte dagegen bereits früh eine funktionale Trennung der rauchfreien Stube von der räumlich separaten Rauchküche. Vollständig gemauerte Wohnhäuser können, insbesondere in der Obersteiermark, auf gehobene kulturelle und wirtschaftliche Zusatzfunktionen verweisen, beispielsweise als herrschaftliche Verwaltungs- und Jagdhäuser. Der Mauerwerksbau ist in den südlichen und östlichen Landesteilen dagegen im Allgemeinen ein Hinweis auf eine jüngere Entstehungszeit (in etwa ab dem frühen 19. Jahrhundert üblich) und wurde insbesondere in Regionen mit Lehmböden als Ziegelbau ausgeführt. Als Dachdeckungsmaterial war historisch bis in viele alpine Regionen Stroh vorherrschend,

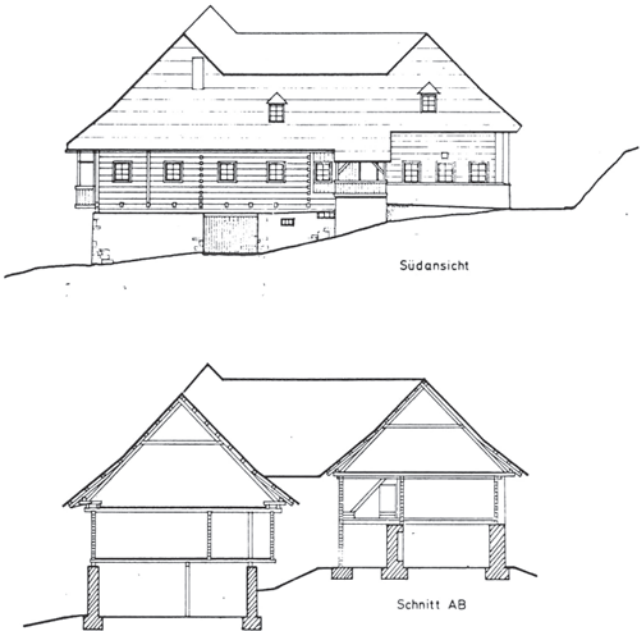


Abb. 6: Obdach, Steiermark, Bauernhof vulgo Schwarzhube, Bauaufnahme in „Das Umadumhaus“, 1979

welches erst durch die Einführung der Holzsägewerke ab dem 16./17. Jahrhundert, beispielsweise im oberen Murtal, durch Holzbretterdächer verdrängt wurde. Dieser Umstand und der verbreitete Bestand an Mühlen sowie die oft in besonders gehobener Handwerksqualität gezimmerten Getreidespeicher, regional als „Troad- bzw. Feldkästen“ bezeichnet, dokumentieren die große Bedeutung des historischen Getreideanbaus als Grundlage für das „tägliche Brot“, auch in den später von Gras- und Weidewirtschaft dominierten Gebieten. Die in den meisten Fällen zweigeschoßigen Rinderställe mit ihren oft gemauerten Stallgeschoßen und den darüber angeordneten Tennen zum Lagern des Heus zeigen eine große regionale Detailvielfalt. Abhängig von der Hofgröße und Wirtschaftsweise, können mehrere Rinderställe auftreten. Daneben existieren die meist kleineren Schweineställe, Brechelhütten zum Dörren und „Brecheln“ des Flachses als Ausgangsmaterial für die Leinenherstellung sowie Backöfen, Schmieden und Schusterwerkstätten. In den südlichen Obst- und Weinbaugebieten sind Pressgebäude mit Obstpressen im Obergeschoß und den in das Gelände integrierten, oft gewölbten Lagerkellern Standard dieser Höfe. Der im historischen bäuerlichen Alltag allgegenwärtige christliche Glaubensbezug findet in den in vielfältigen Formen errichteten Hofkapellen seine bauliche Manifestation.

7 Elfi Lukas, Das Umadumhaus, Graz 1979.

Aktuelle Beispiele aus Denkmalschutz und Denkmalpflege

Die Erhaltung eines repräsentativen Bestandes der steirischen Hof- und Haustypen in Vielfalt und Vielzahl sicherzustellen, ist bis in die Gegenwart eine herausfordernde Aufgabe für Denkmalschutz und Denkmalpflege. Einerseits ist der Bestand an historischen Bauernhöfen durch Abbrüche und unsachgemäße Umbauten mittlerweile stark dezimiert, andererseits werden neue Nutzungsperspektiven infolge der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Veränderungen häufig nicht wahrgenommen. Dies trifft in besonderem Maß auf die Wirtschaftsgebäude zu, weshalb vollständige Bauernhofanlagen in der Steiermark nur in wenigen Beispielen geschützt sind. Auch die für den Dokumentationswert wesentliche Verbindung der Höfe mit ihren Wirtschaftsräumen und Kulturlandschaften überschreitet die rechtlichen Möglichkeiten des Denkmalschutzes. Explizit besteht der Begriff „Kulturlandschaft" im Denkmalschutzgesetz nicht, implizit sind Bezüge in § 1 Abs. 2 des Denkmalschutzgesetzes mit dem Verweis auf Vielfalt, Vielzahl und Verteilung von Kulturgut im österreichischen Kulturgutbestand gegeben. Ein umfassender Schutz dieser großräumlichen Qualitäten kann daher nur in Kooperation mit Eigentümern, örtlichen Baubehörden und der Raumplanung gelöst werden.

Die folgenden Beispiele sollen exemplarisch, ohne Anspruch auf Vollständigkeit, die Vielfalt steirischer Bauernhöfe darstellen, aber auch Einblicke in die Umstände geben, mit denen Denkmalschutz und Denkmalpflege konfrontiert werden.

Vulgo Stricklehen (Abb. 7)

Die 1999 unter Denkmalschutz gestellte Bauernhofanlage vulgo Stricklehen im Preuneggtal, dem westlichsten Seitental des Ennstales in der Steiermark, stellte ein herausragendes Beispiel eines alpinen Paarhofes dieser Region dar. Charakteristisch für diesen steirischen „Exoten" sind die vom benachbarten Salzburger Pongau bestimmten flachen, ursprünglichen mit steinbeschwerten Legschindeln gedeckten Pfettendächer sowie die giebelseitige Erschließung des aus dem 18. Jahrhundert stammenden und in außergewöhnlich authentischem Zustand erhaltenen Hauses. Trotz des großen Potentials in der Tourismusregion Schladming konnte bisher keine nachhaltige Nutzung für das mittlerweile von schleichendem Verfall bedrohte Wohnhaus gefunden werden. Der Stall wurde nach 2019 ohne Bewilligung seitens des Bundesdenkmalamtes durch einen Neubau ersetzt, sodass der Dokumentationswert dieses einzigartigen Gehöfts stark reduziert wurde.

Vulgo Haslerhube (Abb. 8)

Die Erhaltung dieses seit 2009 unter Denkmalschutz stehenden, seit Jahrzehnten unbewohnten und daher außergewöhnlich authentisch erhaltenen Einhofes auf beinahe 1.400 Metern Seehöhe im obersten steirischen Murtal resultiert aus der Nutzungskontinuität des Stalls für die umliegenden Almweiden. Ein besonderer Glücksfall, dem auch die museale Überlieferung des Wohntraktes mit intakter Rauchstube und damit die Dokumentation einer bis in die agrarische Frühzeit reichenden und für die Steiermark essentiellen historischen Wohnform geschuldet ist. Das vollständig in archaisch-schlichtem Blockbau errichtete Gebäude



Abb. 7: Schladming, Preuneggtal, Steiermark, alpiner Paarhof vulgo Stricklehen nach Erneuerung des Stallgebäudes



Abb. 8: St. Georgen ob Murau, Steiermark, alpiner Einhof vulgo Haslerhube mit giebelseitiger Gebäudeerschließung

mit breitem Schopfwalmdach verbindet Bau- und Detailformen der Region Murau mit jenen des benachbarten Lungaus und Kärntens. Aufgrund der über einen großen Zeitraum tradierten Bauformen ist derzeit nur eine grobe zeitliche Einordnung etwa vom 15. bis 17./18. Jahrhundert möglich, geplante dendrochronologische Untersuchungen könnten hier baugenetische Fragestellungen beantworten.

Vulgo Giefer (Abb. 9)

Das hinsichtlich der Bausubstanz zumindest bis in das frühe 17. Jahrhundert reichende Wohnhaus des alpinen Paarhofes am Südhang des Murtales nahe St. Georgen ob Judenburg stellt ein besonders positives Beispiel denkmalgerechter Sanierung dar, die vor knapp zwanzig Jahren durch den Eigentümer in Kooperation mit dem Bundesdenkmalamt angestoßen wurde und das Objekt vor dem damals bereits einsetzenden Verfall bewahrte. In der über Jahre reichenden Sanierung stellten sich zahlreiche denkmalfachliche Detailfragen, aber auch statische Herausforderungen mussten gelöst werden. Das Haus wird für regionale Veranstaltungen genützt und besitzt als Besonderheit eine der wenigen intakt erhaltenen Rauchstuben des Landes. In der rauchfreien Stube des Obergeschoßes befinden sich Fragmente eines Kachelofens, die wissenschaftlich untersucht und datiert werden konnten. Um die historischen Räume funktional nicht zu überfordern bzw. den historischen Dokumentationswert nicht zu beeinträchtigen, wurde ein hangseitig ins Gelände integrierter, in der Außenansicht kaum wahrnehmbarer Zubau für die erforderliche Sanitär- und Haustechnik errichtet. Durch die bis in die Gegenwart extensiv landwirtschaftlich genützten Umgebungsflächen sind die räumlichen und funktionalen Zusammenhänge des Hofes mit der Kulturlandschaft nachvollziehbar und erlebbar.

Vulgo Glischka (Abb. 10)

Der Name dieses Gehöfts leitet sich von der slawischen Lagebezeichung für „sumpfige Senke“ ab und stellt den Teil einer Geländeeinsattelung dar, die von diesem Haufenhof bestehend aus Wohnhaus, Rinderstall, ehemaligem Schweinestall, ehemaliger Schmiede und Hofkapelle besetzt wird. Eine überregionale Besonderheit stellt das aus zwei Bauteilen bestehende Wohnhaus dar: An das heute noch bewohnte barocke Haus mit breitem Schopfwalmdach schließt übereck ein repräsentativer renaissancezeitlicher Trakt mit zweigeschoßigen Säulenarkaden und reicher ornamentaler Sgraffitofassade von 1567 an. Diese für den regionalen ländlichen Raum überdurchschnittliche Architekturqualität, zu welcher auch eine getäfelte Renaissancestube gehörte, die im späten 19. Jahrhundert in den Museumsbestand des Joanneums übertragen wurde, verweist auf die historische Funktion als Jagd- und Verwaltungshaus der Herrschaft Frauenburg. Dieses somit auch historisch und kunsthistorisch bedeutende Objekt befand sich zum Zeitpunkt der Unterschutzstellung 2009 noch in einem baulich problematischen Zustand: Das verwitterte Holzbretterdach zeigte zahlreiche undichte Stellen, die Fassadenputze mit den damals nur teilweise sichtbaren Sgraffitodekorationen drohten in größeren Flächen verloren zu gehen. In Kooperation mit dem steirischen Revitalisierungsfonds gelang die für die Erhaltung dringend erforderliche Neudeckung mit Lärchenholzbrettern nach Bestand und eine Kon-



Abb. 9: St. Georgen ob Judenburg, Steiermark, Bauernhaus vulgo Giefer bei Abschluss der Sanierungsarbeiten, 2013



Abb. 10: Schönberg-Lachtal, Steiermark, Bauernhaus und ehemals herrschaftliches Jagdhaus vulgo Glischka am Tag des Denkmals, 2013

servierung/Restaurierung der Sgraffitofassade, die am Tag des Denkmals einem breiteren Publikum präsentiert werden konnte. Die ehemalige Gemeinde Schönberg-Lachtal trug in ihrem Wappen das Bild eines stilisierten Säulenkapitells dieses bemerkenswerten Hauses.

Vulgo Schneeberger (Abb. 11)
Wohnhaus und Hofkapelle sind die einzigen erhaltenen und unter Denkmalschutz stehenden Teile dieses sich im Eigentum der Gemeinde Pölstal befindenden historischen Bauernhofes in Möderbrugg. Das früher über Jahrzehnte als regionaler Veranstaltungsort genützte Haus besitzt zahlreiche Baudetails vom 16. bis 18. Jahrhundert, drohte aber in den letzten Jahren zu verfallen. Durch eine örtliche Initiative konnte die aktuell durchgeführte denkmalgerechte Sanierung angestoßen werden, die auch eine partielle Bauforschung beinhaltet. Die dendrochronologische Auswertung des Blockbaus und Dachstuhls ergab eine Fällzeit der Bauhölzer in den frühen 1530er Jahren. Die in Zukunft geplante Nutzung soll an den traditionellen Veranstaltungsort anschließen, dabei aber den historischen Dokumentationswert des Gebäudes in den Vordergrund stellen.

Vulgo Streimel (Abb. 12)
Das noch in landwirtschaftlicher Funktion stehende Gehöft vulgo Streimel in Großveitsch ist eines der wenigen Beispiele einer einschließlich der Nebengebäude erhaltenen, erst seit wenigen Jahren unter Denkmalschutz stehenden Haufenhofanlage in der östlichen Obersteiermark. Neben dem vollständig gemauerten, am Mittelbalken der Stubendecke mit 1600 in Kerbschnitzerei datierten und im 19. bzw. 20. Jahrhundert teilweise veränderten Wohnhaus existieren außergewöhnlich authentisch erhaltene, überwiegend gezimmerte Wirtschaftsgebäude: Der mächtige Kuhstall, der mit dem angrenzenden Ochsenstall durch eine Brücke im Tennengeschoß verbunden ist, sowie der in besonders hochwertiger Zimmermannstechnik ausgeführte Troadkasten mit Zierschrotverbindungen bilden eine eindrucksvolle Gebäudegruppe mit hohem Dokumentationswert für den traditionellen Holzblockbau. Eine gemauerte Hofkapelle aus dem frühen 19. Jahrhundert komplettiert die Anlage.

Vulgo Schirner (Abb. 13)
Das museal genützte, bis 1977 bewohnte Rauchstubenhaus Schirner in Piregg bei Birkfeld stellt ein überregional bekanntes bäuerliches Denkmal der nördlichen Oststeiermark dar, in dem Führungen mit Einblicken in die Hofgeschichte angeboten werden und nach Voranmeldung auch auf der offenen Feuerstelle der intakt erhaltenen Rauchstube gekocht wird. Einem breiteren Publikum wurde das Haus als Drehort für die 1982/83 produzierte Fernsehserie „Als ich noch ein Walbauernbub war“ aus Peter Roseggers Kindheits- und Jugenderzählungen bekannt. Das für die Jugendzeit Roseggers entwicklungsgeschichtlich etwas zu junge gemauerte rauchfreie Stübl wurde dabei temporär mit Holzbrettern verkleidet. Das Wohnhaus ist mit einem übereck anschließenden Wirtschaftsgebäude baulich verbunden und wurde 1992 unter Denkmalschutz gestellt. Bei der vor wenigen Jahren erfolgten Neudeckung musste mangels verfügbarem, qualitativ geeignetem Stroh eine regional zwar untypische, aber formal der Strohdeckung am



Abb. 11: Pölstal, Steiermark, Bauernhaus vulgo Schneeberger nach Abschluss der aktuellen Fassadensanierung und der partiellen Lärchenschindeldeckung



Abb. 12: Großveitsch, Pretal, Steiermark, Wirtschaftsgebäude der Haufenhofanlage vulgo Streimel



Abb. 13: Piregg bei Birkfeld, Steiermark, Rauchstubenhaus vulgo Schirner nach der Neudeckung mit Schilf

nächsten kommende Deckung mit Schilf durchgeführt werden. Dieser Umstand zeigt exemplarisch, wie sehr die mittlerweile in vielen Bereichen abgekommene historische Bewirtschaftung in Verbindung mit dem historischen Handwerk die vernakuläre Architektur bestimmte und die Denkmalpflege in der Gegenwart zu fachlich vertretbaren Kompromisslösungen drängt.

Winzerhaus Stainz bei Straden, Sulzbach 17 (Abb. 14)
Aufgrund der vergleichsweisen Einfachheit und Kleinheit der historischen Bauweisen ist die südoststeirische Region besonders stark vom Schwund bäuerlicher Objekte betroffen. Bereits im Verlauf des 19. Jahrhunderts kam es zu einer verbreiteten Erneuerung gezimmerter Wohn- und Wirtschaftsgebäude durch Mauerwerksbauten im Sinne zeitgemäßer behördlicher Baustandards. Bei dem hier vorgestellten seltenen und 2011 unter Denkmalschutz gestellten Doppelhaus sind zwei annähernd firstparallele barocke Winzerhäuser an der Rückseite durch ein quer angeordnetes Wirtschaftsgebäude mit integrierter Presse zu einer U-förmigen Anlage zusammengefügt. Die beiden Teilgebäude zeigen eine Vielzahl historischer Baudetails sowie eine intakte Rauchküche und dokumentieren darüber hinaus auch wesentliche Entwicklungsstufen regionaler Dachformen und Dachdeckungen: Während das westliche Objekt noch die barocke Form mit Schopfwalm und Strohdeckung zeigt, ist das östliche von einem ziegelgedeckten Satteldach aus dem späten 19. Jahrhundert mit entsprechend adaptiertem Giebelfeld geprägt. Im Zuge einer geplanten Nutzungsadaptierung konnten durch eine partielle Bauforschung planungsrelevante Punkte geklärt und ein deutlicheres Bild der Gebäudeentwicklung gewonnen werden.

Vulgo Luckenbauer (Abb. 15)
Dieses im Kern aus dem 17. Jahrhundert stammende Bauernhaus befindet sich am Fuß des Kirchhügels der Wallfahrtskirche Maria Straßengel nördlich von Graz. Die Sichtverbindungen zu den angrenzenden hangseitigen Kulturflächen und zur Kirche sowie die weitgehend intakte Hofanlage mit Wirtschaftsgebäuden bildeten bis vor wenigen Jahren einen anschaulichen historischen Kulturlandschaftsteil in der umgebenden dichten Ortsbebauung. Die Einleitung eines Unterschutzstellungsverfahrens erfolgte 2012 anlässlich der geplanten Errichtung einer Wohnanlage anstelle des historischen Gehöfts, wobei in den gegebenen Rahmenbedingungen nur die Unterschutzstellung des Wohnhauses fachlich vertretbar erschien. Das Bauern-



Abb. 14: Stainz bei Straden, Steiermark, Winzerhaus Sulzbach 17, Dokumentation historischer Dachformen am Doppelhaus



Abb. 15: Judendorf-Straßengel, Steiermark, Bauernhof vulgo Luckenbauer mit Blick zur Wallfahrtskirche Maria Straßengel vor Errichtung einer Wohnhausanlage

haus fand nach längerer Planungsphase eine adäquate Neunutzung und wird aktuell denkmalkonform saniert. Durch die Lage innerhalb der Wohnbebauung gingen jedoch die historischen Sicht- und Raumbezüge weitgehend verloren, weshalb das Denkmal von seiner ehemaligen Kulturlandschaft isoliert wurde und damit einen besonders für die vernakuläre Architektur wesentlichen Teil des Dokumentationswertes einbüßte.

Vulgo Leitnerhans (Abb. 16)

Das stattliche barocke Bauernhaus vulgo Leitnerhans in Ligist befindet sich in ehemaliger Weinbaulage am Dietenberg und repräsentiert den Typus des weststeirischen Winzerhauses. Es wurde im Zuge einer Lehrveranstaltung der TU Graz plangerecht dokumentiert und im 1992 erschienenen Buch *Steiermark – Alte Bauernhöfe* dargestellt.[8] Die Unterschutzstellung erfolgte erst 2011 in Zusammenhang mit dringend erforderlichen Sanierungsmaßnahmen. Dabei konnten auch die restauratorisch befundeten gemalten Eckquaderungen des Sockelgeschoßes freigelegt und restauriert werden. Deutlich erkennbar ist die ehemalige Rauchstube des aus dem 17. Jahrhundert stammenden und als Mittelflurhaus angelegten Hauptgebäudes. Die Rauchstube wurde im frühen 20. Jahrhundert zu einer rauchfreien Küchenstube mit Sparherd umgebaut, womit hier auch eine für diese Zeit charakteristische Entwicklung der bäuerlichen Wohnkultur dokumentiert wird. Das im 18. Jahrhundert angebaute Stübl unterscheidet sich



Abb. 16: Ligist, Dietenberg, Steiermark, Bauernhaus vulgo Leitnerhans während der Restaurierung der barocken Gliederungsmalereien, 2011

sowohl hinsichtlich der Detailgestaltung des Blockbaus und der geschwungenen Fenstergitter als auch der in spätbarocken Formen ausgeführten gemalten Eckquaderungen des Sockelgeschoßes. Charakteristisch für die Weststeiermark sind die in Firstrichtung gestaffelt vorgezogenen Giebelfelder und die unter den Dachvorständen geschützten „Holzgangln". Für die Bewirtschaftung der ehemaligen Wein- und Obstbauflächen unerlässlich ist eine Obstpresse, die sich hier in einer zumindest in das 19. Jahrhundert zurückreichenden Form im hangseitigen Gebäudeteil mit mächtigem Pressbaum und Holzspindel erhalten hat.

8 Anton Frick / Michael Haberz / Holger Neuwirth, Steiermark – Alte Bauernhöfe, Innsbruck 1992, S. 24 f.

Karoline Knabl

Anonyme Architektur im Ötztal

Eine vergleichende Baudokumentation aus über 150 Jahren in Sölden und Sautens

Anonymous architecture in the Ötztal Valley. A comparative documentation of over 150 years of buildings in Sölden and Sautens

This article examines the development of the municipalities of Sölden und Sautens in the Ötztal Valley, which are different both in terms of their geographic location and their historical development. Sölden, the largest municipality in Austria in terms of area, is a tourist destination. Sautens, on the other hand, was disadvantaged for a long time by being unconnected to the Ötztal Valley federal road, although that changed in the 1950s. The analysis is based on the Franciscan Cadastre from 1856, which provides detailed, statistical data on the buildings of that time. In Sölden, the number of buildings more than doubled—from 447 in 1856 to 935 in 2020—38% of the historic objects being demolished. In Sautens, the number of buildings rose from 211 to 557, with 29% of the historic objects being demolished. This study offers insight into the settlement history and the architectural development of both municipalities over a period of 150 years.

Anonyme Architektur, oder auch einheimische, traditionelle, spontane, bodenständige, ländliche Architektur, ist ein Synonym für eine „Architektur ohne Stammbaum“[1] und bezeichnet einen Teil des Bauens, der ohne Mitwirkung einer professionellen gestalterischen Planung entsteht. Anonym ist eine Architektur nur dann, wenn der Entwurfsverfasser nicht dokumentiert oder der Öffentlichkeit nicht bekannt ist.

Bei der Beschäftigung mit dieser anonymen bäuerlichen Profanarchitektur kommt man in der Praxis eher selten mit einem klaren und logischen Haustyp in Berührung. Vielmehr wird man mit einer ständigen Folge von Umbauten, Überformungen und Brüchen in den Entwicklungsphasen konfrontiert.

In der Ötztaler Kulturlandschaft stellen die alten, teilweise seit Jahrhunderten existierenden Bauernhäuser Zeugnisse des Zusammenwirkens von Mensch und Natur dar. Diese alten Bauernhäuser täuschen nichts vor, ihre Konstruktion und die Baustoffe sind klar zu erkennen. Die Baustoffe wurden der Natur entnommen, weshalb diese Bauten auch immer in engem Kontakt mit ihrer landschaftlichen Umgebung stehen.[2] Sie entstanden aufgrund jahrhundertelanger Erfahrung und wurden immer wieder den bäuerlichen Wohn- und Wirtschaftszwecken angepasst. Die Zweckmäßigkeit kommt in der äußeren Erscheinung deutlich zum Ausdruck. Sie ahmt nichts nach, sondern gestaltet das, was aus einem anderen Umfeld übernommen wurde, um und passt es den bäuerlichen Verhältnissen an. Gerade in den Bauernhäusern der Ötztaler Gemeinden hat dieses kulturelle Erbe eine bis heute andauernde Gestalt gewonnen.[3]

Die gesellschaftspolitische Entwicklung der letzten Jahrzehnte hat jedoch zu einem dramatischen Rückgang der ländlichen Architektur nicht nur im Ötztal, sondern in ganz Tirol geführt. Der aktuell vorhandene und wertvolle Bestand an historischer, traditioneller Architektur ist häufig stark verändert oder akut gefährdet. Um diesem Negativtrend entgegenzuwirken, braucht es zuerst eine genaue Bestandsaufnahme.

Als Untersuchungsgebiet für den vorliegenden Beitrag wurden die südlichste und die nördlichste Ge-

1 Bernard Rudofsky, Architektur ohne Architekten, Salzburg–Wien 1993, o. S. (Rudofsky 1993).
2 Viktor Herbert Pöttler, Erlebte Baukultur, Graz 1988, S. 5 (Pöttler 1988).
3 Hermann Wopfner, Entstehung und Wesen des tirolischen Volkstums. Bäuerliche Siedlung und Wirtschaft, Innsbruck 1994, S. 103 (Wopfner 1994).

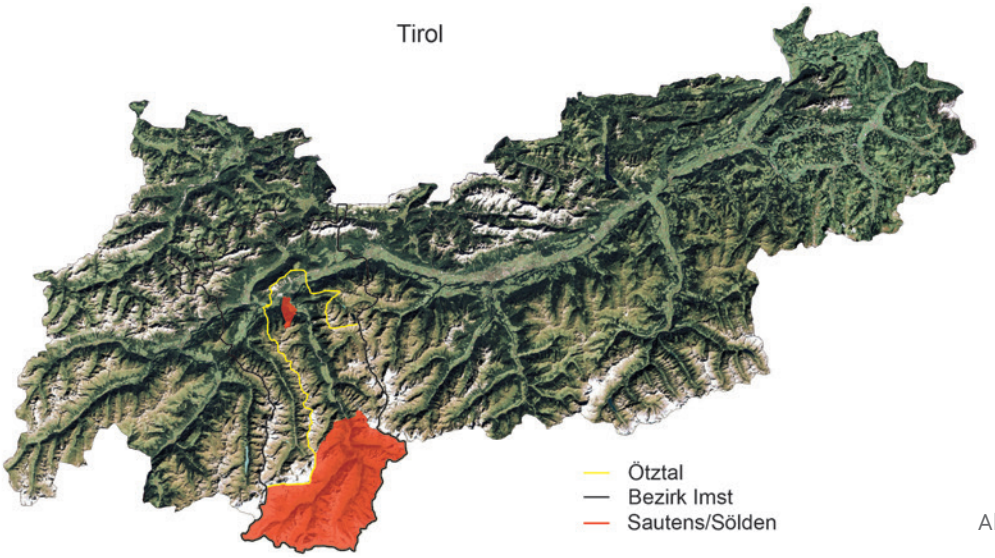


Abb. 1: Übersichtskarte

meinde im Ötztal gewählt: Sölden und Sautens (Abb. 1). Sie unterscheiden sich nicht nur in ihrer Lage – Sölden (1.377 Meter über dem Meeresspiegel) ist mit 466 km² die flächenmäßig größte Gemeinde Österreichs, wobei 67 % davon unproduktiv sind; Sautens liegt auf 812 Metern Seehöhe –, sondern auch in ihrer Entwicklung. Sölden ist stark durch den Tourismus geprägt, der Skilift Sölden-Hochsölden wurde 1948 als längster Skilift Österreichs in Betrieb genommen. Sautens geriet durch das jahrelange Fehlen einer Verbindung zur Ötztaler Bundesstraße etwas ins Abseits, was sich aber in den 1950er Jahren durch den Bau einer Brücke änderte.[4]

Grundlage für die folgende Untersuchung war der Franziszeische Kataster für das Ötztal aus dem Jahre 1856. Es handelt sich hierbei um verlässliche und sehr genaue statistische Daten, die als Kopien der Urmappe im Tiroler Landesarchiv zu finden sind.



Abb. 2: Überlagerung Franziszeischer Kataster / Laser- und Luftbildatlas TIRIS

Der Franziszeische Kataster ist das Ergebnis der ersten genauen Landesaufnahme Tirols (entstanden in den Jahren 1855 bis 1857). Er zeigt aufgrund des Maßstabverhältnisses von 1:2885 ein sehr detailliertes Abbild der einzelnen Gebäude in den Gemeinden.[5]

Um herauszufinden, welche dieser Gebäude heute noch existieren, wurde als Vergleichsmaterial der aktuelle Laser- und Luftbildatlas des Landes Tirol / Abteilung Geoinformation herangezogen (Abb. 2). Für Sölden können folgende Zahlen angeführt werden: Der Bestand von 1856 (447 Gebäude) hat sich in den letzten 150 Jahren mehr als verdoppelt (935 Gebäude). Von den historischen Objekten wurden 38 % zur Gänze abgetragen, 35 % wurden durch einen Neubau ersetzt, 16 % weisen noch einen geringfügig veränderten und 11 % einen stärker veränderten Altbestand auf. Für Sautens ergeben sich folgende Zahlen: 1856 wies der Ort 211 Gebäude auf, 2020 schon 557 Gebäude. Von den historischen Objekten wurden 29 % abgetragen, 18 % durch Neubauten ersetzt, 26 % wurden geringfügig und 27 % stärker verändert.

Siedlungsgeschichte

Die Alpen nahmen, geografisch wie auch politisch, immer einen entscheidenden Platz in Europa ein. Diese Zentralität ist mit ein Grund, warum dieser Raum wirtschaftlich und politisch so bedeutend war, und trotzdem darf

4 Gertrud Pfaundler, Tirol Lexikon, Ein Nachschlagewerk über Menschen und Orte des Bundeslandes Tirol, Innsbruck 1983, S. 402 (Pfaundler 1983).
5 https://www.bev.gv.at (05.08.2024).

nicht außer Acht gelassen werden, dass die Strukturen der Täler durch ihre Kleinräumlichkeit völlig unterschiedlich sein können. Ein weiterer Unterschied zu außeralpinen Gebieten sind die allgegenwärtigen Naturgefahren, durch die jeder Talabschnitt und jeder Hof eine unterschiedliche Lage- und Lebensqualität aufweist.[6] Das Ötztal ist mit 60 km das längste Seitental des Inntales. Erstmals wird das Ötztal, das sich bei Zwieselstein, das auf der fünften und letzten Talstufe auf 1.470 m Seehöhe liegt, in das Gurgler und in das Venter Tal gabelt, 1163 urkundlich als „*Etzital*" erwähnt. Auf den vier anderen Stufen liegen, talauswärts, Sölden, Längenfeld auf 1.179 m, Umhausen auf 1.031 m und Oetz auf 812 m. Am Ausgang des Tales liegt auf der orografisch linken Seite der Ötztaler Ache Sautens auf ebenfalls 812 m.[7] Das Ötztal erstreckt sich entlang des Alpenhauptkamms und stellt durch das Timmelsjoch eine wichtige Verbindungslinie zwischen Norden und Süden dar.[8] Große Bedeutung kam auch den Übergängen zu, die aus dem Vinschgau über das Schnalstal ins Ötztal führten (Hochjoch 2.875 m, Niederjoch 3.019 m). Sie dienten schon vor der Völkerwanderung (375/76) der romanischen Urbevölkerung des Vinschgaues, um ihr Vieh auf die Almweiden im Gebiet des hintersten Ötztales, dem Ventertal, zu treiben.[9] Für das innere Ötztal ergibt sich dadurch eine ähnlichere Kulturlandschaft zu Südtirol als beispielsweise zu Talbereichen, die weiter auswärts liegen. Spätestens seit dem 13. Jahrhundert wurde das Ötztal dauerhaft besiedelt und die damaligen politischen Grenzen waren gänzlich anders als heute, was darauf hinweist, dass der Passübergang nicht als Hindernis, sondern als Verbindung gesehen werden muss.[10] Die fünf Talstufen sind durch steile Schluchten voneinander getrennt und die meisten Siedlungen stehen am Boden der Talstufen oder auf seitlichen Schuttkegeln und nur ein geringer Teil an den Talflanken. Mit der Höhenlage nimmt die mittlere Jahreswärme ab und damit die Dauer der Reife der Feldfrüchte. Das Becken von Oetz, in dem auch Sautens liegt, gilt als besonders warm und es gedeihen alle Getreidesorten sowie Obst. In Sölden wachsen nur mehr Gerste und Kartoffeln. Überall ist die Gewinnung von Gras und Heu die Grundlage der Viehzucht und Milchverwertung.[11]

Der Bergsturz bei Köfels in der Gemeinde Umhausen verschüttete das Ötztal zwischen Umhausen und Längenfeld. Aufgrund dieser Talsperre staute sich bis in das 12. Jahrhundert ein See auf, der für die frühe Besiedlung des Ötztales von Süden her maßgeblich war. Erst ab dem 12. Jahrhundert erfolgte eine schrittweise Urbarmachung dieses versumpften Beckens.[12]

Das Klima im inneren Ötztal ist gekennzeichnet durch verhältnismäßig geringe Niederschläge, eine ausgedehnte Sonnenscheindauer und eine um durchschnittlich um ein Grad Celsius erhöhte Temperatur im Vergleich zu randalpinen Gebieten. Dadurch wird die Lage der Vegetationsgrenze in größeren Höhenbereichen begünstigt. Obwohl relativ wenig Jahresniederschlag in diesem Raum fällt, spielen Murenabgänge, verursacht durch sommerliche Starkregen, eine wesentliche Rolle bei der Ausformung der Kulturlandschaft. 40 Prozent des Talgrundes im Ötztal sind von Murkegeln bedeckt. Im vorderen Ötztal ist die Gefahr der Murenabgänge präsenter als im hinteren Ötztal, das mehr von Lawinen heimgesucht wird. Trotzdem beeinträchtigen auch hier vereinzelt Murrinnen in Verbindung mit Lawinenstrichen die Siedlungstätigkeit.[13]

Erste sesshafte Bauten

Bereits um 7500 v. Chr. waren die ersten Jäger und Sammler im Gebiet des Ötztales unterwegs. Durch zahlreiche archäologische Funde wurden auch die Anfänge der Siedlungstätigkeit nachgewiesen, die ungefähr in die Zeit um 5500 v. Chr. fällt.[14] Die Siedler, die Ackerbau und Viehwirtschaft betrieben, kamen von Süden über den Alpenhauptkamm und begannen, durch Brandrodung die Weideflächen zu vergrößern. So wurde das Innerötztal ursprünglich nur als Alm vom Vinschgau aus genutzt.

Viele Orts- und Flurnamen wurden durch die langsam zunehmende Siedlungstätigkeit aus dem Süden

6 Kurt Scharr, Leben an der Grenze der Dauersiedlung, Innsbruck 2001, S. 13 (Scharr 2001).
7 Pfaundler 1983, S. 292.
8 Scharr 2001, S. 13.
9 Hermann Wopfner, Bergbauernbuch, Bäuerliche Kultur und Gemeinwesen, Band 2, Innsbruck 1995, S. 16 (Wopfner 1995).
10 Scharr 2001, S. 16.
11 Raimund Klebelsberg, Ötztaler Buch, in: Raimund Klebelsberg (Hg.), Schlern-Schriften 229, Innsbruck 1963, S. 186 (Klebelsberg 1963).
12 Scharr 2001, S. 16.
13 Ebenda, S. 19.
14 Michael Unterwurzacher / Thomas Bachnetzer (Hg.), Im Ötztal. Vom Ötzi bis heute: eine Reise durch Natur, Geschichte und Sagenwelt, Norderstedt 2013, S. 177 (Unterwurzacher / Bachnetzer 2013).



Abb. 3: Realgeteilter Hof in Sölden, 1920er Jahre



Abb. 4: Realgeteilter Hof in Sölden, aktuelle Aufnahme

geprägt. Ebenso haben sich Begriffe bis heute aus dem romanischen im Innerötztaler Dialekt erhalten, z. B. der Ortsname Sölden, der sich von „selda" ableitet, was so viel wie „kleinste bäuerliche Besitzgröße" bedeutet.[15] Der Name Sautens stammt aus vorrömischer Zeit. Der Ort gehört historisch gesehen nicht zum Ötztal an sich, sondern ist der südlichste Ausläufer des Inntales.[16]

Im 14. Jahrhundert endete dann aus Landnot die Neugründung von Siedlungen, denn ein weiterer Ausbau in größerem Maße war nicht mehr möglich. Da die Bevölkerung aber ständig zunahm, wurden die alten Bauerngüter nach dem Realteilungsrecht aufgeteilt, sodass jedem Nachkommen eines Hofbesitzers ein Teil vom Grundstück und vom Hof zukam (Abb. 3 und 4). Weil mehrere Familien im Hause Platz finden mussten, kam es zu zahlreichen Um- und Zubauten an den Wohn- und Wirtschaftsgebäuden. Durch solche baulichen Eingriffe wurde der ursprüngliche Typus des Hauses oft fast unkenntlich gemacht.[17]

Formen des Ötztaler Bauernhauses

Historische Bauernhäuser werden in verschiedene Typen unterteilt, deren Entwicklung von äußeren oder geografischen Umständen wie Wirtschaftsform, Gelände, Witterung, Baustoff, Konstruktion, Funktion und durch innere Ursachen wie Recht, Kultur oder Herkunft der Bewohner:innen bestimmt wird.[18] Eine Änderung in den wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Verhältnissen führte zwangsläufig auch zu einer Änderung der bäuerlichen Wohnformen.[19]



Abb. 5: Hof in Sölden Gaislach, Ostansicht, bedeutender Unterbau



Abb. 6: Hof in Sölden Gaislach, Westansicht

15 Klebelsberg 1963, S. 108.
16 Peter Anreiter / Christian Chapman / Gerhard Rampl, Die Gemeindenamen Tirols, Herkunft und Bedeutung, Innsbruck 2009, S. 71–74 (Anreiter / Chapman / Rampl 2009).
17 Johann Knoll / Thomas Bertagnolli / Karl C. Berger / Georg Keuschnigg, Tirol unter alten Dächern, Innsbruck–Wien 2017, S. 26 (Knoll / Bertagnolli / Berger / Keuschnigg 2017).
18 Hermann Wopfner, Entstehung und Wesen des tirolischen Volkstums, in: Tiroler Wirtschaftsstudien 46. Folge, Innsbruck 1994, S. 91 (Wopfner 1994).
19 Herrad Spielhofer, In alten Bauernhäusern leben! Sanierungs- und Umbaubeispiele, Forschungsgesellschaft für Wohnen, Bauen und Planen (Hg.), Monographie 29, Graz 1980, S. 8 (Spielhofer 1980).



Abb. 7: Einzelhof in Sölden, Zugänge an wetterabgewandter Seite



Abb. 8: Hof in Sölden, an Gelände angepasst

Die Interaktion mit dem Gelände tritt z. B. in einem bedeutenden Unterbau in Erscheinung, den viele an Steilhängen gebaute Häuser aufweisen (Abb. 5 und 6). Um eine genügend große, ebene Bodenfläche für die Wohn- und Wirtschaftsräume zu gewinnen, musste der Hang abgegraben oder es mussten Unterbauungen geschaffen werden. Häufig ist letzteres anzutreffen, wodurch Häuser entstanden, die von einer Seite betrachtet hoch erscheinen, und von der anderen Seite gesehen aber nur wenige Geschosse aufweisen.[20] Da das Klima im Gebirge stark variieren kann, muss sich der Hausbau auch diesen Umständen anpassen, was in verschiedener Art und Weise geschieht. Oft rücken die einzelnen Gebäude eng aneinander, um sich gegenseitig Schutz zu bieten. Der Hauseingang wurde an die von Wind und Wetter am wenigsten bedrohte Seite verlegt und die Fenster auf der Wetterseite sind kleiner, treten spärlicher auf oder werden ganz weggelassen. Die Hauswand auf dieser Seite wurde zusätzlich mit einer Bretterverschalung geschützt (Abb. 7 und 8).[21] Die Formen der Häuser wurden auch durch die verschiedenen Wirtschaftsformen wie etwa starke Viehhaltung dahingehend beeinflusst, dass größere Stall- und Futterräume benötigt wurden und diese eine Trennung vom Wohnbereich erfuhren. An den früher viel ausgedehnteren Ackerbau erinnern die Speicher oder Kästen, die als gesonderte Bauwerke neben den Bauernhöfen stehen (Abb. 9). Die Kästen dienten als Speicher für Vorräte, vor allem Korn und getrocknetes Fleisch, und zur Aufbewahrung von Kleidungsstücken. Die Speicher wurden im Laufe der Zeit immer mehr mit dem Wohnhaus vereint und in weiterer Folge kam es dazu, dass nur mehr einzelne Räume zur Vorratshaltung dienten und keine gesonderten Bauwerke mehr dafür errichtet wurden. Seit dem Rückgang der Selbstversorgung, besonders des Getreideanbaus, wurden immer weniger Kästen errichtet.[22]

Einige Bergbauern, deren Wiesen an steilen Hängen oder weiter entfernt waren, errichteten eigene, dezentralisierte und meist im untersten Bereich der Wiese gelegene Stall- und Wirtschaftsgebäude. Diese Feldställe wurden in der Regel in Blockbauweise errichtet: der Stallbereich in Kantblockbauweise und der Stadel, der zur Verwahrung des eingebrachten Heus verwendet wurde, in Rundblockbauweise.[23]

Neben den bereits erwähnten Gebäuden gibt es noch weitere, eigenständige Bauwerke wie den Backofen – der Großteil ist jedoch im Bereich der Küche in das Wohnhaus integriert –, die Mühle oder das Badhaus (Abb. 10–12).[24]



Abb. 9: Kornkasten in Sölden, 1983

20 Martin Rudolph-Greiffenberg, Naturverbundenes Bauern am Berg, Innsbruck–Wien 1986, S. 13 (Rudolph-Greiffenberg 1986).
21 Wopfner 1994, S. 92.
22 Helmut Keim, Archaische Holzbauten, Pfostenspeicher und -scheunen in Tirol, Bozen 2011, S. 18 f. (Keim 2011).
23 Wopfner 1994, S. 93.
24 Otto Swoboda, Alte Holzbaukunst in Österreich, Band 1, Salzburg 1975, S. 15 (Swoboda 1975).



Abb. 10: Feldstall in Sölden



Abb. 11: Backofen in Sölden



Abb. 12: Mühle in Sölden, 1983

Ein weiteres, charakteristisches Kennzeichen für das Bauernhaus ist das Dach. Als Deckstoff hierfür diente Holz, das in Form von Brettern oder Schindeln befestigt wurde. Am weitesten verbreitet ist das Scharschindeldach, bei dem bis zu ein Meter lange Bretter (Schindeln) in Scharen auf den Latten des Dachstuhls mit Nägeln angebracht wurden (Abb. 13 und 14).[25] Das Dach springt zum Schutz der Hauswände über diese hervor, was besonders an den Giebelseiten ersichtlich ist.[26] Die Firstrichtung ist entweder parallel oder quer zur Talachse, wobei festzustellen ist, dass die parallelen Firstrichtungen größtenteils bei Gebäuden anzutreffen ist, die an steilen Hängen angesiedelt sind und deren Erschließung giebelseitig erfolgt. Durch einen frühzeitigen Platzmangel in den Talniederungen liegt im Gemeindegebiet von Sölden eine Vielzahl der Bauernhöfe in höheren Gefilden (teilweise auf einer Seehöhe von bis zu 1.800 Metern), was mit ein Grund sein kann, warum hier der Hauptanteil (84 %) mit der Firstrichtung parallel zur Talachse gebaut ist. In Sautens sind nur 41 % der Gebäude mit der Firstrichtung parallel zur Talachse, wohingegen 59 % quer dazu stehen.

Die Fassadenzier der Ötztaler Bauernhäuser wird unter anderem durch Fassadenmalerei bestimmt, die in Sautens häufiger anzutreffen ist als in Sölden, da die Grundvoraussetzung dafür eine glatte verputzte und entsprechend große Wand ist, die meist an Steinbauten



Abb. 13: Scharschindeldach, Wirtschaftsgebäude in Sölden



Abb. 14: Schindeldach, Wirtschaftsgebäude in Sölden

25 Lukas 1993, S. 91.
26 Wopfner 1994, S. 103.



Abb. 15: Fassadenmalerei, Hof in Sautens



Abb. 16: Fassadenmalerei, Einhof in Sölden



Abb. 17: Inschrift, Wirtschaftsgebäude in Sölden



Abb. 18: Bundwerkgiebel, Hof in Sölden

mit Mittelflurgrundriss zu finden ist (Abb. 15 und 16).[27] Auf Gebäuden aus Holz, wie sie in Sölden häufiger vorkommen, finden sich auf Holzbalken oft das Jahr der Hauserbauung, der Name des Besitzers sowie christliche Symbole oder Namenszüge (am gebräuchlichsten die Namen der Heiligen Familie). Außer dem malerischen Schmuck fällt noch die kunstvolle Gestaltung des Bundwerkgiebels und des ihm vorgelagerten Ziergiebels auf (Abb. 17 und 18). Eine weitere Fassadenzier ist der Erker, der vom städtischen Haus übernommen und dem Bauernhaus angepasst wurde. Neben der Erweiterung der Wohnfläche und der besseren Belichtung war er in erster Linie ein weiteres repräsentatives Element.[28] Nur eine geringe Anzahl an historischen Gebäuden wurde in Sautens mit Erkern verziert, in Sölden konnte diese Art der Gestaltung gar nicht nachgewiesen werden. Ein letztes, in den Ötztaler Bauernhäusern nicht allzu dominierendes Gestaltungselement sind die Balkone. Grundsätzlich sind Balkone an Holzbauten oder Gebäuden in gemischter Bauweise größer und häufiger anzutreffen als an gemauerten Häusern. Die Anbringung der Balkone erfolgt vorzugsweise im Bereich des Giebeldreiecks (Abb. 19).



Abb. 19: Hof in Sölden, nicht mehr existent

Hofformen

Die Hofform beschreibt die Stellung des Wohnteiles zum Wirtschaftsteil und hier wiederum wird das Erscheinungsbild des Ötztales am häufigsten von

27 Karl Markovits, Tiroler Bauernhöfe, Bäuerliche Architektur im Außerfern, Oberland, Mittleren Inntal, Unterland und in Osttirol, Innsbruck 2018, S. 48 (Markovits 2018).
28 Lukas 1993, S. 34.



Abb. 20: Mittertennhof in Sölden

Ein- und Paarhöfen geformt. Der noch erhaltene historische Bestand wird in Sölden von Paarhöfen mit 35 % gegenüber Einhöfen mit 1 % (64 % sind Sonstiges wie einzelne Wohn-, Wirtschafts- oder Nebengebäude) geprägt. In Sautens hingegen herrscht der Einhof mit 33 % gegenüber dem Paarhof mit 20 % vor (47 % sind sonstige Gebäude).

Bis ins späte Mittelalter wurde die Kulturlandschaft vom Haufenhof geprägt, dessen Spuren sich jedoch bis heute nur mehr selten belegen lassen (die Haufenhofform ist nur noch einmal in Sölden anzutreffen). Bei dieser ursprünglichen Hofform stehen das Wohnhaus und die verschiedenen Wirtschaftsgebäude ohne eine erkennbare Beziehung nebeneinander. Die Lage der jeweiligen Bauten wurde in erster Linie durch die örtliche Geländesituation bestimmt. Da die Nachteile dieser Anlage – die langen Arbeitswege, die großen Außenflächen und die damit zusammenhängenden Wartungsarbeiten – überwiegen, wurden die einzelnen Bauten immer mehr zusammengefasst.[29] Aus dem Haufenhof heraus entwickelte sich dann der Paarhof, der aus zwei Gebäuden besteht, dem Wohn- und dem Wirtschaftsgebäude, die annähernd gleich groß und mit etwas Abstand versetzt zueinander sind. Eine bevorzugte Stellung der beiden Gebäudeteile zueinander lässt sich nicht erkennen.[30] Die Arbeitswege, die der Bauer in dieser Hofform zurücklegen muss, sind kürzer und ein weiterer Vorteil besteht darin, dass sich der Paarhof besser für steile Hanglagen eignet.[31] Als Übergang vom Paarhof zum Einhof tritt der Zwiehof auf. Bei dieser Hofform stehen in der Regel Wohn- und Wirtschaftsgebäude parallel nebeneinander, die im Laufe der Zeit immer näher zusammenrücken, um schlussendlich zu einem Einhof unter einem Dach umgestaltet zu werden.[32] Bei dieser Hofanlage lassen sich zwei grundlegende Typen unterscheiden: das längs- und quergeteilte Gebäude. Einen speziellen Typus des Einhofs stellt der Mittertennhof dar, bei dem der Wohntrakt durch die Tenne vom Wirtschaftsgebäude getrennt wird. Der wirtschaftliche Schwerpunkt dieser Höfe lag im Ackerbau.[33] Diese Hofform kommt in Sölden ebenso wie in Sautens nur sehr selten vor (Abb. 16 und 20).

Grundrissformen

Grundsätzlich gibt es nur zwei Möglichkeiten, wie ein Haus betreten werden kann: entweder traufseitig oder giebelseitig. Beide Erschließungsarten lassen sich in allen Grundrissformen wiederfinden.

In der Fachliteratur wird der Seitenflurgrundriss als der typische Grundriss der ältesten Hausformen genannt, da in diesem Konzept die Trennung zwischen Küche und Stube erstmals auftritt und so aus dem Einraumhaus ein Zweiraumhaus entsteht.[34] Diese Wohnhäuser sind meist giebelseitig, seltener traufseitig erschlossen und weisen im Erdgeschoss nur drei Räume auf: Küche und Stube, meist entlang der Firstrichtung des Hauses hintereinandergelegen und nicht direkt miteinander verbunden, und parallel dazu der Flur. Einige Seitenflurhäuser weisen einen schmaleren Flur auf, was darauf hinweist, dass dieser nur zur Verbindung der einzelnen Wohnräume gedacht war.[35] Realgeteilte Häuser oder Doppelhäuser sind – jede Wohneinheit einzeln betrachtet – meist Seitenflurhäuser (Abb. 21 und 22).[36] Eine weitere Form des Grundrisses ist die des Flurküchenhauses, bei dem ein breiter Flur zugleich als Küche dient. Der Eingang liegt in der Regel an der

29 Swoboda 1975, S. 14.
30 Keim 2011, S. 15.
31 Swoboda 1975, S. 14.
32 Alfred Pohler, Alte Tiroler Bauernhöfe, Band 1, Innsbruck 1984, S. 14 (Pohler 1984).
33 Swoboda 1975, S. 14 f.
34 Markovits 2018, S. 16.
35 Wopfner 1994, S. 95.
36 Ebenda, S. 96.



Abb. 21: Seitenflurhaus aus Sölden, transloziert ins Heimatmuseum Längenfeld



Abb. 22: Realgeteilter Hof in Sölden

Traufseite und führt in die Flurküche, die sich quer zur Firstrichtung des Hauses erstreckt. An der Längsseite des Flurs sind die Stube und eine Schlafkammer angeordnet, die im vorderen Teil des Hauses liegen.[37] Die Stube ist von der Küche her zugänglich, die Kammer meist nur von der Stube. In weiterer Folge wurde ein Teil der Flurküche durch eine Wand abgetrennt und zu einem Eckflur gemacht. Aus diesem führen Türen in die Küche und in die Stube (Abb. 23).[38] Anlagen mit Mittelflurgrundriss sind in beiden Gemeinden mit Abstand am häufigsten anzutreffen. Bei dieser Grundrissart sind sämtliche Wohnräume vom in der Mitte des Hauses gelegenen Flur erreichbar, der das Gebäude in seiner gesamten Länge durchzieht und, im Falle eines Einhofes, im Wirtschaftsteil endet. Die Küche befindet sich meist hinter der Stube oder, getrennt durch den Flur, gegenüber (Abb. 24).[39] In Sölden überwiegen die Gebäude mit Mittelflurgrundriss (75 %) klar gegenüber den Gebäuden mit Seitenflurgrundriss (24 %) und dem Flurküchenhaus (1 %). In Sautens weisen ebenfalls die meisten Objekte einen Mittelflurgrundriss (65 %) auf, Seitenflurgrundrisse (21 %) und Flurküchenhäuser sind in der Minderheit.

Bauweise und Material

Im Ötztal kommen hauptsächlich der Blockbau, der Ständerbau bzw. Ständerbohlenbau und der Steinbau vor. Der Ziegelbau kam erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts hinzu. Aufgrund der Transportschwierigkeiten kamen für den Hausbau einerseits nur jene Materialien infrage, die in unmittelbarer Nähe gewonnen oder die anderer-



Abb. 23: Flurküchenhaus in Sölden



Abb. 24: Mittelflurhaus in Sölden

37 Lukas 1993, S. 67.
38 Ebenda, S. 32.
39 Markovits 2018, S. 16.



Abb. 25: Feldstall in Sölden

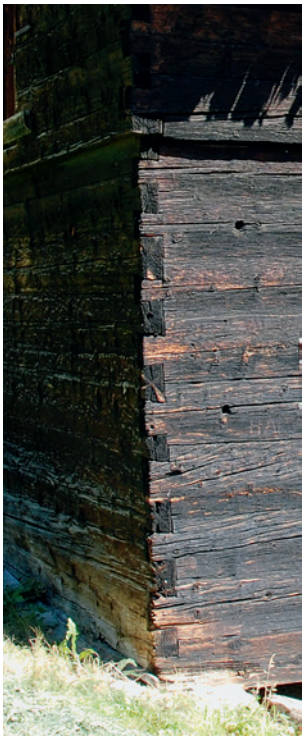


Abb. 26: Eckverbindung, Hof in Sölden

seits kostengünstig abgebaut werden konnten. Bezugnehmend auf den Franziszeischen Kataster von 1856, bestanden mehr als drei Viertel der Gebäude in Sölden aus Holz (88 %) und der Rest aus Stein (12 %). In Sautens verteilt sich der Steinbau (54 %) mit etwas mehr als die Hälfte gegenüber dem Holzbau (46 %) relativ gleich.

Die Verwendung von Holz hängt hauptsächlich von pflanzengeografischen Bedingungen ab, das gerade gewachsene Holz der Fichte zum Beispiel eignet sich besonders gut für den Blockbau, der bei den damaligen Bauten vorzugsweise zum Einsatz kam.[40] Die archaische Bauweise, bei der das Holz rund belassen wurde, ist meist nur noch im Oberteil der Wirtschaftsgebäude zu finden. An die Stelle der Rundstämme traten im Laufe der Zeit Schrotwände, die aus viereckig behauenen Hölzern entstanden. Blockbauten stehen in der Regel auf einem Fundament aus Trockenmauerwerk, das Geländeunebenheiten ausgleicht und gleichzeitig Bodenfeuchtigkeit fernhält. Sie bestehen innen und außen aus horizontal übereinandergelegten Balken, die eine genügend große Festigkeit verleihen.[41] Da vertikale Bauteile fehlen, muss auf die Konstruktion der Eckverbindungen, die in Form von Überkämmungen oder von wandbündigen Ecküberblattungen ausgeführt sein können, besonders viel Wert gelegt werden (Abb. 25 und 26).[42]

Grundsätzlich kommen bei Wohn- und Wirtschaftsbauten Rundholz- und Kantholzblockbauten vor, wohingegen beim Wohnhaus der Kantblockbau häufiger anzutreffen ist. Manche Wohngebäude wurden später verputzt oder zum Teil mit einer Mantelmauer versehen, was wahrscheinlich auf den Schutz vor Feuer und Kälte zurückzuführen ist. Aber auch die Bemühung, ein repräsentatives, gemauertes Haus vorzutäuschen, dürfte einer der Gründe für ein scheinbar gemauertes Haus gewesen sein (Abb. 27).[43]

Der Ständerbau, der klar in der Minderheit ist, wird in Verbindung mit einer einfachen Verbretterung beim Bau von Giebeln und Kammern verwendet. Eine Sonderform des Ständerbaus ist der Ständerbohlenbau, bei dem die



Abb. 27: Blockbau verputzt, Hof in Sölden

40 Keim 2011, S. 16.
41 Swoboda 1975, S. 15.
42 Georg Ulrich Grossmann, Einführung in die historische und kunsthistorische Bauforschung, Darmstadt 2010, S. 129 (Grossmann 2010).
43 Wopfner 1994, S. 103.



Abb. 28: Ständerbohlenbau, Wirtschaftsgebäude in Sölden



Abb. 29: Massiv gebauter Hof in Sautens

Räume zwischen den Ständern mit Bohlen ausgefüllt und in diese eingenutet werden. Diese Bauweise kommt hauptsächlich beim Bau von Stadeln und Ställen vor (Abb. 28).[44] Die Kulturtradition, die Verfügbarkeit und vor allem landesherrliche Verordnungen waren maßgeblich für die Dominanz von Steinbauten in gewissen Regionen verantwortlich. Nach Brandkatastrophen wurden Gemeinden oder einzelne Höfe meist auch nicht mehr in der ursprünglichen Bauweise errichtet, sondern es wurde ein Wechsel des Baustoffes von Holz auf Stein bevorzugt.[45]

Ein Grund für die größtenteils aus Stein gebauten Häuser in Sautens könnte mitunter die hier ansässige Kalkgewinnung sein (Abb. 29). Die Schwierigkeit der Kalkbeschaffung in Sölden dürfte aller Voraussicht nach mit ein Grund für den vorwiegenden Holzbau in der Gemeinde sein. Die Kombination von Stein- und Holzbau wird als Mischbauweise bezeichnet. Es kann entweder das gesamte Erdgeschoss oder nur die Küche und eventuell noch der Hausgang gemauert sein und die restlichen Räume sind aus Holz errichtet. Hier wiederum kann unterschieden werden zwischen Blockbau oder Ständerbau (Abb. 30).[46]

Von den vielen Umgestaltungen, die das Bauernhaus im Laufe der Jahrhunderte erfuhr, waren die Fenster am häufigsten betroffen. Glas im Fenster kam erst sehr viel später auf, davor wurden die Fenster auf der Innenseite mit einem verschiebbaren Laden oder von außen mittels eines Balkens verschlossen. Die Fensteröffnungen wurden sehr klein gehalten, damit beim Öffnen des Fensters nicht allzu viel kalte Luft eindringen konnte. Durch den Einbau von Glas fiel auch bei geschlossenem Fenster Licht in den Raum und so konnten die Fensteröffnungen größer gebaut werden (Abb. 31).

„Lange wurde die Schönheit dieser Architektur als Zufallsprodukt abgetan, doch heute sollten wir imstande sein, sie als Resultat selten gutem Verständnis im Umgang mit praktischen Problemen zu erkennen.“[47]



Abb. 30: Mischbauweise, Hof in Sölden Gaislach



Abb. 31: Verschiedene Fensteröffnungen, Hof in Sölden

44 Großmann 2010, S. 129.
45 Ebenda, S. 111.
46 Swoboda 1975, S. 15.
47 Rudofsky 1964, o. S.

Die anonymen Baumeister bauten mit ihren Möglichkeiten und nach ihren Kenntnissen und Erfahrungen aus dem Umgang mit den Baustoffen der jeweiligen Siedlungslandschaft. Diese Kenntnisse und Erfahrungen wurden von einer Generation zur nächsten weitergegeben, wobei Unbrauchbares zurückgelassen und durch Neues ersetzt wurde. Änderungen in den wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Verhältnissen führten auch zur Änderung bäuerlicher Wohnformen, was wiederum einen großen und unumkehrbaren Verlust der historischen bäuerlichen Siedlungslandschaft bewirkt hat. Die Bausubstanz der noch vorhandenen Bauernhäuser stellt einen hohen kulturellen Wert dar und das Wissen der anonymen Baumeister ist eine große Quelle architektonischer Anregungen, das es zu erhalten oder zumindest zu dokumentieren gilt.

Florian Wöß

Zur Wiederentdeckung einer Montafoner Zimmermannsfamilie

The rediscovery of a Montafon carpenter family

The historic Montafon house and courtyard landscape is a defining part of the southernmost Vorarlberg valley and remains a key architectural element of a changing cultural landscape. The article briefly touches on some traits of the property and associated cornerstones of historical research, then takes the rare opportunity to deanonymize using examples of local rural architecture and current observations. From building inscriptions to parochial registers and the guild archive, the family members successively reconstruct a historical Montafon carpenter family that, besides creating special parts of the local building landscape through distinctive "branding," are also responsible for an early artisanal staging of their own trademarks with recognition value.

Die in Vorarlberg seitens der Denkmalforschung oftmals regional angegangenen Prüfvorhaben zur Einordnung möglicher Denkmalqualitäten führten in der jüngeren Vergangenheit mehrfach zu Befassungen innerhalb der historisch-bäuerlich geprägten Kulturlandschaft des Montafons. Neben der notwendigen Erfassung und Beurteilung vorhandener Denkmalbestände führen eingehendere Auseinandersetzungen mit bau- und hausforscherischen Ansätzen auch mitunter zu Erkenntnisgewinnen jenseits der klassischen, oft bautypologischen, kunsthistorischen oder ausstattungsverbundenen Beurteilungskriterien. Wenn auch – wie in gegenständlichem Fall – im kleinen Rahmen und anekdotenhaft, mögen derlei Zusatzinformationen doch als bedeutungssteigernde Ergänzung für den jeweiligen Hausbestand, aber auch als historischer Mehrwert bei einer gesamtheitlichen Betrachtung lokaler Kulturlandschaften verstanden werden.

Das sich geografisch im Wesentlichen durch die umgebenden Gebirgslandschaften von Rätikon, Silvretta- und Verwallgruppe definierende Montafon beschreibt die am Oberlauf der Ill gelegene südlichste Talschaft Vorarlbergs.[1] Neben botanisch und archäologisch nachgewiesenen vorgeschichtlichen Siedlungstätigkeiten und einer sich in Namensgebungen rätoromanisch abzeichnenden frühen Besiedlung aus den umliegenden Talschaften Graubündens und des Walgaus bestimmte in erster Linie die mit dem Begriff der „Walserischen Landnahme" einhergehende mittelalterliche Erschließung durch ursprünglich im Oberwallis verortete Volksgruppen die Region. Kennzeichnend dafür war eine auf Rodung und Urbarmachung der Umgebung ausgerichtete Getreide- und Milchwirtschaft, in jahreszeitbedingt stufenweise angelegten Streusiedlungsformen verteilter Einzelhofanlagen, die sich auch heute noch in den mehrheitlich steilen Hanglagen der Talschaft abzeichnen, wenngleich zentrumsnah zunehmend in rezenten Siedlungsclustern und Tourismusbauten aufgehend. Abgesehen von nur mehr vereinzelten Nachweisen mittelalterlicher Baustrukturen entstammt ein Gros der heute den historisch-bäuerlichen Haus- und Hofbestand repräsentierenden Bauwerke mehrheitlich der Neuzeit und ihrer Folgenutzung.[2] Die generell in Form von Paarhöfen getrennt von Wirtschaftsbauten auftretenden heutigen Hausformen gehen dabei in erster Linie mit Varianten des sich wohl ab etwa dem 16. Jahrhundert auch grundrisstypologisch abgeschlossenen „Eckflurhauses" einher – wie

1 Vgl. v. a. Josef Abel, Land Vorarlberg. Ein heimatkundliches Handbuch, Bregenz 1969, S. 284; Raphael Nagy, Das Montafon. Naturräumliche Gliederung, in: Judith Maria Rollinger / Robert Rollinger (Hrsg.), Montafon 1, Mensch – Geschichte – Naturraum, die lebensweltlichen Grundlagen, in der Reihe: Das Montafon in Geschichte und Gegenwart, herausgegeben im Auftrag des Standes Montafon v. Andreas Rudigier, Band 1, Schruns 2005, S. 15–23.

2 Vgl. Klaus Pfeifer, Spuren Mittelalterlicher Architektur im Montafon, in: Robert Rollinger (Hrsg.), Montafon 2, Besiedlung – Bergbau – Relikte. Von der Steinzeit bis zum Ende des Mittelalters, in der Reihe: Das Montafon in Geschichte und Gegenwart, herausgegeben im Auftrag des Standes Montafon v. Andreas Rudigier, Band 2, Schruns 2009, S. 245–257.

es zu dieser Zeit auch im benachbarten Graubünden (mit Ausnahme des Engadin) vorherrschend war.[3] Die heutige örtliche Kulturlandschaft bilden dabei vielfach dem 19. Jahrhundert entstammende Ausbaustufen mit vorhandenen Kernelementen des 17./18. Jahrhunderts ab.

Forschungsgeschichtlich geriet die Montafoner Haus- und Hoflandschaft v. a. im Zuge einer ab der Mitte des 19. Jahrhunderts gesteigerten Reisetätigkeit in den öffentlichen Fokus. Zahlreiche, oft romantisch-verklärende Reiseberichte widmeten sich ab dieser Zeit sowohl der Beschreibung der Hausbestände als auch ihrer kulturräumlichen Einbettung. Dies hatte sowohl starken Einfluss auf die touristische Erschließung dieser Alpenregion und war zugleich wegbereitend für die v. a. mit dem Ende des 19. Jahrhunderts einsetzenden wissenschaftlichen Befassungen.[4]

Eine allgemein als „*Montavonerhaus*“ begrifflich gemachte Bauform war dabei zunächst keine wissenschaftlich fundierte, sondern kulturräumlich illustrierende Wortschöpfung und trat in diesem Zusammenhang erstmals 1887 auf, als in Bregenz die „Erste Vorarlbergische Landes-Ausstellung“ stattfand.[5] In Anlehnung an vorhergehende Welt- und Landesausstellungen – wie etwa der Wiener Weltausstellung 1873 und einem dort präsentierten „Vorarlberger Bauernhaus“ im „Ethnographischen Dorf“ – wurde den Besucher:innen eine dem historistischen Zeitgeist entsprechende und von lokalen Handwerken errichtete (bürgerlich-)bäuerliche Hofform präsentiert.[6]

Die Schwerpunkte jener frühen v. a. ab den 1890er Jahren publizierten wissenschaftlichen Betrachtungen – stets im Kontext ihrer Entstehungszeit zu verstehen – lagen dabei zunächst v. a. in der hauskundlichen Erforschung historischer Gefüge- und Handwerksformen im Schnittbereich kunsthistorischer und volkskundlicher Betrachtungen hin zu lokaltypisierenden Bauformen. Das Standardwerk des Architekten Georg Baumeister von 1913 krönte diese frühe fachliche Auseinandersetzung in äußerst detaillierter Weise.[7] Den sich im Laufe des 20. Jahrhunderts etablierenden gebäudetypologischen Ausarbeitungen, die neben dem Wohnbau auch den Wirtschaftsteilen sukzessive mehr Raum zugestanden, brachte v. a. Friedl Haas in seinem Werk von 2001 zu den Montafoner Haus- und Stallbauten in eine bis dato gültige Gesamtform.[8] Gerade in jüngerer Zeit fanden die historischen Baubestände innerhalb bauforscherischer Aufnahmen auch sukzessive naturwissenschaftliche Einbettungen, die gerade im Bereich der Datierungsmöglichkeiten erhebliche Vorteile und Erkenntnisgewinne mit sich brachten.[9]

Abgesehen von einzelnen Sonderformen, ist den lokalen Wohnbauten eine mehrheitlich belegte Holz-Stein-Mischbauweise eigen. Von einer v. a. materialtypologisch ethnischen Herkunftsunterscheidung – die den Steinbau prinzipiell dem rätoromanischen

3 Vgl. v. a. Friedl Haas, Das Montafonerhaus und sein Stall im Umfeld bäuerlicher Hauslandschaften, in: Montafoner Schriftenreihe 3, hg. Heimatschutzverein im Tale Montafon, Schruns 2001, S. 42–57 (Haas 2001); vgl. Christoph Simonett, Die Bauernhäuser des Kantons Graubünden, Band 1, Die Wohnbauten, Basel 1965, S. 136.

4 Vgl. zusammenfassend u. a. Peter Strasser in Haas 2001, S. 6–8.

5 Ebenda, S. 7.

6 Das Haus ist dabei auch prominent in einem mancherorts dem Künstler Josef Huber zugeschriebenen Gemälde zur Landesausstellung zu sehen (Vorarlberger Landesmuseum, Inv.-Nr. Gem 1953; vgl. Andreas Rudigier (Hg.): Top 100. Sehen, wer wir sind. 100 Objekte aus der Sammlung des vorarlberg museums, vorarlberg museum Schriften 55, Bregenz 2021, Kat.-Nr. 72, S. 160 f.

7 Vgl. Georg Baumeister, Das Bauernhaus des Walgaues und der walserischen Bergtäler Vorarlbergs einschließlich des Montavons, München 1913 (Baumeister 1913); Jodok Bär, Das Vorarlberger Haus, I. Theil, in: Jahresbericht des Vorarlberger Landesmuseumsvereins 30, Bregenz 1891, S. 116–125; Jodok Bär, Das Walserhaus, in: Jahresbericht des Vorarlberger Landesmuseumsvereins 33, Bregenz 1894, S. 36–46; Hermann Sander, Volksleben in Vorarlberg, in: Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild, Bd. Tirol und Vorarlberg, Wien 1893, S. 355–370 (Sander 1893); Johann Wunibald Deininger, Das Bauernhaus in Tirol und Vorarlberg, Nachdruck der Ausgabe Wien, Czeiger, um 1900, München Callwey Reprint 1979; Adolf Helbok, Das Walserhaus, in: Heimat: volkstümliche Beiträge zur Kultur und Naturkunde Vorarlbergs Jg. 6, Innsbruck 1925, S. 85–99.

8 Vgl. Haas 2001; Karl Ilg, Hof und Haus im Montafon, in: Karl Ilg (Hrsg.), Landes- und Volkskunde, Geschichte, Wirtschaft und Kunst Vorarlbergs, BD. III, Innsbruck 1961, S. 315–319 (Ilg 1961); Klaus Beitl, Das Montafonerhaus, in: Haus und Hof in Österreichs Landschaft, Notring Jahrbuch, Wien 1973, S. 47–49; Werner Vogt, Stallbauten im Montafon, Beiträge zur Siedlungsgeschichte des Montafons, in: Montfort, Vierteljahresschrift für Geschichte und Gegenwartskunde Vorarlbergs, 25. Jg., Dornbirn 1973/Heft 1, S. 60–72, 211–217; Wolfgang Rusch, „Dahemat ischt dahemat“, in: Stand Montafon (Hrsg.), Montafoner Heimatbuch, 2. Auflage, Schruns 1980, S. 187–210; Paul Rachbacher, Die wichtigsten historischen bäuerlichen Hof- und Hausformen Vorarlbergs, in: DEHIO-Handbuch, Die Kunstdenkmäler Österreichs, Vorarlberg, hg. Bundesdenkmalamt, Wien 1983, S. XXI–XXX; Alfred Pohler, Vorarlberger Bauernhöfe, Innsbruck 1993, v. a.: Der walserische und rätoromanische Typ des Montafoner Hauses, S. 42–45.

9 Vgl. in gegenständlichem Kontext z. B. Klaus Pfeifer, Eine kleine Hausgeschichte, Der Alte Pfarrhof – Mühleweg 4 in Innerberg, in: Jahresbericht 2012, hg. Heimatschutzverein Montafon, Schruns 2013, S. 166–173 (Pfeifer 2013).

Wesen zuordnete und den Holzbau als walserisches Element definierte – ist man zwischenzeitlich weitestgehend abgekommen.[10] Ausschlaggebend waren vielmehr innerhalb der stark ähnelnden Kulturräume vorkommende Ressourcen, Vorgaben landschaftlicher Ausprägungen bzw. orografischer Gegebenheiten, vorherrschende Umweltbedingungen oder die sich entwickelnden Nutzansprüche unterschiedlicher Gebäudeteile, bei gleichzeitiger Beachtung bautechnischer Neuerungen oder modischer Erscheinungen. Nach außen getragen bietet der dunkle Holzbau in vorwiegender Blockbauweise in Kombination zu den oft geweißten Mauerteilen bestimmter Gebäudeabschnitte ein kontrastreiches und dem Auge offensichtlich zuträgliches Erscheinungsbild, werden intakte und in ihrer Grundform weitestgehend unveränderte traditionelle Montafoner Wohnhäuser über ihre eigentliche primäre Nutzform hinaus heute doch weithin als ästhetisch bedeutender Bestandteil der lokalen Kulturlandschaft empfunden. Wesentlichen Anteil daran besitzt neben den Gestaltungsmöglichkeiten weißer Mauerflächen durch Architektur- oder bildhafte Malerei auch die vor allem im Montafon und seinen Seitentälern verortbare Kunst der zimmermännischen Holzbearbeitung.

Eingebettet in eine vom Zunftwesen getragene lokale Handwerkstradition, dürfte diese – wenn auch dem einfachen bäuerlichen Haus- und Nutzbau entstammend und ohne einer „akademischen" Reglementierung vollends entsprechen zu müssen – durchaus im Sinne der bereits 1895 von der Kunstgewerbeschule Karlsruhe herausgegebenen Vorgaben zur „Bau- und Kunstzimmerei" entsprochen haben: „*Die Hauptanforderung, welche an die Werke des Zimmermanns gestellt wird, ist, dass sie dem Zwecke entsprechen und die nötige Festigkeit und Sicherheit besitzen. Mit anderen Worten: die Hauptsache ist eine richtige Konstruktion. Als zweite Anforderung kommt in vielen Fällen hinzu, dass das fertige Zimmerwerk auch ein gefälliges Äußeres habe; zu der richtigen Konstruktion hat sich eine künstlerische Formgebung zu gesellen.*"[11]

Entsprechend wurden Ausschmückungen und Gestaltungselemente, die deutlich über ein ansonsten der Zweckmäßigkeit eines funktionierenden Bestandes untergeordnetes Bauschaffen hinausragen, schon in der Vergangenheit als besondere Wesensmerkmale der Montafoner Hauslandschaft erkannt und schon in frühen wissenschaftlichen Befassungen hervorgehoben und gewürdigt.[12] Dazu zählen im Montafon v. a. die Gestaltung von geschnitzten Zierfriesen, markante Spruchbänder oder aufwendige Balkenkopf- und Unterzuggestaltungen. Davon zeugen auch jüngere Arbeiten zu den bäuerlichen Anwesen Vorarlbergs, die dem historischen Montafoner Hausbestand stets ausführlich Raum widmen und in welchen sich auch die detailreichen Gestaltungsmerkmale der Holzbaukunst als dankbare Bildmotive häufig wiederfinden.[13]

Während allerdings gerade repräsentative Wohn- und Geschäftsbauten im urbaneren Kontext (zumindest ab dem späteren 19. Jahrhundert) nicht selten mit Architekten oder Baumeistern in Verbindung gebracht werden können und v. a. Sakralbauten schon deutlich früher mit entsprechend bekannten Baumeisterschulen einhergingen – man denke an die bekannten „Vorarlberger Barockbaumeister"[14] – und uns dabei auch Baupläne und Beschreibungen liefern, entstand und entwickelte sich der überwiegende Teil der lokalen bäuerlichen Architektur seit jeher im Anonymen.

Allenfalls – und dabei gerade im Montafon im Kontext der betonten Hauszier in Haussprüchen oder Giebelfeldgestaltungen verortet – hinterlegten sich manche Hausbesitzer:innen als „Erbauer" durch die Nennung ihrer Namen bzw. Namenskürzel. Während darin oftmals ein der persönlichen Frömmigkeit entstammender Schutz- und Segenswunsch für Haus sowie Bewohner:innen mitspielte, ist dabei sicherlich auch die der landwirtschaftlichen Grundorganisation innewohnende Eigenschaft von Eigenleistungen in größtmöglichem Umfang zu verstehen, wobei die Bewohner:innen bzw. Besitzer:innen tatsächlich auch bei der Errichtung bzw. dem Ausbau ihres Hofes mitwirkten.

Dennoch verlangte es natürlich gerade im Hausbau nach dem Einsatz von Professionisten, die sich im Montafon in Form von Handwerksmeistern, Gesellen und Lehrjungen v. a. in den ab dem späten 17. Jahr-

10 Vgl. u. a. bereits Karl Ilg, Hausformen und Hauskunde in Vorarlberg, in: Klaus Beitl / Karl Ilg (Hrsg.), Gegenwärtige Probleme der Hausforschung in Österreich, Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1980 in Feldkirch (Vorarlberg), Wien 1982, S. 11–39, 24.

11 Theodor Krauth / Franz Sales Meyer, Das Zimmermannsbuch. Die Bau- und Kunstzimmerei mit besonderer Berücksichtigung der äußeren Form, 3. Auflage 2023, Reprint nach dem Original aus dem Jahr 1895, Hamburg 2023, S. 184.

12 Vgl. allgemein z. B. Baumeister 1913, S. 123 ff.; Sander 1893, S. 359 ff. – zitiert u. kommentiert v. Ilg 1961, S. 315.

13 Vgl. u. a. Klaus Markovits, Vorarlberger Bauernhöfe, Bäuerliche Architektur und Wohnkultur im Ländle, Innsbruck 2019, S. 118.

14 Vgl. u. a. Norbert Lieb, Die Vorarlberger Barockbaumeister, 3., völlig neubearbeitete und erweiterte Auflage, München 1976.



Abb. 1: Giebelinschrift, Wohnhaus in Gaschurn-Partenen

hundert vorhandenen Zunftbüchern wiederfinden. Die Montafoner Zunft beschreibt eine 1691 initiierte, 1695 kaiserlich ratifizierte und schlussendlich 1698 offiziell eingerichtete, alle Handwerkergruppen umfassende Organisation.[15] Hauptanliegen war eine geregelte Lehrlingsausbildung und die Anerkennung des Meisterstatus – ganz im Sinne des Gründungsgedankens von 1691 zur Sicherung des *„fort khomens"* der *„HandwerchsLeüth"*.[16] Neben einem Verhaltenskodex waren Ausbildungszeiten, formale Abläufe, Kosten etc. geregelt. Einen Zunftzwang gab es nicht, außer man wollte in weiterer Folge als Gesellen-/Lehrlingsausbilder tätig werden. Dass den in den Zunftbüchern genannten Handwerkern, die sich auch viel im Ausland aufhielten und dort auch ihre Ausbildung absolvieren konnten, konkrete Bauwerke im lokalen Kulturraum zugewiesen werden können, ist allerdings die Ausnahme. Jüngere – bis dato noch recht oberflächliche – Nachforschungen ließen dabei ein bereits in der Vergangenheit in diesem Zusammenhang wahrgenommenes bäuerliches Wohnhaus in Gaschurn-Partenen in den Fokus rücken.

Im Giebelbereich des schon von Georg Baumeister in seinem Grundlagenwerk zu Beginn des 20. Jahrhunderts mehrfach erwähnten und in Details abgebildeten Gebäudes wird in selten ausführlicher Weise eine Auflistung der hier verantwortlichen Handwerker geliefert (Abb. 1).[17] Konkret lassen sich durch die piktografische Darstellung von mit dem Zimmermannshandwerk zu assoziierenden „Breitaxt und Winkel", den darunter ausgeführten dreiteiligen Initialen von vier Personen sowie der chronografisch 1801 eingefassten Nennung einer weiteren Person, welche neben ihrer ebenfalls dreiteiligen Initialenabfolge durch ein vorangestelltes „M" zum Meister erklärt wird, eine dem Zimmermannsgewerbe entstammende Handwerkergruppe bzw. Werkstätte nachvollziehen.



IAK·ICK·IIK·ITK

18 MIIK 01

Dass es sich dabei – wie bei anderen Hausinschriften belegt – nicht um die Eigentümerfamilie handelte, lassen die Pfarrmatriken und zeitnahen Eintragungen im bayerischen Steuerkataster annehmen. Weder werden für gegenständliches Objekt in dieser Zeit entsprechende Geburten, Sterbefälle oder Trauungen festgehalten, noch entsprechen die Kürzel jener anderslautenden Besitzerfamilie, die mit den 1811 beginnenden Aufzeichnungen des Steuerkatasters eindeutig identifizierbar ist.[18]

15 Vgl. Eva-Maria Gawlik-Sutter, Die Montafoner Zunft – ihre Entstehung 1691/1698 und ihre Mitglieder bis 1725, in: Jahresbericht 2010, hg. Heimatschutzverein Montafon, Schruns 2011, S. 31–43 (Gawlik-Sutter 2011); Manfred Tschaikner, Geschichte des Montafons vom ausgehenden 16. bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts, in: Manfred Tschaikner (Hg.), Montafon 3, Gesellschaft – Ökonomie – Mentalitäten vom 16. bis ins 19. Jahrhundert, in der Reihe: Das Montafon in Geschichte und Gegenwart, herausgegeben im Auftrag des Standes Montafon v. Andreas Rudigier / Michael Kasper, Band 3, Schruns 2018, S. 9–142, S. 92–95.

16 Vorarlberger Landesarchiv, Rep 14-292, Zunftarchiv Montafon, Handschriften, Nr. 1, Zunftbuch (1691 ff.); nach Gawlik-Sutter 2011, S. 31 f.

17 Vgl. Baumeister 1913, S. 114, Abb. 32, S. 104, Taf. 11, S. 199; wobei Baumeister zwar die Jahreszahl der datierenden Giebelinschrift zunächst falsch las, das besondere Wesen des Objekts durch seine beeindruckenden Gestaltungselemente aber bereits hervorhob.

18 Vgl. Matricula Online, Gaschurn: römisch-katholische Pfarre: https://data.matricula-online.eu/de/oesterreich/vorarlberg/gaschurn/ (29:10:2024); Vorarlberger Landesarchiv, Rep. 14-016, Bayerischer Steuerkataster, Abteilung 2. Landgericht Montafon, 2/13, Häuser- und Rustikal-Steuerkataster, Gaschurn 1811.

Als Folge eines in Partenen für den 25. April 1800 dokumentierten Dorfbrands, bei welchem neben der Pfarrkirche der Pfarrhof, das Schulhaus und zahlreiche weitere Gebäude zerstört oder zumindest beschädigt wurden, lässt sich in gegenständlichem Fall somit ein 1801 datierender Um-, Neu- oder Wiederaufbau des (im Kern älteren) Wohnhauses im Ortszentrum durch den Einsatz des Zimmermannmeisters I.I.K. und seines „Bautrupps" nachvollziehen. Die Auffälligkeit des Buchstabens „K" als Letztinitiale aller Beteiligten legt dabei den Verdacht nahe, dass es sich bei den genannten Personen um Mitglieder einer Familie handelte.

Vergleicht man die Namenskürzel der beteiligten Handwerker mit den im Vorarlberger Landesarchiv verwahrten Handschriften des Montafoner Zunftarchivs, kann der genannte Zimmermannsmeister nur Johann(es) Joseph Küenzle aus Bartholomäberg gewesen sein, welcher im zugehörigen Meisterbuch für das Jahr 1794 aufgenommen wurde (Abb. 2).[19] Im entsprechenden Gesellenbuch – und mit einem offensichtlich geschlossenen Zunfteintritt aller Genannten einhergehend – sind für dasselbe Jahr Joseph Anton(ius) Küenzle („Joh. Josephs Sohn") und auch Johann(es) Christian(us) Küenzle („Joh. Josephs Sohn") aus Bartholomäberg verzeichnet (Abb. 3).[20] Dass es sich dabei tatsächlich um Kinder des Meisters Joh. Jos. Küenzle handelte, lassen auch die zeitlich zugehörigen Pfarrmatriken Bartholomäbergs annehmen.[21] Dort sind aus der 1774 geschlossenen Ehe mit Maria Elisabeth Stemerin zumindest zehn Kinder dokumentiert: Auf den 1774 geborenen, jung verstorbenen Joh. Christian Küenzle folgen 1775 Jos. Anton, 1777 Anna Katharina, 1779 neuerlich ein Joh. Christian, 1781 Anna Maria, 1784 Joh. Joseph (jun.), 1785 Maria Rosina, 1787 Johannes (früh verstorben), 1789 nochmals eine M. Rosina (beide jung verstorben) sowie 1791 Maria Elisabeth Küenzle.

Die Reihenfolge der in der Bauinschrift angeführten männlichen Nachkommen ist somit chronologisch nachvollziehbar und ergibt sich aus der Tatsache, dass der Erstgeborene früh verstarb, während – abgesehen vom ebenfalls früh verstorbenen Johannes – die anderen das Erwachsenenalter erreichten und den Beruf des Vaters erlernten. Auch chronologisch folgerichtig kommt der

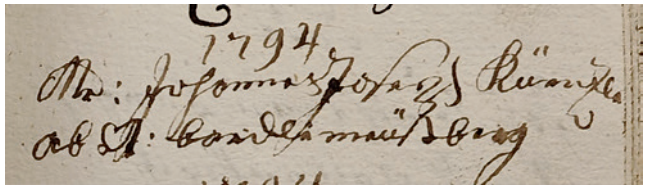


Abb. 2: Nennung „Johannes Joseph Küenzle" im Meisterbuch

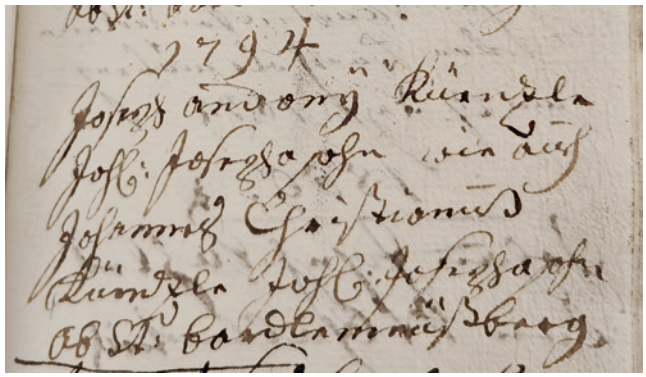


Abb. 3: Nennung der Küenzle-Brüder im Gesellenbuch

erst 1785 geborene Sohn Joh. Joseph (jun.) im Gesellenbucheintrag von 1794 noch nicht vor – weil zu jung. Allein der genannte „I.T.K." lässt sich bis dato nicht einwandfrei nachvollziehen, was vielerlei Ursachen haben mag und nicht zuletzt in einer sicherlich nicht abgeschlossenen Recherche (anderer Geburtsort, ein möglicherweise nicht direktes Verwandtschaftsverhältnis, eine Leseschwäche des Autors etc.) begründet sein mag. Vorstellbar wäre somit ein weiterer Sohn, Neffe etc. mit Namen Joh./Jos. Thomas/Theodor Küenzle o. ä. Andererseits könnte sich bei der zwischenzeitlich mehrfach nachgezogenen Inschrift anstelle des Buchstabens „T" auch ursprünglich ein „F" befunden haben. In diesem Fall wäre eine just im Jahre 1801 im Zunftbuch getätigte Niederschrift einzuordnen. Damals stellte der Meister Joh. Jos. Küenzle aus St. Bartholomäberg nach Handwerksbrauch seinen Sohn Franz Joseph Küenzle „*vor offener Lad*" bei der Zunft vor.[22] Dabei handelte es sich um eine Zeremonie, bei welcher ein Lehrjunge/Geselle nach Beendigung seiner Lehrzeit vor der Zunftlade/Zunfttruhe (Verwahrmöbel wichtiger Unterlagen und Wertobjekte der Zunft) einen Lehrbrief ausgefertigt bekam. Demnach könnte bei einer

19 Vorarlberger Landesarchiv, Rep. 14-292, Zunftarchiv Montafon, Handschriften, Nr. 2, Meisterbuch (1698 ff.).
20 Vorarlberger Landesarchiv, Rep. 14-292, Zunftarchiv Montafon, Handschriften, Nr. 3, Gesellenbuch (1698 ff.).
21 Vgl. Matricula-Online, Bartholomäberg: römisch-katholische Pfarre: https://data.matricula-online.eu/de/oesterreich/vorarlberg/bartholomaeberg/ (28.10.2024).
22 Vorarlberger Landesarchiv, Rep 14-292, Zunftarchiv Montafon, Handschriften, Nr. 1, Zunftbuch (1691 ff); dass es sich dabei um den Zimmermann Küenzle handelte (es gab damals gleichnamige Meister in verschiedenen Handwerksbereichen), kann im Kontext eines nachfolgenden Absatzes desselben Jahres angenommen werden, wo erwähnter Küenzle einen Lehrjungen in löblichem Zimmermannshandwerk einem Meister Joh. Jos. Bargehr von St. Gallenkirch „aufgedingt" (also zur Ausbildung gibt).

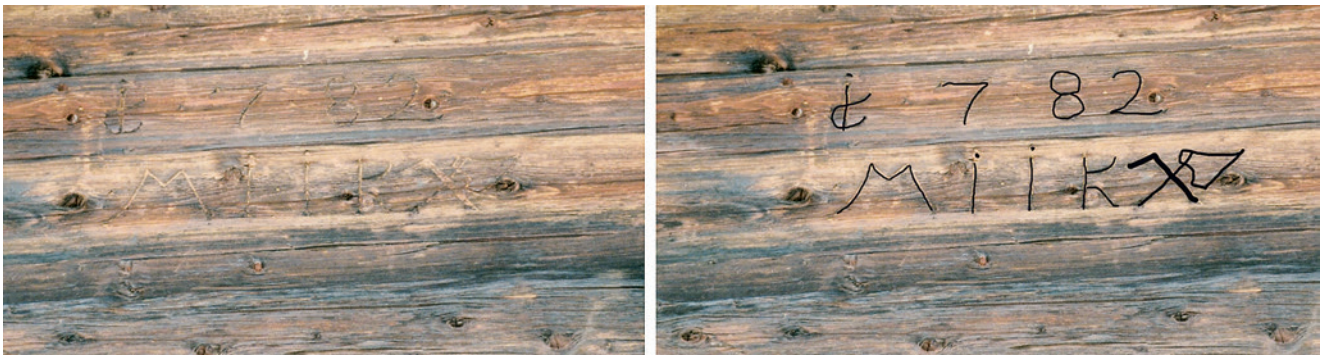


Abb. 4: Inschrift, Haus in Kristberg in Silbertal

Inschrift lautend „I.F.K." eben jener 1801 in der Zunft angekommene Sohn Franz Joseph oder eben **J**os. **F**ranz **K**üenzle gewesen sein, der bis dato allerdings nicht in den entsprechenden Pfarrmatriken nachvollzogen werden konnte.

Weitere Belege

Auf der Suche nach weiteren Nennungen an Bauwerken tritt die bislang früheste bekannte Inschrift des „M"eisters „I.I.K." mit Zimmermannszeichen und einer 1782 datierenden Inschrift im Giebelbereich eines aus dem 15. Jahrhundert stammenden Wohnhauses am Kristberg auf, welches folglich wohl von Joh. Jos. Küenzle eine teilweise Erneuerung erfuhr (Abb. 4).[23] Während die Söhne der „Küenzle-Gruppe" zu dieser Zeit noch im Kindesalter bzw. teilweise ungeboren waren und somit inschriftlich noch nicht nachweisbar sind, tritt spätestens mit den 1792/93 dendrodatierten Arbeiten am „Alten Pfarrhof" in Bartholomäberg/Innerberg das erste Mal Joseph Anton Küenzle als Zimmermann inschriftlich in Erscheinung. Sein Kürzel „I.A.K." konnte hier zusammen mit Winkel und Breitaxt neben weiteren (bis dato unbekannten) Zimmermannsleuten im Inneren des Dachstuhls nachgewiesen werden (Abb. 5).[24] 1795 datiert wiederum die Inschrift an einem Wohnhaus in Bartholomäberg/Innerberg und zeigt die nun bereits angewachsene – aber aufgrund des früheren Datums noch nicht wie im Fall der Ausführung von 1801 vollständig vertretene – Zimmermannswerkstätte (Abb. 6). Neben den in einem Spruchband derselben Zeit erwähnten damaligen Hauseigentümern zieren hier die Initialen MIIK IAK ICK das abschließende Giebeldreieck und werden zusätzlich zur chronografischen Ergänzung wiederum von Winkel und Breitaxt begleitet und somit als tatsächliche Erbauer des Anwesens verewigt.

Ein Markenzeichen?

Die Zunft- und Rechnungsbücher geben einen Einblick in das rege Wirken der Zimmermannsfamilie Küenzle aus Bartholomäberg sowie die Tätigkeit als Ausbil-



Abb. 5: Dachstuhlinschrift, alter Pfarrhof in Innerberg, Bartholomäberg



Abb. 6: Giebelinschrift, Wohnhaus in Innerberg, Bartholomäberg

23 Information aus dem Heimatmuseum Montafon, Kulturgüterdatenbank Montafon, Datenbankeintrag, kumo-52833.
24 Vgl. Pfeifer 2013, S. 171.



Abb. 7: Pfettenkopf- bzw. Unterzuggestaltungen, Wohnhaus Gaschurn-Partenen

dungsstätte mehrfach erwähnter „Lehrjungen". Das handwerkliche Schaffen lässt sich hingegen an den bis dato in Zusammenhang mit der Werkstätte identifizierten Objekten eindrücklich nachvollziehen. Neben einer chronologisch kataloghaften Erfassung können dabei auch stilistische Merkmale beobachtet werden. Sowohl dem Haus in Gaschurn/Partenen als auch den Beispielen in Innerberg gemein ist das Vorhandensein aufwendiger Gestaltungselemente bei der Bauholzverarbeitung. Alle drei Objekte zeigen dabei äußerst markante Ausformungen der Pfettenköpfe bzw. Unterzüge. Zusätzlich zu stets stark profilierten Kopfenden besitzen diese einen Formenwechsel von einfachen, bogig verlaufenden Unterzügen und kerbschnittverzierten Pfettenträgern. Letztere sind dabei jeweils in auffälligen, fratzenartig ausgestalteten Fischformen wiedergegeben, wobei stets die beiden firstnahen Pfetten fischförmig ausgeführt wurden und anschließend im Wechsel nach außen bogige und fischförmige Gestaltungen folgen (Abb. 7–10). Es ist somit durchaus denkbar, dass die Zimmermannswerkstätte Küenzle gerade in der auffälligen Darstellung der Fischform eine Art Markenzeichen oder Spezialisierung besaß und sich damit – zusätzlich zu vorhandenen Bauinschriften – als Urheber der jeweiligen Bauwerke bzw. Bauteile nach außen hin sichtbar machte. Den jeweiligen Betrachtenden würde dabei unmissverständlich vor Augen geführt, dass es sich bei der entsprechenden Arbeit um einen „echten Küenzle" handle. Gestalterische Ausführungen dieser Art sind auch von weiteren Wohnbauten im Montafon bekannt, wo eingehendere Untersuchungen zu etwaigen Handwerkerinschriften aber noch fehlen; die Hoffnung zur Identifizierung weiterer Bespiele des Bauschaffens dieser – oder auch anderer – historischer Werkstätten bleibt somit intakt und soll zur weiteren forscherischen Auseinandersetzung anregen.

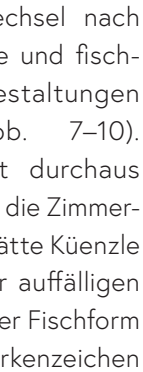


Abb. 8: Pfettenkopf- bzw. Unterzuggestaltungen, Wohnhaus in Innerberg, Bartholomäberg



Abb. 9: Pfettenkopf- bzw. Unterzuggestaltungen, alter Pfarrhof in Innerberg, Bartholomäberg

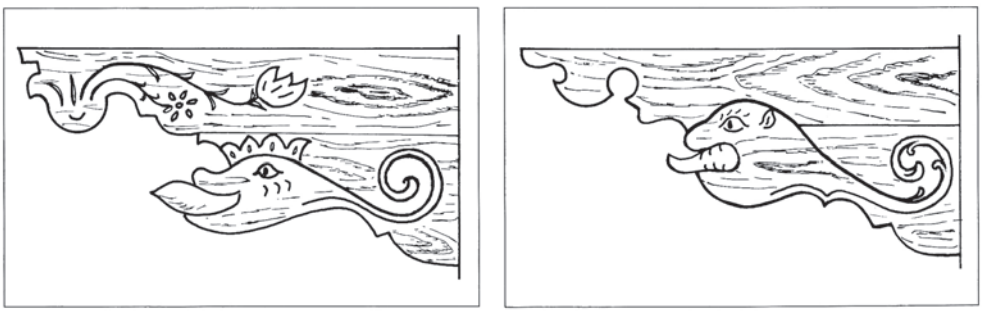


Abb. 10: Umzeichnungen von Pfettenkopf- bzw. Unterzuggestaltungen in „Fischform" ohne Hauszuweisung von Alfred Pohler

Sonja Pisarik

Zurück in die Zukunft

Die Geschichte des Holzbaus in Österreich

Back to the future: The history of wooden construction in Austria

Although building construction using wood has increased throughout Austria in recent years, this traditional construction material had to contend with image problems during much of the twentieth century. During the interwar period, construction techniques using wood began to be modernized in a way that was promising—by using prefabricated components, for example—but this trend came to a halt with the rise of the Nazi regime. For many decades, this almost put a stop to the century-long tradition of making buildings out of wood and kept that tradition from being transformed using contemporary designs. Starting from the western province of Vorarlberg, buildings come to mind that were designed by a few architects who resumed the use of wood as a building material after 1945—as a connection of old and new that avoids kitsch; as wooden cases that radiate comfort; and as a new path in wooden construction that makes a virtue of necessity.

Mit dem 84 Meter messenden Hoho Wien wurde 2019 in der Seestadt Aspern das höchste Holzhochhaus Österreichs fertiggestellt. „*Der Holz-Hybridbau, der ein Hotel, Büros und Gewerbeflächen beherbergt, hat nicht nur aufgrund seiner Höhe Vorbildcharakter, sondern überzeugt auch durch seine Ausführungsqualität, sein einfaches Grundkonzept und die strategische Herangehensweise in der Planung sowie behördlichen Abstimmung*“[1], so der Jurytext des Holzbaupreises Wien. Im selben Jahr erhielt der multifunktionale Turm Mjøstårnet[2] im norwegischen Brumunddal, der das Hoho um gerade einmal 1,5 Meter überragt, das Label des höchsten Holzhochhauses der Welt. Wichtigster Unterschied zum Wiener Bau: In Norwegen hat man sich getraut, auch das primäre Tragwerk (Brettschichtholz), den Erschließungskern (Brettsperrholz) und die Fassade (Sandwichpaneele) in Holz zu fertigen.[3] Im Projektstatus befindet sich derzeit noch der Timber Marina Tower in Wien-Donaustadt, der mit geplanten 113 Metern das weltweit höchste Holz-Hybrid-Gebäude werden soll.[4]

Während der Holzbau in Österreich in den letzten 20 Jahren in allen Bereichen, vom Kindergarten über das Einfamilienhaus bis zum Hochhaus, einen deutlichen Aufschwung genommen hat – lt. einer Studie der Universität für Bodenkultur Wien gab es in Bezug auf die gesamten errichteten Nutzflächen im Hochbau in Österreich zwischen 1998 und 2018 eine Steigerung von 14 auf 24 Prozent[5] –, hatte er über weite Strecken des 20. Jahrhunderts noch mit großen Imageproblemen zu kämpfen.

Die mehr als zögerliche Verwendung einer der ältesten Baustoffe der Welt erstaunt umso mehr, als seine Vorteile eigentlich auf der Hand liegen: der hohe Grad an Vorfertigung, die Modulbauweise, sehr kurze Bauzeiten, die hohe Festigkeit im Vergleich zum Gewicht, die Schadstoff-Filterung aus der Luft, das Ausgleichen des Raumklimas, der gute Dämmstoff, der geringe Energieverbrauch und vieles mehr.

Als Material des Alltäglichen, als lange Zeit einziger Baustoff, aus dem bis ins 19. Jahrhundert alle größeren Konstruktionen errichtet wurden, hat Holz eine weit

---

1 https://www.proholz.at/holzbauten/architektur/hoho-wien-wienwood (16.09.2024).
2 Architekten: Voll Arkitekter, Trondheim.
3 https://www.baunetzwissen.de/holz/objekte/gewerbe-industrie/hochhaus-mjstrnet-in-brumunddal-6513934 (19.09.2024).
4 https://www.wien.gv.at/stadtplanung/timber-marina-tower (16.09.2024).
5 https://www.proholz.at/wald-holz-klima/wie-viel-wird-in-oesterreich-mit-holz-gebaut (16.09.2024). „*Als Holzbauten werden dabei Gebäude verstanden, bei denen mehr als die Hälfte der tragenden Konstruktion aus Holz ist. 53 Prozent des Holzbaus sind Wohnbau (Ein- und Mehrfamilienhäuser sowie Zu- und Umbauten), 47 Prozent sind Öffentliche Bauten, Gewerbe- und Industriebauten oder landwirtschaftliche Zweckbauten.*“



Abb. 1: Eröffnung der Fertighaussiedlung Veitingergasse, Wien 13, Carl Auböck und Roland Rainer, erbaut 1953/54

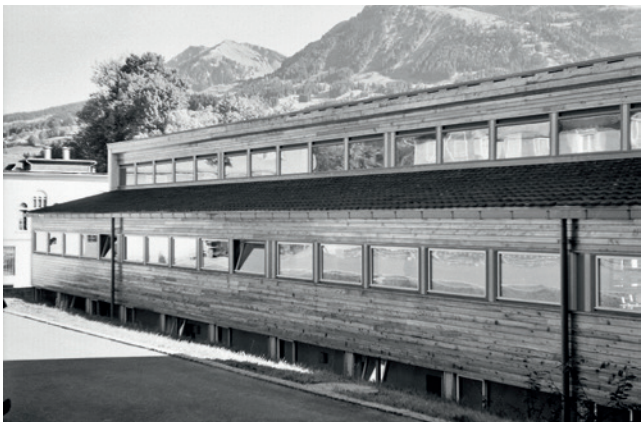


Abb. 2: Hauptschule in Egg, Vorarlberg, Jakob Albrecht, erbaut 1961/62

zurückreichende Geschichte, deren Erfolgsstory durch die industrielle Revolution für längere Zeit durchbrochen war. Mit der Produktion von Eisen, später Stahl und Beton geriet der Baustoff Holz zunehmend in Bedrängnis. Vorurteile betreffend Brandschutz, Schimmel und Schallschutz und die geringer werdenden Kenntnisse über Holz in der Ausbildung spielten dem drastischen Rückgang von Holz als Baustoff in die Hände.[6] Anläufe in der Zwischenkriegszeit, Holzbauten zu beleben, blieben erfolglos, der Wirtschaftsaufschwung verhalf nach dem Zweiten Weltkrieg vor allem der Zement- und Betonindustrie zu Aufträgen.

Auf breiter Ebene wieder in den Blick gerückt ist der Baustoff Holz in Österreich erst wieder in den 1980er Jahren, als ökologische Fragen immer stärker in den Vordergrund drängten und gleichzeitig das Image des Holzbaus einen Aufschwung erfuhr. Holz als natürlicher, nachwachsender Rohstoff eroberte sich seinen Platz in der Bauindustrie (zurück).

Mittlerweile hat die österreichische Holzbranche den Ruf, sehr innovativ zu sein, und ist sechstgrößter Nadelschnittholzexporteur der Welt. Und auch die Architektenschaft hat gelernt, dass man mit Holz nicht nur bauen kann, sondern auch muss – ist doch die Bauwirtschaft einer der größten CO_2-Verursacher.[7]

Roland Rainer ist 1948 einer der ersten, der sich nach dem Zweiten Weltkrieg in Österreich des schlecht beleumundeten Baustoffs Holz annimmt – zu einem Zeitpunkt, als Holzarchitektur in der Erinnerung an Barackenbauten negativ konnotiert ist und aus der NS-Zeit noch die Bilder von falsch verstandenem Heimatstil nachwirken. In seinem Buch *Ebenerdige Häuser*[8] widmet er sich der dringlichen Wohnungsfrage und fokussiert dabei vom kleinen bis zum großen Maßstab, vom ebenerdigen Haus zur ebenerdigen Stadt, auf Häuser in Leichtbauweise, die ohne zweiten Stock und daher mit gering dimensionierten Wänden und Decken auskommen. Unter dem Kapitel „Not lehrt bauen" versammelt Rainer in seinem Buch mit Blick nach Amerika auch Häuser in Fertigteilbauweise. Von der Theorie zur Praxis sollten noch einige Jahre vergehen, bis Rainer gemeinsam mit Carl Auböck 1953/54 aus Mitteln des European Recovery Programs in der Veitingergasse, Wien-Hietzing, eine Mustersiedlung in Holztafelbauweise errichten konnte. Drei der insgesamt 15 Einfamilienhäuser waren vollständig eingerichtet und alle technisch bestens ausgestattet – mit vorfabrizierten Installationskernen, einer im Boden verlegten Warmluftheizung, Kühlschränken und Waschmaschinen der amerikanischen Marken Fridgidaire und Hoover. Im Herbst 1954 eröffnet, war die Mustersiedlung sechs Wochen lang der Öffentlichkeit zugänglich und konnte immerhin 40.000 Besucher:innen verzeichnen. Der Verkauf der Häuser erwies sich trotzdem als schleppend, in der österreichischen Presse finden sich ein Jahr danach resignierte Berichte („Wiener <Wohn-

6 Beitrag von Ludger Dederich im Rahmen des Internationalen Holzbau-Forums 2013 in Garmisch-Partenkirchen, online abrufbar unter: https://events.forum-holzbau.com/pdf/IHF_13_Dederich2.pdf (27.09.2024).

7 Salzburgs grüner Schatz – Innovation mit Holz, in: ORF Österreich-Bild, 17.03.2024 https://on.orf.at/video/14218233/oesterreich-bild-salzburgs-gruener-schatz-innovation-mit-holz (10.06.2024).

8 Roland Rainer, Ebenerdige Wohnhäuser, Wien 1948 (Rainer 1948).

paradies> – vorläufig geschlossen“[9] oder „Gras wächst über Fertighaus-Aktion“[10]) und auch böse Karikaturen. Ursprünglich nicht nur als Initialzündung für eine rasche Bereitstellung von Wohnraum, sondern auch allgemein als Mittel für die Aktivierung der eingeschlafenen Holzbauwirtschaft gedacht, fand das ambitionierte Projekt keine unmittelbare Fortsetzung. Jedoch hatte Roland Rainer als Leiter der Meisterklasse für Architektur an der Akademie der bildenden Künste in Wien einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf das, was ab den 1960er Jahren im westlichsten Bundesland Österreichs zu einem bis heute wirksamen Architekturphänomen wurde. Denn es waren vor allem die Vorarlberger Schüler von Roland Rainer,[11] die nach ihrer Rückkehr ins Ländle die ersten Holzneubauten planten. Dass etliche der Baukünstler aus holzverarbeitenden Familien kamen bzw. selbst eine Ausbildung zum Zimmermann genossen hatten, beförderte diese Entwicklung.

Mit der Hauptschule in Egg im Bregenzerwald realisierte Baukünstler Jakob Albrecht im Jahr 1962 entgegen der geltenden Brandschutzverordnung den ersten öffentlichen Bau Vorarlbergs in Holzkonstruktion, wofür eine Sondergenehmigung eingeholt werden musste. Das Gebäude ist als Initialzündung nicht nur für die Entwicklung des Holzbaus im öffentlichen Bereich zu sehen, sondern auch für die langsame Imagekorrektur des jahrhundertelang dominierenden Baustoffs.[12]

Ein weiterer ehemaliger Vorarlberger Schüler von Roland Rainer, Gunter Wratzfeld, setzte 1963 mit dem Haus für seinen Bruder in Dornbirn/Watzenegg ein starkes (und frühes) Signal für den Holzbau: Der auf Betonwinkeln schwebende Holzkubus mit Flachdach sorgte für Aufsehen. Das Ferienhaus für seinen Vater am Bödele aus dem Jahr 1966 und das Haus für den Künstler und Filmemacher Tone Fink in Schwarzach errichtete Wratzfeld 1972/73 ebenfalls in Holzbauweise.

Zwei der bekanntesten Vorarlberger Baukünstler, Hans Purin und der Autodidakt Rudolf Wäger, sind wichtige Figuren innerhalb der Vorarlberger Holzbaugeschichte. Ihnen und ihren Kollegen ist es zwar zu verdanken, dass sie das jahrhundertealte Erbe der Holzbautradition nach 1945 wieder positiv ins Bewusstsein rückten. Eine Vielzahl von alten Holzbauernhäusern konnte dadurch gerettet werden. Was allerdings den Neubau in Holz betraf, so kann man die 1960er Jahre auch im westlichsten Bundesland getrost noch als Dürrezeit bezeichnen. Zeitgenössische Holzhäuser waren praktisch unbekannt, die wenigen Ausnahmen wurden despektierlich als „Hasenställe“ bezeichnet.

Purins Reihenhaussiedlung Halde in Bludenz (1965–1967) sowie Wägers Siedlung Ruhwiesen (1971–1973) sind Beispiele für den Versuch der Wiederbelebung des Holzbaus zumindest im Ländle. Die Siedlung Ruhwiesen ist auch auf einem anderen Gebiet eine Pionierleistung: Sie ist die erste Österreichs, die von einer Eigentümergemeinschaft mit hohem Selbstbauanteil realisiert wurde. Initiator der Gesamtanlage in Schlins war Rudolf Wäger selbst, der eine Ausbildung



Abb. 3: Ferienhaus für den Vater, „Am Bödele“, Vorarlberg, Gunter Wratzfeld, erbaut 1966



Abb. 4: Atelierhaus Tone Fink, Schwarzach, Vorarlberg, Gunter Wratzfeld, erbaut 1972/73

9 Aus dem Nachlass des Architekten Carl Auböck, Architekturzentrum Wien, Sammlung (Nachlass Auböck): Die Presse, 14.09.1955, S. 5.
10 Nachlass Auböck: Neuer Kurier, 14.09.1955, S. 2.
11 In Ermangelung einer Architekturausbildung in Vorarlberg waren viele von ihnen zum Studium nach Wien gekommen.
12 Nora G. Vorderwinkler, Holz macht Schule. Hauptschule Egg, in: Zuschnitt 27, September 2007, https://www.proholz.at/zuschnitt/27/holz-macht-schule (28.09.2024).



Abb. 5: Wohnraum der Siedlung Ruhwiesen, Schlins, Vorarlberg, Rudolf Wäger, erbaut 1971–1973



Abb. 6: Gartenseite des Hauses von Albert Einstein in Caputh, Deutschland, Konrad Wachsmann, erbaut 1929

als Zimmermann absolviert hatte und für sich und seine Familie kostensparend bauen wollte. Schnell waren fünf weitere Interessent:innen gefunden, die sich dem Bauvorhaben anschlossen. Die übereinanderliegenden zwei Reihen mit jeweils drei Häusern integrieren sich geradezu nahtlos in die Landschaft. Zwischen massiven Trennwänden sind die jeweils 105 m² großen Häuser als Holzkonstruktionen eingespannt. Die Raumhöhen sind mit 230 cm zwar gering, aber großflächige Verglasungen Richtung Süden und zusätzliche schmale Fensterbänder zwischen den Dachbalken schaffen Großzügigkeit. Die Vordächer der südseitigen Terrassen wurden so berechnet, dass sie im Winter viel Sonnenlicht einlassen und im Sommer beschattend wirken.

Aber nicht erst nach 1945 besinnt man sich langsam der Vorteile des Holzbaues. Konrad Wachsmann, deutscher Architekt jüdischer Abstammung, hatte sich bereits 1930 in seinem Buch *Holzhausbau – Technik und Gestaltung* intensiv mit dem Holzbau beschäftigt.[13] Er beklagt darin gleich zu Beginn, dass das Holz als Baustoff *„heute fast in Verruf geraten"* sei.[14] Die Einleitung gerät denn auch zu einem Plädoyer für die Vorteile und den Nutzen des Holzhauses. In der eigenen Architekturpraxis erprobt er den Baustoff noch vor Erscheinen des Buches knapp 28-jährig beim Entwurf für das Landhaus von Albert Einstein in Caputh bei Potsdam, das vom Bauherrn explizit als Holzbau gewünscht war. Die Firma Christoph & Unmack zeichnete für die Umsetzung verantwortlich.[15] Wachsmann hatte nach seinem Architekturstudium 1926 bei dem norddeutschen Unternehmen – damals Europas größte Holzhausfabrik – zu arbeiten begonnen. Der Bau des Einstein-Hauses verhalf Wachsmanns Architekturbüro zum Durchbruch.

Was die ausführende Firma Christoph & Unmack für den deutschen Markt darstellte, übernahm in Österreich vor allem die Firma Wenzl Hartl, die schon ab 1897 fast ein Synonym für das Holzhaus aus Österreich war. Auf Messen und Ausstellungen wurden wiederholt Musterhäuser gezeigt (Typ H1), wobei mit dem Hinweis „keine Ersatzbauweise" konsequent die Vollwertigkeit und Brandsicherheit eines vorgefertigten Holzhauses unterstrichen wurde, um bestehende Vorurteile abzubauen.

Wachsmann flüchtete 1941 in die USA und entwickelte dort gemeinsam mit dem deutschen Architekten und Bauhausgründer Walter Gropius[16] das sogenannte General Panel System. Dieses Fertighaussystem in Holzbauweise wurde ein finanzieller Misserfolg und die Firma der beiden ging 1948 pleite. Für Österreich sollte Wachsmann aber vor allem als charismatischer Lehrer an der Salzburger Sommerakademie eine wichtige Rolle spielen. In Ina Stegens Buch *Das schönste Atelier der Welt* – erschienen anlässlich des 25-jährigen Jubiläums der Sommerakademie – erzählt der Salzburger Architekt Gerhard Garstenauer von seiner Begegnung mit Wachsmann, die offenbar einen tiefen Eindruck hinterlassen hat: *„Konrad Wachsmann hat mit seinem Auftreten an der Internationalen Sommerakademie für*

13 Konrad Wachsmann, Holzhausbau – Technik und Gestaltung, Berlin 1930, Neuausgabe mit Beiträgen von Christa & Michael Grüning und Christian Sumi, Basel 1995.
14 Ebenda, S. 9.
15 Dieses Unternehmen geht zurück auf eine 1882 gegründete Barackenfabrikation für die preußische Armee, die schließlich um 1900 um die Produktion von Einfamilienhäusern aus Holzfertigteilen ergänzt wurde.
16 Gropius war bereits 1934 nach London emigriert und von dort 1937 weiter in die USA.

bildende Kunst in Salzburg im Jahre 1956 […] in ein ‚Vakuum' gestoßen. Das Fehlen einigermaßen brauchbarer geistiger Positionen hatte im Zusammenwirken mit dem tradierten Bildungsangebot einen geradezu beunruhigenden Tiefstand in der Architektur-Ausbildung gebracht."[17] Auf der Festung Hohensalzburg haben sich 1956 gemeinsam mit Garstenauer 21 Studenten unterschiedlichster Herkunft und Ausbildung eingefunden und sich über mehrere Wochen *„ganz der Strahlungskraft dieses Mannes hingegeben, der Neues, sehr viel Neues zu bieten vermochte"*.[18]

Gerhard Garstenauer plante von 1976 bis 1978 sein eigenes Wohn- und Atelierhaus in Salzburg-Aigen. *„Er wurde berühmt durch Betonbauten, für sich selbst baute Architekt Garstenauer ein Blockhaus unter alten Apfelbäumen"*, so Edgar Breuss in der Reihe „Wohnen in Salzburg" in der Salzburg-Krone.[19] Er schließt seinen Artikel mit den Worten: *„Facit: Wissen täten sie schon, wie's geht, die Architekten."*[20] Frei übersetzt also: Für die anderen verwendet er hässlichen Beton, für sich selbst weiß er, was gut ist. Tatsächlich denkt man bei Gerhard Garstenauer vor allem an seine brutalistischen Bauten im Gasteiner Tal, mit denen nicht gerade pfleglich umgegangen wurde. Für diese Bauten wurde er über Österreichs Grenzen hinaus bekannt, sie wurden in Ausstellungen thematisiert und waren Gegenstand hitziger Diskussionen in den Medien. Für sein eigenes Haus, das natürlich mehr ist als das kolportierte „Blockhaus", erhielt Garstenauer 1984 eine Anerkennung beim Österreichischen Holzbaupreis. Auf Salzburger Boden gilt es bis in die 1980er Jahre als Einzelleistung im konstruktiven Holzbau und steht seit 2013 unter Denkmalschutz.

Der Architekt wollte beim Bau des Hauses nicht nur den alten Baumbestand erhalten, sondern auch das leicht abfallende Terrain unverändert belassen. Garstenauer selbst meint dazu in einem Gespräch mit Arno Ritter: *„Es gibt für mich grundsätzlich zwei Haltungen. Die eine will mit der Natur gleichsam kooperieren und in ihr aufgehen. Das Felsenbad, zum Beispiel, ist vom Konzept her ein Gegenpol zur Natur, da ich in eine Wiese eine horizontale gegliederte Struktur aus Beton hineinsetzte und sogar in den Fels bohrte. Gröber kann man mit der Natur kaum umgehen.*[21] *[…] Hier* (also im eigenen Haus) *habe ich mich anders der Natur gegenüber verhalten."*[22]

Die ebenerdige Anlage ist 400 m² groß und erstreckt sich weitverzweigt über den Grund. Die einzige Gerade bildet eine parallel zur Grundstücksgrenze verlaufende lange Mauer als eine Art Rückgrat, von der sich einzelne Räume und Bereiche abzweigen. Das Haus als Ganzes zu erfassen, ist kaum möglich, weil zwischen den Bäumen immer nur einzelne Ausschnitte hervorblitzen. Die Kinderzimmer sind wie kleine Häuser angedockt, alle



Abb. 7: Dem Gelände angepasst: Wohn- und Atelierhaus Garstenauer, Salzburg, Gerhard Garstenauer, erbaut 1976–1978



Abb. 8: Rund um alten Baumbestand organisiert, Wohn- und Atelierhaus Garstenauer, Salzburg, Gerhard Garstenauer, erbaut 1976–1978

17 Gerhard Garstenauer, Begegnung mit Konrad Wachsmann, in: Ina Stegen, Das schönste Atelier der Welt. 25 Jahre Internationale Sommerakademie für Bildende Kunst, Salzburg 1978, S. 52.
18 Ebenda.
19 Ohne genauere Angabe der Quelle im Nachlass von Gerhard Garstenauer im Salzburg Museum, Karton AR 154 BDS-2010.
20 Ebenda.
21 aut. architektur und tirol (Hg.), konstantmodern. Fünf Positionen zur Architektur: Atelier 5, Gerhard Garstenauer, Johann Georg Gsteu, Rudolf Wäger, Werner Wirsing, Wien–New York 2009, S. 58 (aut. architektur 2009).
22 Ebenda, S. 60.



Abb. 9: Demontable Kirche, Kundratstraße, Wien 10, Ottokar Uhl, erbaut 1967



Abb. 10: Einblick in den Innenraum der Demontablen Kirche

Räume sind direkt von der umgebenden Wiese aus zugänglich. Das um zehn Grad geneigte Dach entspricht exakt der Neigung des Grundstücks. Im Inneren führt das dazu, dass sämtliche Räume den topografischen Bedingungen folgen und auf unterschiedlich hohen Niveaus liegen.

Dietmar Steiner beschrieb in seiner 1982 erschienenen Publikation *Häuser im Alpenraum* die Innenorganisation treffend: *„Fast wie in einem alten Dorf geht man durch Gassen, findet Plätze zum Verweilen und überraschende Ausblicke in die Natur. […] Der ständige Wechsel von Innen- und Außenraum hebt die Grenze von Haus und Natur auf.“*[23]

Die Entscheidung, das Haus komplett in konstruktiver Holzbauweise und innen wie außen aus farblos imprägniertem Lärchenholz zu errichten, fiel leicht, denn Garstenauer wollte *„mit geringstem Aufwand ein Wohnhaus bauen“* und *„Holz war damals noch ein billiger Baustoff“*.[24] Vielleicht waren auch das Aufwachsen in einem Blockhaus sowie die damals im Rahmen von Vorlesungen an der Uni Innsbruck untersuchten Faktoren der Behaglichkeit des Holzes, das Garstenauer in dieser Hinsicht „unschlagbar“ fand, zusätzlicher Motor für die Gestaltung des eigenen Hauses in dieser Form. Es ist nichts verkleidet, das Holz begegnet einem auf Schritt und Tritt – die Decken und Wände sind mehrschichtig isoliert, die Stützen, Unterzüge, Pfetten und Sparren sind brettschichtverleimt und brandbeständig dimensioniert. Wenn man bedenkt, dass es in Salzburg weder Modellprojekte wie die Fertighaus-Mustersiedlung von Rainer und Auböck aus den frühen 1950er Jahren noch herausragende Wohnbauten wie jene der Rainer-Absolventen Hans Purin, Rudolf Wäger und Gunter Wratzfeld im Vorarlberg der 1960er Jahre gegeben hat, kann das Wohn- und Atelierhaus Garstenauers umso mehr als Initialzündung für den konstruktiven Holzbau in Salzburg gesehen werden.

Unter Wachsmanns Studenten befanden sich auch der Oberösterreicher Johannes Spalt und der Tiroler Josef Lackner, in deren Œuvre der Baustoff Holz eine große Rolle spielt. Spalt war fasziniert vom bäuerlichen Erbe der sogenannten „Troadkästen“ – Getreidespeichern, die durch die Technisierung der Landwirtschaft allmählich ihren Nutzen verloren hatten. Bereits in den 1960er Jahren fuhr er quer durchs Land, um diese teils jahrhundertealten Zeugen landwirtschaftlicher Tradition zu vermessen und zu verzeichnen. Spalt erwarb einige der als reine Blockbauten konstruierten zerlegbaren Troadkästen für sich und seine Freunde, um sie am Altmünster Kollmannsberg als Ferienhäuschen wieder aufzubauen. Sie wurden aber auch Teil seiner Lehre: Immer wieder erklärte er anhand ihres Aufbaus den Studierenden den *„Zusammenhang zwischen Material, Werkzeug und Konstruktion“*.[25] Johannes Spalt war aber nicht nur überzeugt von der „modernen“ Konstruktionsauffassung der Bauernhäuser. Er sammelte zudem altes Holzwerkzeug, fuhr auf den Spuren der alten Holzkirchen in den 1960er Jahren mit Hans Puchhammer und Friedrich Achleitner in die Tschechoslowakei und

23 Dietmar Steiner, Häuser im Alpenraum, Innsbruck 1982, S. 30.
24 aut. architektur 2009, S. 60.
25 Zu Johannes Spalt vgl. vor allem: Monika Platzer, Gute Dinge sind nicht augenfällig / Good Things Are Not Immediately Obvious, in: Architekturzentrum Wien (Hg.), Johannes Spalt. Wahlverwandtschaften / Elective Affinities, Salzburg 2010, S. 110–139, hier: 126.



Abb. 11: Salvatorkirche am Wienerberg, Wien 10, Johannes Spalt, erbaut 1975–1979



Abb. 12: Schwimmbad-Anbau an ein Siedlungshaus der 1930er Jahre, Innsbruck, Josef Lackner, erbaut 1962–1964

1975 mit seinen Studierenden der Universität für Angewandte Kunst Wien nach Norwegen.

Der konstruktive Holzbau kam nach 1945 auch im Kirchenbau zum Einsatz, spielt doch vor allem die Kirche als Bauherr in den Nachkriegsjahrzehnten eine besondere Rolle. Erwähnt seien hier die demontable Kirche von Ottokar Uhl in der Kundratstraße in Wien-Favoriten (1967) und die Salvatorkirche von Johannes Spalt am Wienerberg im selben Wiener Bezirk. Nach einer Reihe von Untersuchungen zur Eignung als demontable Struktur erschien Uhl eine Holzkonstruktion mit vorgefertigten Decken- und Wandelementen letztendlich am sinnvollsten. Mit einer rekordverdächtig kurzen Bauzeit von nur sieben Wochen machte der Bau Furore.[26]

Etwa zehn Jahre später gelingt Johannes Spalt mit der Salvatorkirche am Wienerberg (1975–1979) eine Transformation der Typologie des voralpenländischen Streckhofes und der traditionsreichen Technologie des Fachwerkbaus in eine neue Anwendung. Mit dem typischen Spalt-Dach versehen, entstand ein architektonisch vielfältiges, lebendiges Gebäude, das weder ins Rurale noch ins Regionale abgleitet.

„Sowohl Johannes Spalt als auch Ottokar Uhl entwarfen ihre Holzbauten der 1970er-Jahre vor dem Hintergrund der modularen, raumüberdachenden Gitterwerke, die Konrad Wachsmann im Rahmen der Salzburger Sommerakademie lehrte.“[27]

Der Tiroler Architekt Josef Lackner findet in einem Innsbrucker Siedlungshaus aus den 1930er Jahren sein Wohnideal. Er adaptiert das Vorgefundene 1962–1964 nach seinen privaten Bedürfnissen, ohne dabei auf den architektonischen Anspruch verzichten zu müssen. Dies zeigt spektakulär der Schwimmbadanbau, der wie ein überdimensionierter Waschtrog an die Gartenfassade andockt. Geschützt von Blicken von außen bleibt die Privatsphäre für die Nutzer optimal gewahrt und gleichzeitig wird freie Sicht in die Tiroler Hausberge ermöglicht. Überraschend dann der Blick ins Innere: Die Holzverschalung des Wohnraumes mit den fließenden Übergängen von Wand und Decke vermittelt den Eindruck, man befände sich in einem Kokon.

Eine ähnliche Auffassung des Innenraums finden wir auch in Lackners Haus Schlegel in Rum (1966–1968): Die durch das ganze Obergeschoß gezogene Holzdecke aus gebogenen Sperrholzplatten orientiert sich formal



Abb. 13: Einblick in das Haus Schlegel, Rum, Tirol, Josef Lackner, erbaut 1966–1968

26 Bernhard Steger, Grundsätzlich fortschrittlich. Montagekirche Wien 10, in: Zuschnitt 27, September 2007, https://www.proholz.at/zuschnitt/27/grundsaetzlich-fortschrittlich (30.09.2024).

27 Otto Kapfinger, Holz lehrt bauen. Österreichische Beispiele 1952 bis 1970, in: Zuschnitt 27, September 2007, https://www.proholz.at/zuschnitt/27/holz-lehrt-bauen (30.09.2024).

an Kappengewölben und trägt wie die Möbeleinbauten zur Homogenisierung des Inneren bei.[28]

Nach den vielversprechenden Anfängen der Modernisierung des Holzbaus in der Zwischenkriegszeit – etwa durch die Fertigteilbauweise – ist mit dem NS-Regime ein Bruch eingetreten. Ein Bruch, der das Fortführen der jahrhundertelangen Holzbautradition und deren Überführen in eine zeitgemäße Umsetzung für mehrere Jahrzehnte verunmöglichte. Gleichzeitig fallen Bauten einiger Architekten ins Auge, die sich nach 1945 wieder des Baustoffes Holz bedient haben – in unterschiedlicher Weise: als Verbindung von Alt und Neu, die nicht kitschig wird, als hölzerne Futterale, die Behaglichkeit ausstrahlen, als neue Wege im Holzbau, die aus der Not eine Tugend machen.

28 Aus einem Vortrag von Monika Platzer über Josef Lackner im Archiv für Baukunst, Innsbruck, am 30.11.2011.

Hans Peter Jeschke

Die acht Hauslandschaften im Land ob der Enns und die Kulturlandschaftsgliederung Österreichs

Integration in Raumordnung, Landschaftsschutz und Umweltprüfungen

The eight house landscapes in the land above the Enns and Austria's cultural landscape division. Integration into spatial planning, landscape conservation, and environmental assessments

Given the profound structural transformation in rural areas since the late 19th century, as well as current trends, the question of identity of these areas arises. This contribution presents the results of house research and its practical application, which have been advanced through European recommendations and conventions. In this context, only the most significant documents of the European regulatory framework can be highlighted. The issue requires a specific and current selection of methodological approaches for identifying cultural landscapes, inventorying them, and integrating cultural landscape elements into modern cultural landscape development. Subject and components of the systematic and comprehensive approach include, first and foremost, the preparation of data provided by various stakeholders across different planning levels. The final step involves the presentation of a descriptive framework or matrix applicable to all house landscapes, and thus to rural cultural heritage, using a spatial reference system with cultural landscape regions or cultural landscape units of Upper Austria (Herbert Maurer). This enables the integration of cultural heritage into the broader context of social development, spatial planning, and environmental policy.

Angesichts des tiefgreifenden Strukturwandels im ländlich geprägten Raum in mehreren Schüben (Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts sowie der Zwischen- und Nachkriegszeit) und aktueller Tendenzen[1] bzw. der damit verbundenen großen Veränderungen stellt sich die Frage nach der Identität des ländlich geprägten Raumes.

Da es viele Aspekte des spezifischen Landschaftscharakters und des Siedlungsbildes gibt, nimmt der Beitrag die grundlegende Fragestellung nach den Trägern bzw. Ergebnissen der oberösterreichischen Hausforschung sowie flächendeckende Grundlagendaten und Inventare bäuerlicher historischer Kulturlandschaftselemente im internationalen und österreichischen Zusammenhang in den Blick. Wie können weiterführend kulturlandschaftliche Informationen und Inventare zur Beschreibung dieses speziellen Landschaftscharakters an die heutigen Fachplanungen und diverse Interessengruppen weitergegeben werden? Welche Umsetzungsmaßnahmen und -instrumente sind denkbar?

Kulturlandschaft, kulturelles Erbe und Umwelt – Hinweise zu einem europäischen Paradigmenwechsel

Im Folgenden werden Träger der Hausforschung samt ihrem Œuvre und die Anwendung in der Praxis, die durch europäische Empfehlungen und Konventionen zur Entfaltung gebracht wurde, vorgestellt. Die bereits angesprochene Problemstellung machen eine spezifische aktuelle Auswahl von methodischen Ansätzen zur Identifizierung der Kulturlandschaft, Inventarisierung und der Integration von Kulturlandschaftselementen in die heutige Kulturlandschaftsentwicklung notwendig.

1 Olaf Bockhorn, Typen ländlicher Baulichkeiten – Ein Katalog bestehender und verschwundener Formen, in: Denkmalpflege in Niederösterreich: Elementares und Anonymes. Zum Verlust des Selbstverständlichen, Band 11, St. Pölten 1993, S. 18–22.

Im Zusammenhang können aus den zahlreichen Publikationen nur wichtigste Dokumente eines europäischen Regelwerkes hervorgehoben werden: die „Kampagne für den ländlichen Raum", die der Europarat für die Jahre 1987 und 1988 gestartet hat und damit schon früh eine neue Politik für den Lebensraum außerhalb der städtisch geprägten Regionen eingeleitet hat. Mit dieser Kampagne wurden umfassende Zielvorstellungen aufgerufen, u. a. Schutz der Umwelt, Schutz der Kulturlandschaft sowie Schutz des kulturellen und architektonischen Erbes. In der Deklaration von Amsterdam, verkündet vom Europäischen Denkmalschutzkongress (24. Oktober 1975), wurde Folgendes festgehalten: „*Über seinen unschätzbaren kulturellen Wert hinaus vermittelt Europas bauliches Erbe seinen Völkern das Bewußtsein ihrer gemeinsamen Geschichte und Bestimmung. Die Erhaltung dieses baulichen Erbes ist von lebenswichtiger Bedeutung.*" Weiters wurden in der Deklaration die Bemühungen um unser kulturelles Erbe im Rahmen der Raumordnung wie folgt umrissen: „*In Städtebau und Raumplanung darf die Erhaltung des kulturellen Erbes kein Randgebiet sein, sondern muß zu einem zentralen Anliegen werden*". Die Kampagne „Eine Zukunft für unsere Vergangenheit – das bauliche Erbe Europa" und ihr interdisziplinäres Konzept der „Integrated Conservation" des Europarates erweiterten den Begriff des kulturellen Erbes.[2] Die Europäische Landschaftskonvention (ELK), mit der erstmals Landschaft zum Gegenstand einer Konvention gemacht wurde, gab das Thema „Landschaft" als ein zentrales europäisches Politikfeld in Europa vor.[3] Nach Artikel 5 sollen sich alle Vertragsparteien verpflichten, „*Landschaften als wesentlichen Bestandteil des Lebensraums der Menschen, als Ausdruck der Vielfalt ihres gemeinsamen Kultur- und Naturerbes und als Grundstein ihrer Identität rechtlich anzuerkennen.*"[4] Das Europäische Raumordnungskonzept 1999 gilt als erster politischer Orientierungsrahmen für die Mitgliedstaaten, deren Regionen, Gemeinden und die Europäische Kommission im jeweiligen Zuständigkeitsbereich. Erstmals wurde durch die Raumordnungsminister der EU das kulturelle Erbe neben die ökonomische, nachhaltige beziehungsweise ökologische Orientierung in den Gesamtzusammenhang der gesellschaftlichen Entwicklung gestellt. Die Welttourismusorganisation (WTO/OMT), eine Spezialagentur der Vereinten Nationen mit Sitz in Madrid, hat einen „Globalen Ethikkodex für Tourismus" („Global Code of Ethics for Tourism")[5] einen allgemein gültigen Rahmen als Basis für eine verantwortungsvolle und nachhaltige Entwicklung erstellt. Österreich ist der UNESCO Kultur- und Naturerbekonvention und der Alpenkonvention („Übereinkommen zum Schutz der Alpen")[6] durch Ratifizierung beigetreten. Diese und deren Durchführungsprotokolle sind damit rechtlich verbindliche Staatsverträge. Die Europäische Union hat neue Instrumente der Umweltvorsorge, die strategische Umweltprüfung (SUP), eingerichtet. Die objektbezogenen Umwelt- und Raumverträglichkeitsprüfungen können in den Ländern Europas bereits auf eine längere Tradition zurückblicken. Das „neue" Instrumentarium der Plan- und Programmprüfung erschließt völlig neue räumliche und zeitliche Dimensionen für die Integration

2 Der Europarat spricht in der Zeitschrift „Europäisches Erbe" (Europarat 1994, Heft 2) von einem „*erweiterten Begriff des kulturellen Erbes*" bzw. einer „*Auffassung des kulturellen Erbes, die sich nicht auf große geschichtliche Denkmäler wie Kathedralen, Prunkbauten und Schlösser beschränkt, sondern alle Elemente der baulichen Umwelt, z. B. alte Stadtkerne, ländliche Architektur, technische und industrielle Denkmäler sowie die Architektur des 19. und 20. Jahrhunderts miteinschließt*". Gleiches gilt auch für die erstmalige Einbeziehung der „Landschaft" im Zusammenhang (Definition, kulturelle Stätten und ihre landschaftliche Einbettung) und die Koordination der Dokumentationsmethoden bzw. -systeme. Vgl. Council of Europe, Entschließung 138, Die Europarat-Ausstellung 1975, das Konzept der Integrated Conservation (76) 28, Strasbourg 1976.

3 Präambel, Absatz 5 spricht die Verantwortung für die gesamte Landschaft in ihrer Vielfalt an. Es gilt, Landschaft in ihrer Gesamtheit und unabhängig von ihrem Wert zu schützen, ähnlich wie der Schutz von Wasser oder Boden als grundlegende Umwelt- bzw. Lebensressource. Grundgedanke ist, dass alle Landschaften, egal welcher Güte, die Qualität der Lebensbedingungen der Menschen bestimmen und gestalten. Somit betrifft die Konvention nicht nur außergewöhnliche oder unberührte Landstriche sowie ländlich geprägte Landschaften, sondern auch alltägliche, städtische und beeinträchtigte Landschaften.

4 Hans Peter Jeschke / Peter Mandl (Hg.), Eine Zukunft für die Landschaften Europas und die Europäische Landschaftskonvention, Klagenfurter Geographische Schriften, Heft 28, Klagenfurt 2013, https://www.aau.at/geographie-und regionalforschung/forschung/klagenfurter-geographische-schriften/kgs28/ (13.12.2024).

5 Der „Global Code of Ethics for Tourism" (GCET), 1999 von den Vereinten Nationen anerkannt, ist ein grundlegender Bezugsrahmen für verantwortungsvollen und nachhaltigen Tourismus, der den wichtigsten Akteuren der Tourismusentwicklung als Orientierung dient und damit unter anderem potenziell negative Auswirkungen auf die Umwelt, das kulturelle Erbe und die Gesellschaft weltweit minimieren soll. Dazu: https://www.unwto.org/global-code-of-ethics-for-tourism (06.12.2024).

6 Die Alpenkonvention mit dem Protokoll „Naturschutz und Landschaftspflege" ist ein europäisches Übereinkommen zum Schutz des Alpenraumes aller Alpenstaaten und der EU (1991), welches am 6. März 1995 mit dem BGBl. 477/1995 ratifiziert wurde. Im Protokoll „Naturschutz und Landschaftspflege" ist die Verpflichtung zur Erstellung von Landschaftsplänen festgehalten. Vgl. Ewald Galle / Nadine Pfahringer, Rechtsservicestelle und Rechtsdatenbank zur Alpenkonvention, in: Die Alpenkonvention, Heft 56, Innsbruck 2009, S. 2.

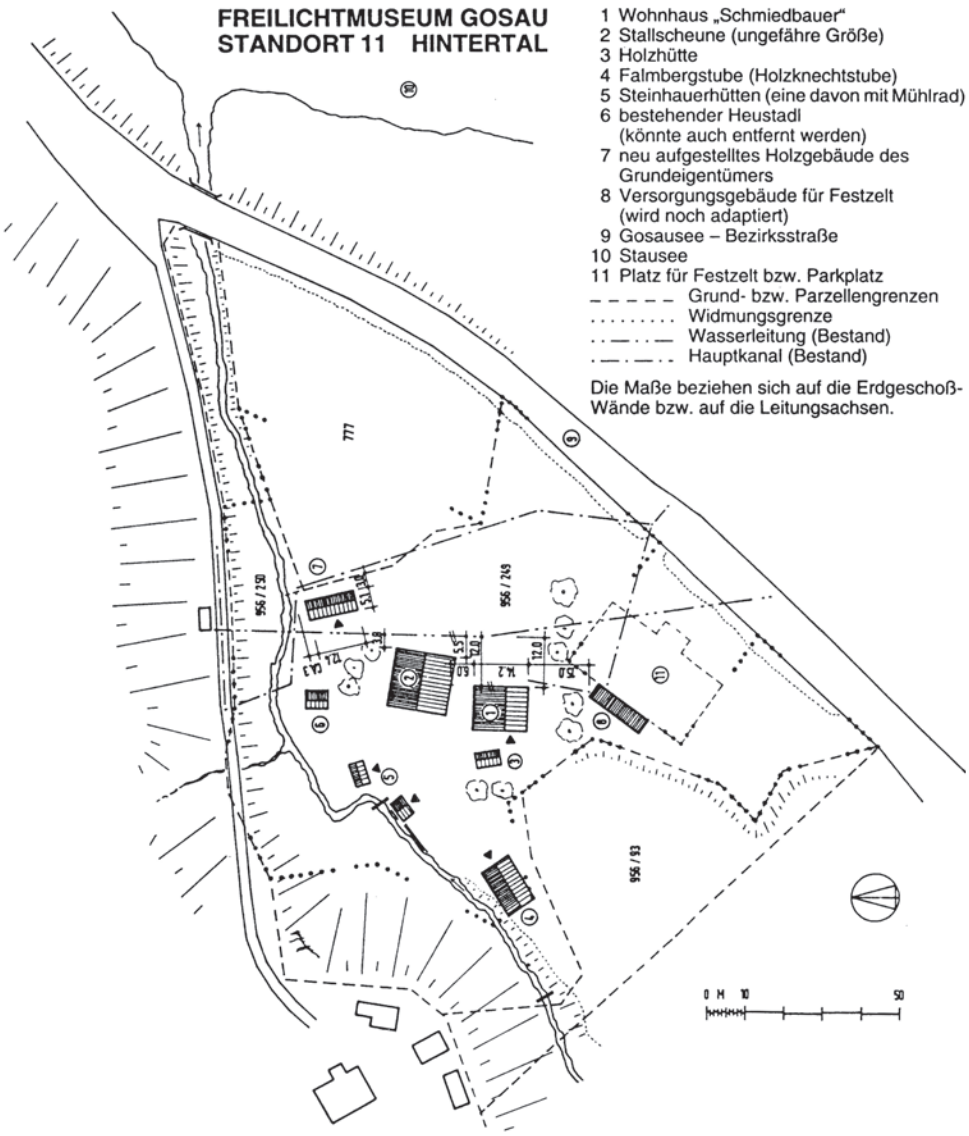


Abb. 1: Einrichtungsplan für das Freilichtmuseum Gosau, Paarhof „Schmiedbauer“, Hintertal in Gosau, UNESCO Weltkulturerbe Landschaftszone „Hallstatt-Dachstein/Salzkammergut“

der Schutzgüter. Darüber hinaus ist ein spezifischer Datenbedarf (z. B. Inventare) wegen der verschiedenen Planungsebenen und des damit verbundenen Abstraktionsgrades festzustellen.[7] Ziel der SUP-Richtlinie ist die Einbeziehung von Umwelterwägungen bei der Ausarbeitung bzw. Annahme von Plänen und Programmen, die voraussichtlich erhebliche Umweltauswirkungen haben (Art. 1, SUP-Richtlinie), und damit die Förderung einer nachhaltigen Entwicklung auf einem hohen Umweltschutzniveau sicherzustellen.

Andreas Sommer[8] gruppierte die Schutzgüter/Umweltindikatoren in einem Arbeitsbehelf in folgende thematische Felder: (1) Umweltmedien (Boden, Wasser, Luft, Mesoklima und Makroklima), (2) Fauna und Flora (Tiere, Wald, Lebensräume (Biotope, Ökosysteme)), (3) Mensch (Gesundheit und Wohlbefinden, Landschaft, Landschaftscharakter und -haushalt, Orts- und Landschaftsbild, Raumgefüge, Ästhetik, Nutzungen, Sachgüter und kulturelles Erbe). Außerdem müssen die (4) Wechselwirkungen und Wechselbeziehungen der

7 Auf europäischer Ebene ist die Strategische Umweltprüfung (SUP) durch die Richtlinie 2001/42/EG des Europäischen Parlaments und des Rates vom 27. Juni 2001 über die Prüfung der Umweltauswirkungen bestimmter (umweltrelevanter) Pläne und Programme verankert. Zu den Schutzgütern und Schutzinteressen zählen „*die voraussichtlichen erheblichen Umweltauswirkungen (1), einschließlich der Auswirkungen auf Aspekte wie die biologische Vielfalt, die Bevölkerung, die Gesundheit des Menschen, Fauna, Flora, Boden, Wasser, Luft, klimatische Faktoren, Sachwerte, das kulturelle Erbe einschließlich der architektonisch wertvollen Bauten und der archäologischen Schätze, die Landschaft und die Wechselbeziehung zwischen den genannten Faktoren.*“ (Richtlinie 2001/42/EG des Europäischen Parlaments und des Rates vom 27. Juni 2001. Anhang I Informationen gemäß Artikel 5 Absatz 1. f, L 197/30 DE Amtsblatt der Europäischen Gemeinschaften 21.07.2001).

8 Andreas Sommer, Die Beurteilung der Erheblichkeit von Umweltauswirkungen. Vorgehen und Kriterien für das Screening bei Strategischen Umweltprüfungen, Hallein 2005, S. A 14.

Schutzgüter untereinander untersucht und bewertet werden. Der fachliche Bezug bzw. die Wechselwirkung ist durch Richtlinien der österreichischen Bundesländer definiert und unterstützte die Auswahl.

Grundlagenforschung auf nationaler Ebene

Grundlagenforschung an der Universität Wien – Ingrid Kretschmers österreichweite Darstellung „Das ländliche Siedlungsbild"

Erst Jahrzehnte nach den zwei Weltkriegen hat Ingrid Kretschmer, Kartographin, Geographin und Universitätsprofessorin der Universität Wien, 1978 im Rahmen der Akademie der Wissenschaften und als Teil des *Österreichischen Volkskundeatlas* mit „Das ländliche Siedlungsbild" eine grundlegende österreichweite Darstellung der historischen bäuerlichen Wohnhaus-, Gehöft- bzw. Siedlungsformen und Flurformen vorgelegt, die auf einer Sichtung und Beschreibung aller (!) Blätter des Franziszeischen Katasters in Österreich beruht und nach einer intensiven österreichweiten wissenschaftlichen Abklärung der Methoden und Begriffe möglich wurde.[9] Die Beschreibungen wurden im Hinblick auf Katastralgemeinde- bzw. Gemeindegrenzen für die Darstellung im Volkskundeatlas generalisiert.

Grundlagenforschung in Oberösterreich – Die herausragenden und interdisziplinär ausgerichteten Arbeiten von Franz C. Lipp, Gunter Dimt und Kurt Holter

Die Strukturmerkmale Oberösterreichs als „Land der Ortschaften"[10] führen indirekt zu den herausragenden und interdisziplinär ausgerichteten Arbeiten der beiden Direktoren des oberösterreichischen Landesmuseums, Franz C. Lipp (1913–2002) und Gunter Dimt (*1941), den Arbeiten im Rahmen des *Österreichischen Volkskundeatlas* von Inge Kretschmer (1939–2011) und den Projekten des oberösterreichischen Musealvereines unter Kurt Holter.

Franz C. Lipp hat etwa mit seiner umfassenden ethnographischen Forschung, dem Entwurf des Konzeptes für die Errichtung von Freilichtmuseen, der Gründung des Verbandes der oberösterreichischen Freilichtmuseen und der Verwirklichung der Freilichtmuseumsidee in Oberösterreich[11] das Fundament für die Bewahrung des bäuerlichen Kulturerbes in Alleinstellung gelegt. In Weiterführung, Sicherung und Vertiefung hat sein Nachfolger Gunter Dimt weitere Arbeitsschritte gesetzt.

In seinem Band *Egger obs Moos*[12] beschreibt Gunter Dimt ein Konzept einer interdisziplinären Bauforschung und dessen exemplarische Umsetzung bei der Dokumentation, dem Abbau und der Wiedererrichtung des Eggerhauses. Zum anderen bezieht sich Dimt auf eine in Absprache mit allen damals führenden Experten entstandene Resolution der Österreichischen Volkskundetagung 1980,[13] in der eine Koordinierungsstelle, eine umfassende Dokumentation und ein regelmäßiger wissenschaftlicher Austausch u. a. mehr festgeschrieben wurde. Gunter Dimt[14] hat 2009 mit seiner Dokumentation *Bauernhöfe – Historische Gehöfte in Oberösterreich* einen Meilenstein österreichischer und oberösterreichischer Hausforschung vorgelegt, der eine flächendeckende, auf einer jahrzehntelangen Inventarisierung beruhende Gesamtschau des bäuerlichen Kulturerbes Oberösterreichs in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts als eine Zusammenfassung seines umfangreichen Œuvres zu diesem Fachbereich eröffnet. Gunter Dimt hat 1988 schon sehr früh eine Modellschau im Freilichtmuseum Sumerauerhof bei St. Florian aus dem Blickwinkel einer historisch-technisch orientierten

9 Ingrid Kretschmer, Das ländliche Siedlungsbild Österreichs – kartographisch neu dokumentiert, in: Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft, Band 120/II, Wien 1978, S. 244–264.

10 Otto Lackinger hat anlässlich der Publikation des „Ortsverzeichnisses 1971" des Statistischen Zentralamtes in seiner Analyse festgestellt, dass das Land ob der Enns wegen seiner Strukturmerkmale eine Reihe von Beinamen erhält: „Industrieland" wegen seiner Bedeutung seiner Industrie, „Energieland" wegen seiner Position in der Energiewirtschaft und auch „Land der Seen" wegen der Vielzahl von Seen. Auf Grund der besonderen Siedlungsstruktur sprach der damalige Leiter des landeseigenen Statistischen Dienstes von einem „Land der Ortschaften", weil nach der Zahl der kleinen und kleinsten Siedlungseinheiten nahm Oberösterreich unter den Bundesländern eine absolute Sonderstellung ein: Von rund 17.000 Ortschaften Österreichs sind 6.500, das sind 38 Prozent, in Oberösterreich gelegen. Vgl. Otto Lackinger, Oberösterreich – Land der Ortschaften, in: Amtliche Linzer Zeitung, Folge 19/1977, Linz 1977, S. 509–511; Österreichisches Statistisches Zentralamt, Ortsverzeichnis 1971, Wien.

11 Franz C. Lipp, Oberösterreichische Freilichtmuseen – Verwirklichung und Ziele, Beilage, Schriften und Führer des Verbandes der Oberösterreichischen Freilichtmuseen, Linz 1974.

12 Gunter Dimt, Egger obs Moos – ein Beispiel interdisziplinärer Bauforschung, Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich, Folge 10, Linz 2000.

13 Klaus Beitl / Karl Ilg (Hg.), Gegenwärtige Probleme der Hausforschung in Österreich, Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1980 in Feldkich (Vorarlberg), Wien 1982, S. 9 f.

14 Gunter Dimt, Bauernhöfe – Historische Gehöfte in Oberösterreich, Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich, Folge 21, Oberösterreichisches Landesmuseum, Linz 2009.

Haus- und Siedlungsforschung eingerichtet.[15] In seinem Führer „Rundgang durch die provisorische Modellschau“ gibt er einen kurzen Überblick über Geschichte des ländlichen Siedlungswesens und die Genese der Bauformen.

Im Rahmen des Oberösterreichischen Musealvereines hat Kurt Holter 1983, gestützt auf die Bestandsaufnahme von Margarete Vyoral (Bundesdenkmalamt), in den Beiträgen zur Landeskunde von Oberösterreich einen Bericht „Bäuerliches Bauen rund um Wels“[16] vorgelegt.

Gunter Dimts Bauaufnahmen des letzten verfügbaren Gosinger Originalstadels („Jagerbauernstadel“) und die Grundlagenforschungen für das Freilichtmuseum Gosau

Ein letztes hier zu erwähnendes Projekt Gunter Dimts sind die Bauaufnahmen des letzten verfügbaren Gosinger Originalstadels („Jagerbauernstadel“) und die Grundlagenforschungen für das Freilichtmuseum Gosau mit dem Paarhof „Schmiedbauer“. Der Hausstock des Paarhofes ist in seiner Originalsubstanz (Blockbauweise) zusammen mit einem „Nachbau“ einer Stallscheune der Kern des jetzigen „Freilichtmuseums Gosau Paarhof ‚Schmiedbauer‘“ im Hintertal. Im Jahr 1995 sollte der Hausstock des Gehöfts „Schmiedbauern“ an seinem Originalstandort abgetragen und durch einen Neubau ersetzt werden.

Durch die Initiative von Liesl und Hans Gamsjäger (vulgo Waldweber) konnte der Hausstock erhalten und ein Museum angedacht werden. Angesichts eines noch fehlenden Grundstücks für ein Museumsareal entschlossen sich die Mitglieder des Heimatvereins Gosau wegen der vorgegebenen Dringlichkeit alle Einzelteile zwischenzulagern. Nach der Suche für den Museumsstandort, der Ausarbeitung eines Gesamtkonzepts (Grundsätze, Motive und Funktion) und dem Entwurf eines Managementkonzeptes durch die UNESCO-Koordinierungsstelle folgte den Vorschlägen eines Expertenteams des britischen National Trusts[17] (1998/99) die Erstellung eines Einrichtungsplanes durch die oberösterreichische UNESCO-Koordinierungsstelle / das Oberösterreichische Kulturgüterinformationssystem.[18] Auf der Grundlage der frühen Bauaufnahme, der Fotodokumentation und Auswertung einer dendrochronologischen Untersuchung erfolgte unter der denkmalpflegerischen Bauleitung von Franz Federspiel die Übertragung des Hausstocks „Schmiedbauern“ vom Originalstandort ins Hintertal. Durch Gunter Dimts Grundlagenforschungen und Hilfestellungen konnte so

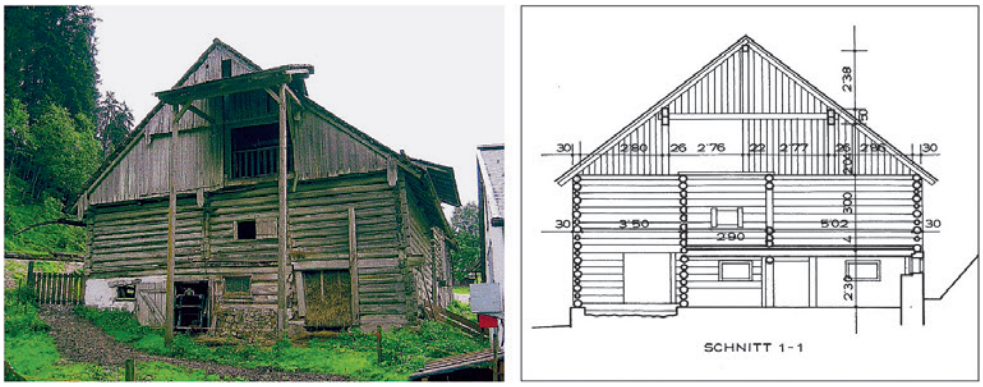


Abb. 2: Letzter verfügbarer Originalstadel, Stallscheune „Jagerbauernstadel“, Vordertal, angekauft für das Freilichtmuseum Gosau, Foto in situ (links) und Auszug aus der umfangreichen Bauaufnahme (rechts)

15 Gunter Dimt hat 1988 eine Modellschau im Freilichtmuseum Sumerauerhof bei St. Florian aus dem Blickwinkel einer historisch-technisch orientierten Haus- und Siedlungsforschung eingerichtet. Das Modell Vierkanthof „Bachmair“ (Samesleiten 2) war das letzte, welches auf Grund eines Gutachtens von Franz Federspiel (Franz Federspiel, Vierkanthof „Bachmair“. Samesleiten 2, Gutachten, Haslach 1992) von einem Modellbauer erstellt wurde. Gunter Dimt, Rundgang durch die provisorische Modellschau, Oberösterreichisches Landesmuseum, Linz 1990.

16 Kurt Holter, „Bäuerliches Bauen rund um Wels“, Beiträge zur Landeskunde von Oberösterreich I. Historische Reihe, Bd. 9, Oberösterreichischer Musealverein, Linz 1983. Kurt Holter verwendet dabei im Rahmen seiner „archivalischen Vorbereitung und Grundlagenaufbereitung“ Methoden, die für die weitere Konzeption zur Aufbereitung von kulturlandschaftlichen Informationen zur Beschreibung des bäuerlichen Kulturerbes verwendet werden. Er benützt daher zusätzlich zum Franziszeischen Kataster von 1825 noch weitere Archivalien (z. B. Lambacher Hofmappe 1732) und dokumentiert neben Siedlungsstrukturen (Schlösser, „Dorfbildungen“, Kirch- und Schloßweiler, Weiler, Streusiedlungen) alle Gebäude im jeweiligen Gehöft (Nutz- und Nebenhäuser: Presshäuser), auch Kleinhäuser sowie Baudetails.

17 National Trust, To study the management of a cultural landscape designated as a World Heritage Site, and compare the differing approaches to the management of two similar areas, Report, London 1999.

18 Hans Peter Jeschke, Führer durch das Freilichtmuseum Paarhof Gosau-Hintertal „Schmiedbauer“, in: Hans Peter Jeschke (Hg.), Das Gosautal. Teil der Historischen Kulturlandschaft Hallstatt-Dachstein/Salzkammergut – ein Juwel der UNESCO-Schatzkammer der Menschheit. Die neuen Führer durch den Kern des Inneren Salzkammergutes, Wien 2024.

für die Hauslandschaft der Paarhöfe, die schon Franz C. Lipp 1974 in seinem Zielkatalog genannt hat, 2002 ein Freilichtmuseum in Gosau als letztes seiner Art realisiert werden. Dem Einrichtungsplan bzw. dessen sozial- und wirtschaftsgeschichtlicher Ausrichtung folgend, wurden kleinere Bauten in das Ensemble des Freilichtmuseums aufgenommen, die auf historische Wirtschaftszweige im Tal Bezug nehmen. In der ersten Phase fehlte noch eine Stallscheune, mit der der architektonische Charakter des Gehöfttyps „Paarhof" und die Trennung von „Feuerhaus" und „Futterhaus" sichtbar werden sollten. Glücklicherweise wurde dem Heimatverein die Stallscheune „Jagerbauernstadel" (Vordertal) – der letzte verfügbare historische Originalstadel – zum Erwerb angeboten. Nach dem Ankauf wurde er von Gunter Dimt mit einer umfangreichen detaillierten Bauaufnahme dokumentiert (Abb. 2).

Wegen widriger Umstände wurde er, trotz eines Expertengutachtens des Salzburger Freilichtmuseums und der Expertise des Oberösterreichischen Landesmuseums, nicht errichtet. Die damalige Gemeindeführung ließ stattdessen einen „Nachbau" errichten, der lediglich dem äußeren „Erscheinungsbild einer Stallscheune" folgt. Das kostbare Original mußte vom Heimatverein Gosau leider einem Altholzhändler verkauft werden.

Das Freilichtmuseum Gosau gibt mit seinem im Juli 2002 eröffneten Gesamtensemble quasi *en miniature* einen Überblick über das salinenbäuerliche Kulturerbe des Tales.

Das Engagement des Landes Oberösterreich – Vom Europarat bis zur UNESCO

Das Land Oberösterreich hat sich im Rahmen der Europarat-Kampagne „Eine Zukunft für unsere Vergangenheit – Das bauliche Erbe Europas" und im Sinne der „Integrated Conservation"[19], ein Schlüsselgrundsatz des Europarates, mit dem Beispiel Kulturgüterkarte Attersee[20] bei der gleichnamigen Ausstellung auf europäischer Ebene beteiligt. Die Europarat-Kampagne „Europa, unser Erbe" – eine europaweite Innovation – hat zu einer Vielzahl von Projekten geführt. Im Rahmen der Länderkonferenz „Kulturelles und architektonisches Erbe" wurde eine Vielzahl von exemplarischen Projekten von staatlichen und nichtstaatlichen Stakeholdern unser kulturelles und architektonische Erbe betreffend für die Kampagne „Europa, unser Erbe" an den Europarat gemeldet.

Oberösterreichisches Kulturgüterinformationssystem (KUGIS) und die landesweite Inventarisierung des kulturellen Erbes im Rahmen der Raumordnung

In der Abteilung Raumordnung des Landes Oberösterreich (Aufgabenbereich Oberösterreichischer Raumordnungskataster) wurde schon früh versucht, Materialien – Grundlagen für den Schutz und die Pflege unseres kulturellen Erbes im Rahmen der Raumordnung und Umweltgestaltung – zu inventarisieren und sie im Rahmen des „Umfassenden Kulturgüter- und Ortsbildkatasters" bzw. des Oberösterreichischen Kulturgüterinformationssystems allen Planungsträgern, Ortsplanern, Wissenschaftlern, Heimatforschern etc. zur Verfügung zu stellen.[21] Der Deklaration von Amsterdam des Europäischen Denkmalschutzkongresses 1975 (siehe S. 87) und den Grundsätzen des Oberösterreichischen Raumordnungsgesetzes folgend, wurde im „Umfassenden Kulturgüter- und Ortsbildkataster" – Teil des Aufgabenbereiches „Oberösterreichischer Raumordnungskataster", 1980 gegründet – erstmals in Österreich über die bloße Dokumentation von Einzelobjekten hinausgegangen und im Sinne der gesetzlichen Aufträge im Rahmen der Raumordnung bzw. der Empfehlungen des Europäischen Denkmalschutzkongresses Material für die Bewertung von Zonen

19 Die methodischen Ansätze, die mit den Indikatoren des Modells der „Integrated Conservation" („Integrierte Denkmalpflege") korrespondierten, waren für die Aufnahme in das Gesamtprojekt des Europarates bzw. in die große Zahl der Ausstellungstafeln ausschlaggebend. Das Modell der „Integrated Conservation" betont dabei die Wahrnehmung des Schutzes des kulturellen Erbes (ergänzende Teilkomponenten) in anderen Gesetzesmaterien als in jenen der Denkmalschutzgesetzgebung.

20 Hans Peter Jeschke, „Die Gemeinde Attersee am Attersee – vom Europarat zur UNESCO". Die Europarat-Ausstellung 1975, das Konzept der Integrated Conservation und der österreichische Beitrag zur Kulturgüterinventarisation (Attersee), in: Heimatverein Attersee (Hg.), Katalog / Informationsmaterial Nr. 1, Attersee 2016.

21 Das im Oberösterreichischen Kulturgüterinformationssystem eingerichtete Inventar (Amt der Oberösterreichischen Landesregierung, Abteilung Raumordnung) diente der Erfassung, Speicherung und Abfrage bzw. Ausgabe von Kulturgütern, Inventaren und zugehöriger Literatur im Bundesland Oberösterreich.

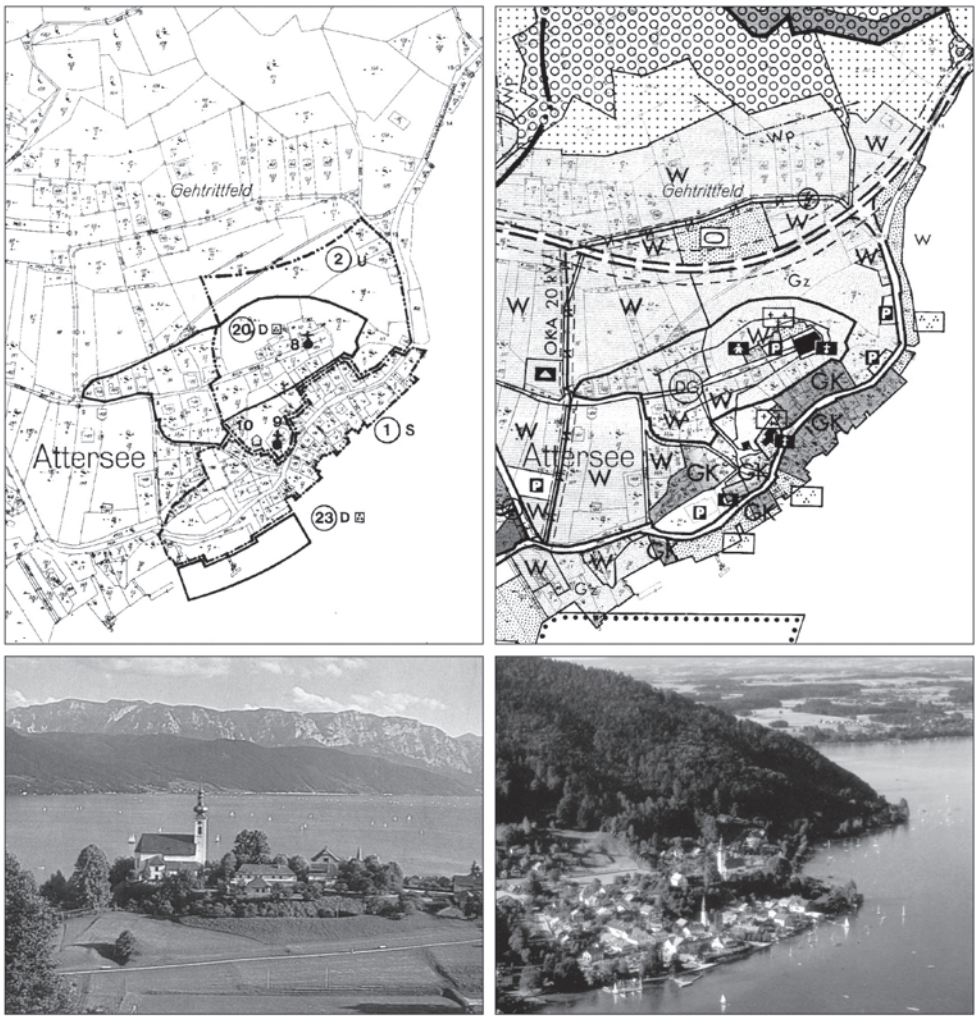


Abb. 3: „Kulturgüterkarte" der Gemeinde Attersee, Europarat-Ausstellung „Eine Zukunft für unsere Vergangenheit – Das bauliche Erbe Europas" 1975, Modell der „Integrierten Denkmalpflege" des Europarates; Schrägluftbild (unten rechts) Kulturlandschaft mit der Ortschaft Attersee, Ortsbildschutzzone (1S) mit Buchberg rechts und nördlichen Ausläufern der Seefläche; Umgebungszone Kirchberg (unten links) Zone (2U), herausragendes archäologisches Fundgebiet Zone (20D) und barocke Wallfahrtskirche (8), im Hintergrund Attersee und Höllengebirge

des erhaltenswerten und charakteristischen Ortsbildes zusammengetragen.[22]

Ingrid Kretschmers Beschreibung der historischen Siedlungsformen, Gehöftformen und Flurformen

Über Einladung des Autors hat Ingrid Kretschmer 1981 ihre persönlichen Unterlagen zum Projekt *Österreichischer Volkskundeatlas* als Sonderdokumentation für Oberösterreich zur Verfügung gestellt (landesweite handschriftliche Beschreibung bzw. Identifizierung der erwähnten Kulturlandschaftselemente in allen Blättern des Franziszeischen Katasters Oberösterreichs). Damit wurde erstmals der Kataster, der vielfach als bloßes Bild mit landwirtschaftlichen Gebäuden betrachtet wird, als Abbild des historischen Siedlungsbildes der Aufnahmeepoche 1825 (historische Gehöft- und Siedlungstypen bzw. Flurformen) erkennbar. Nach der Transkription sind diese Ergebnisse einer jahrelangen Grundlagenforschung als gesondertes Handbuch Nr. 10 für die landesweite Inventarisierung

22 Der Kataster, 1993 vom Europarat als Dokumentationszentrum anerkannt, war die Grundlage für die Inventarisation im allgemeinen und die Abgrenzung von Schutzgebieten, Erstellung von Orts- bzw. Stadtbildschutzkonzepten (Ortsbildkonzepte), Ortsgestaltungskonzepten und Stadt- und ortsgestalterischen Planungsvorstellungen für ein Gesamtgebiet einer Gemeinde oder Stadt (z. B. Höhen- und Baumassenkonzept) und für Teilbereiche (z. B. vorhandener und angestrebter Charakter des Ortsgebietes). Gleiches galt für wissenschaftliche Projekte, Dissertationen etc. Der Autor stellte die Abgrenzung der Schutzzonen nach dem Ortsbildgesetz und Grundlagendaten für die Gutachten der Mitglieder der Ortsbildkommissionen zur Verfügung. Das Oberösterreichische Kulturgüterinformationssytem (Oö. KUGIS) wurde 1995 neu strukturiert und eigenständig eingerichtet. Zu den genannten Arbeitsfeldern kam die Erstellung des Einreichdokumentes für die Weltkulturerbelandschaftszone Hallstatt-Dachstein/Salzkammergut und die Funktion des UNESCO-Coordinators (Department / Upper Austrian Government / Linz) für Schutz, Pflege und Entwicklung des genannten Gebietes und für das Projekt „UNESCO – Roman Empire World Heritage" (Tätigkeit des Coordinators, Konzeption vom „Letter of Intent / Presentation of the Limes project of the Republic of Austria" im Zusammenhang und Unterstützung der Bundesrepublik Deutschland bei „Der Obergermanisch-Raetische Limes / The Upper German-Raetion Limes of the Roman Empire / Nomination for Inclusion on the World Heritage List") und Mitwirkung beim Forschungsprojekt „Cultur 2000 und Enter" / Limes of the Roman Empire) dazu.

Historische ländliche Siedlungsformen
Auszug aus dem Österreichischen Volkskundeatlas. Entwurf und Bearbeitung: Ingrid Kretschmer und Elisabeth Tomasi.

Die für diese Übersichtsdarstellung verwendeten Grundlagendaten sind speziell für den „Umfassenden Kulturgüterkataster" nach Gemeinden bzw. Katastralgemeinden aufbereitet worden.

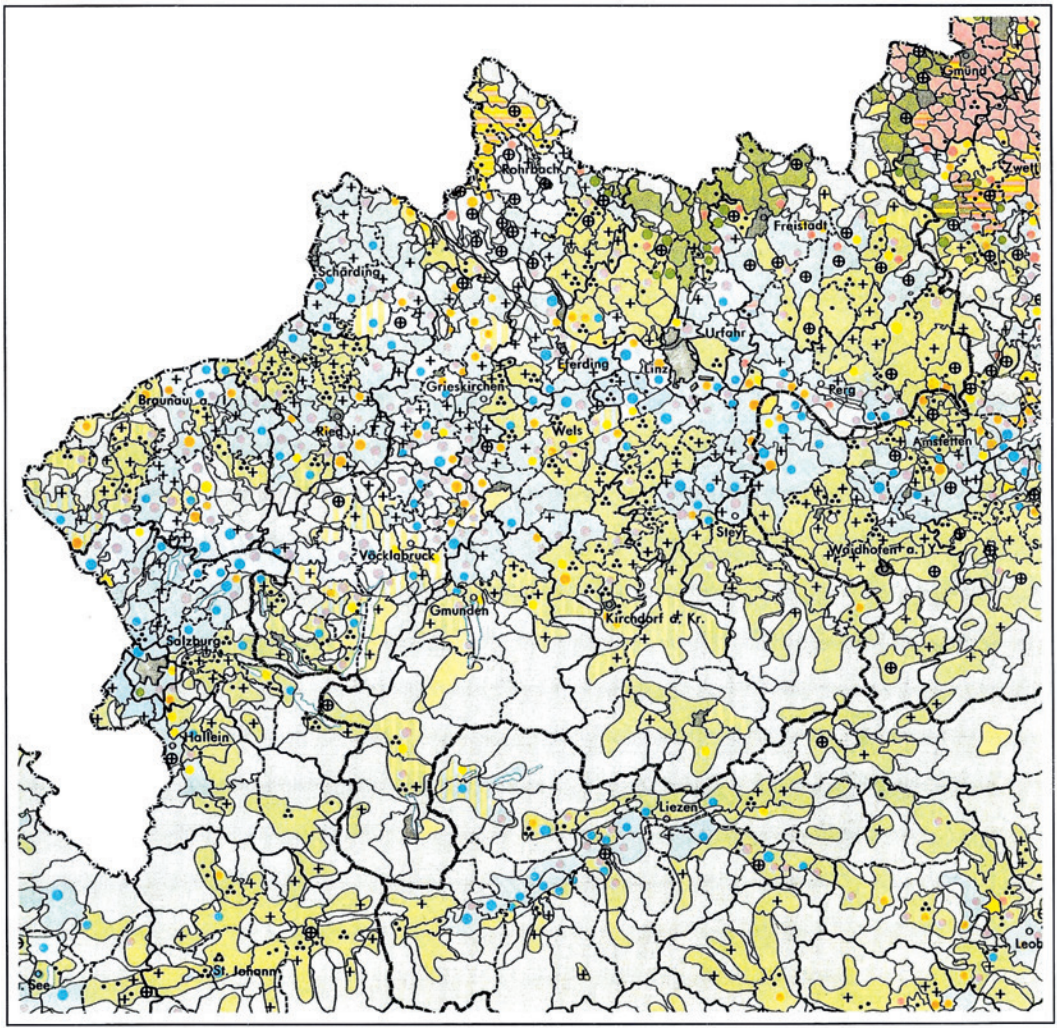


Abb. 4: Oberösterreichischer Kulturgüter- und Ortsbildkataster

Sammelsiedlung

Angerdorf (einschließlich "Platzdorf") Kennzeichnendes Merkmal sind der Anger, ursprünglich eine Allmendefläche- heute oft verbaut und manchmal kaum mehr erkennbar-, und die diesen begrenzenden Randstraßen (z. B. Längs-, Linsen-, Dreieck-, Rundangerdorf); besonders planmäßige Geschlossenheit dieser Ortsanlage durch die eine Umhegung des Dorfes bildenden Hausgärten, bzw. mit den Baublöcken gleichlaufenden Hecken oder Feldwege. Das "Platzdorf", formal als Angerdorf mit 4 Randstraßen aufzufassen, weist schon deutlich den Einfluß planmäßiger nichtländlicher Ortsgründungen auf.

Grabendorf weitgehend geländebedingte Sonderform mit vielfältigen Übergängen zum Längsangerdorf; in tief eingeschnittenen, kurzen Tälern (besonders im Löß- und Flyschgebiet) reihen sich die Gehöfte noch weitgehend regelmäßig an zwei gleichlaufenden schmalen Randstraßen entlang des Grabenbaches.

Straßendorf planmäßige, zweizeilige, enge Aufreihung der Hofstellen entlang einer ca. 8-16 m breiten Straße; die unbegrenzte Erweiterungsmöglichkeit ohne Auflösung der Type ließ sehr unterschiedlich große Siedlungen (zwischen 15 und 100 Gehöfte) entstehen (Subtypen: Breitstraßen-, Mehrstraßendorf; Straßendorf mit freiem Dreieckplatz an Straßengabelung-Überleitung zu Angerdorf).

Zeilendorf Die sehr planmäßige, weitgehend lagebedingte Sonderform des Straßendorfes besteht nur aus einem einzigen Baublock (z. B. Uferzeile an größeren Gewässern, "Wagramsiedlung" an Geländestufen); sekundär auch als Kümmer- oder Verödungsform von Straßen- oder Angerdorf auftretend.

Reihendorf in einfachen oder Doppelreihen angelegte, aufgelockerte, aber sehr planmäßige Dorfform (Gehöftsabstand bis zu 80 m); beginnende Auflösung der Sammelsiedlung; Verbreitung deckt sich weitgehend, jedoch nicht vollständig, mit dem Auftreten der Waldhufenflur.

Gassen- und Gassengruppendorf
Gassendorf: noch regelmäßige zweizeilige Verbauung des einen schmalen durchlaufenden Ortsweges; Gassengruppendorf: mehrere Wege führen, gebündelt, durch die Ortschaft; Gehöfte nicht mehr ganz regelmäßig auf die Verkehrswege ausgerichtet: Übergangsform von den regelmäßigen zu den unregelmäßigen Ortsanlagen; Typus umfaßt weitgehend auch die "Kirchensiedlung" nach A. Klaar.

Haufendorf (einschließlich "Bachuferdorf") unplanmäßigste Dortform; der lappige Ortsried ist stark mit der Flur verzahnt, das Wegenetz vielfach gewunden, verzweigt, ungleich breit, häufig mit Sackgassen; Haupt- oder Durchzugsstraße kaum ausgeprägt, Gehöfte völlig unorientiert zueinander stehend. Das "Bachuferdorf" ist durch seine Lage auf Schwemmkegel durch den Bachlauf beeinflußt und auf das Haupttal orientiert, sonst haufendorfähnlich.

Gemeinde ohne ländliche Orts- bzw. Siedlungsform
(z. B. Gründungsstädte, planmäßig angelegte Marktorte)

Weiler- und Streusiedlung

Weilersiedlung (Weiler dominant, ohne oder mit nur vereinzelter Streusiedlung) planmäßig angelegte Formen (z. B. Anger-, Zeilen-, Gassen-, Platzweiler) und unplanmäßige Formen; Groß- und Kleinweiler.

Weiler- und Streusiedlung
(teils im Gemenge, teils geländebedingt in getrennten Lagen)

Streusiedlung (ausschließlich Einzel- und Doppelhöfe in Streulage)

Jüngere und neuzeitliche Streusiedlung
meist Kleingehöfte späterer Entstehung.

Kettendorf (meist in Verbindung mit neuzeitlicher Streusiedlung) reihendorfähnliche Anlage, die Gehöfte jedoch in noch größerem Abstand und planloser angelegt; damit Zwischenstellung zwischen Streu- und Sammelsiedlung.

Positionssignaturen

• 1 Weiler
⁂ 3 und mehr Weiler
} eingetragen, wenn Weiler gegenüber Streusiedlung bzw. Dörfern von sekundärer Bedeutung sind.

\+ **Kirchweiler**
als typisches, meist einziges Zentrum eines oft ausgedehnten Streusiedlungsgebietes gesondert herausgehoben.

⊕ **Kirchort**
planmäßige Anlage ohne nähere Grundrißbestimmung; heute vielfach zu Marktorten entwickelt.

T **Tiroler Sonderformen**
vorherrschendes oder teilweises Auftreten der "Massendörfer", Haufendörfer und Weiler mit sehr enger Verbauung (rätoromanisch).

Städtische Verbauung

Grenzen des Siedlungsraumes

des kulturellen Erbes im Rahmen des Oberösterreichischen Kulturgüterinformationssystems formatisiert worden. Diese Beschreibungen bzw. das Handbuch des Oberösterreichischen Kulturgüterinformationssystems Nr. 10[23] ist nach wie vor in ausgewählten Bibliotheken allgemein zugänglich (Bibliothek des Oberösterreichischen Landesmuseums bzw. Oberösterreichischen Landesarchivs).

Die Kulturlandschaftsgliederung Oberösterreich als kulturlandschaftliches Bezugssystem für das Oberösterreichische Kulturgüterinformationssystem

Für die Arbeiten des Kulturgüter- und Ortsbildkatasters bzw. das Oberösterreichische Kulturgüterinformationssystem wurde die Kulturlandschaftsgliederung Oberösterreich (Herbert Maurer) 1993 erstellt, die die generalisierten Grenzen der Kulturlandschaftsregionen bzw. -einheiten in ihrer Differenzierung im Sinne der Europäischen Landschaftskonvention darstellt.

Nichtstaatliche Organisationen – Das Europarat-Pilotprojekt „Bauernhöfe erhalten und gestalten“ der Projektgruppe Raumordnung

In Oberösterreich wurde im Rahmen des Oberösterreichischen Volksbildungswerkes die „Projektgruppe Raumordnung“ mit dem Anliegen „Schutz des kulturellen Erbes und des Naturerbes“ 1973 gegründet. Die Ziele, Arbeiten und Projekte (unter anderem das Europarat-Pilotprojekt „Hof-, Dorf- und Stadterneuerung bzw. Kulturgüterdokumentation“) standen unter dem Eindruck der neuen Gesetzgebung für die Umweltgestaltung (Oberösterreichisches Raumordnungsgesetz 1972) und den europäischen Dokumenten.

Gunter Dimts Beschreibungen der acht Hauslandschaften im Rahmen des Europarat-Pilotprojektes

In den acht Broschüren des interaktiven Europarat-Pilotprojektes „Bauernhöfe erhalten und gestalten“ der Projektgruppe Raumordnung beschreibt Gunter Dimt erstmals für jede Hauslandschaft (Abb. 5)[24] die historischen Gehöftformen, Flur- und Ortsformen als einen Bezugspunkt für zukünftige Gestaltungsmaßnahmen in der oberösterreichischen Kulturlandschaft. Alles in Weiterführung des ersten oberösterreichischen Dorferneuerungskonzeptes für die Ortschaft Palmsdorf in der Gemeinde Attersee.

Im Zuge dieser Arbeit gab Gunter Dimt u. a. auch topographische Hinweise auf das Vorkommen der hölzernen Bundwerkstadel.[25] Unter Bezug auf die Proklamation der „Europäischen Kampagne für den ländlichen Raum“ wurde zur Rettung dieser besonders wertvollen Holzarchitektur aufgerufen, die in Oberösterreich nur mehr in wenigen Gemeinden des Bezirkes Braunau rund um den Weilhartsforst in der Hauslandschaft „offener Vierseithof“ zu finden sind und in der Mehrzahl zwischen 1830 und 1880 errichtet wurden (Abb. 5).[26]

Das erste Dorferneuerungskonzept in Oberösterreich

1976 wurde für Palmsdorf das erste Dorferneuerungskonzept mit Beiträgen von Gunter Dimt,[27] Hans Peter Jeschke und Herrad Spielhofer[28] im Rahmen einer Er-

23 Ingrid Kretschmer, Dokumentation der historischen Siedlungsformen, Gehöftformen und Flurformen in Oberösterreich, Band 1: Historische Siedlungsformen, Band 2: Historische Gehöftformen, Band 3: Historische Flurformen, Linz 1982. Oberösterreichisches Kulturgüterinformationssystem des Amtes der Oberösterreichischen Landesregierung. Die Arbeitsunterlagen (handschriftliche Beschreibungen) für die anderen Bundesländer wurden, da es keine anderen vergleichbaren Landesstellen bzw. -inventarisationen oder „Interessenten“ gab, nach Fertigstellung der generalisierten Österreichdarstellungen in der Publikation des Österreichischen Volkskundeatlas in der Akademie der Wissenschaften in Wien entsorgt.

24 Hans Peter Jeschke (Hg.), Hof-, Dorf- und Stadterneuerung bzw. Kulturgüterdokumentation in Oberösterreich – ein Pilotprojekt des Europarates. Arbeitsberichte der Projektgruppe Raumordnung Oberösterreich mit 8 Broschüren „Hof-, Dorf- und Stadterneuerung“ und der Broschüre Kulturgüterdokumentation, 2 Bände, Linz 1998.

25 Das Bundwerk ist vor allem auch in Bayern, Nord- und Südtirol und im Engadin zu finden. Vgl. Heinz Ellenberg, Bauernhaus und Landschaft in ökologischer Sicht, Stuttgart 1990.

26 1987 wurde von der Projektgruppe Raumordnung eine Aktion „Rettet die Bundwerkstadel“ in Zusammenarbeit mit dem Innviertler Kulturkreis gestartet und das PGRO-Inventar „Bundwerkstadel“ erstellt. Der Umsetzung der Aktion ging eine Pressekonferenz im Studio des Landespressezentrums voraus, in der die Aktion, ihre Ziele und das PGRO-Inventar vorgestellt wurden.

27 Gunter Dimt, Der Mittertenn-Einhof und der Weiler Palmsdorf, in: Hans Peter Jeschke (Hg.), Umfassende Kulturgüterkarte Attersee, Projektgruppe Raumordnung, Linz 1978, S. 23–45.

28 Gesamtkonzept Hans Peter Jeschke / Projektgruppe Raumordnung, 1978, bzw. Projektgruppe Raumordnung und Gemeinde Attersee, 1987, Projektgruppe Raumordnung und Gemeinde Attersee, Hoferneuerung, Dorferneuerung und Gemeindeentwicklung in Attersee – Katalog der Ausstellung anlässlich des 3. Oberösterreichischen Europagemeinden-Seminars in Attersee (Europäische Kampagne für den ländlichen Raum – Dorferneuerung), Hans Peter Jeschke (Hg.), Arbeitsberichte der PGRO Nr. 7, Attersee 1987.

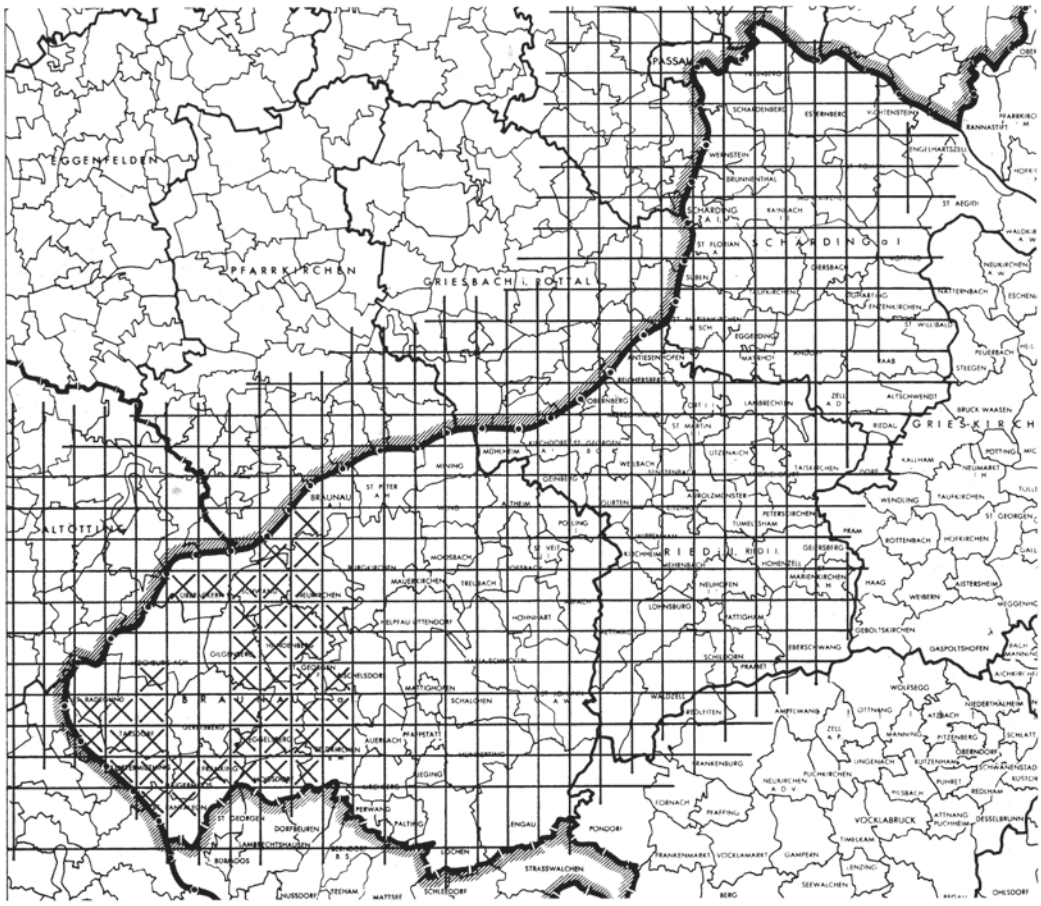


Abb. 2: Verbreitungsgebiet Offener Vierseithof

Offener Vierseithof

Verbreitungsgebiet Bundwerkstadel

Kartengrundlage: Amt d. oö. Landesregierung, Raumordnung und Landesplanung
Entw. u. gez. G. Dimt.

Abb. 3: Schema eines Einzelgehöftes mit Einöd-Blockflur

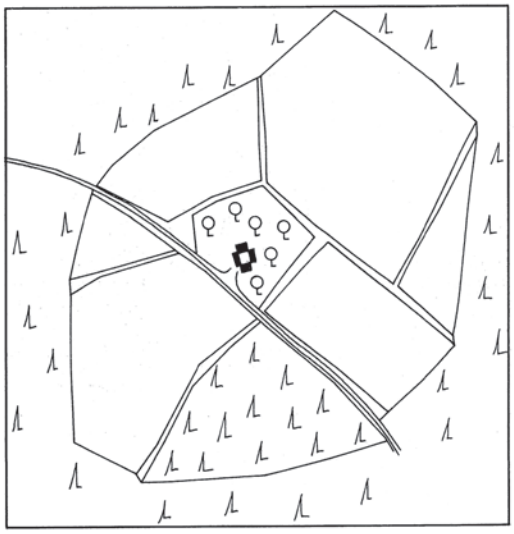


Abb. 4: Typische Sammelsiedlungsformen

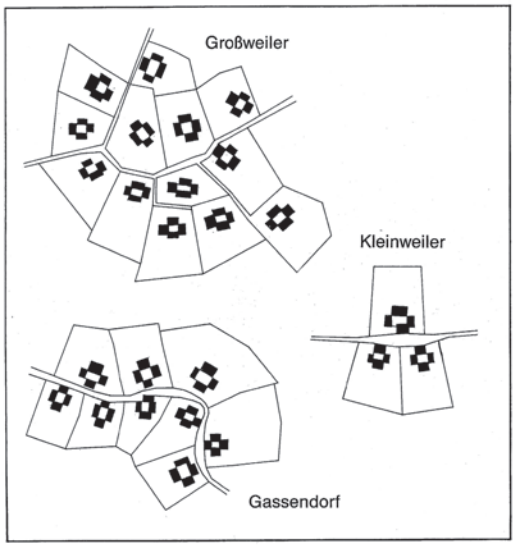


Abb. 5: Hauslandschaft offener Vierseithof: Verbreitungsgebiet der offenen Vierseithöfe (oben), topographische Markierung (X) für „Bundwerkstadel“, Schema eines Einzelgehöftes mit Einöd-Blockflur (unten links), typische Sammelsiedlungsformen (unten rechts)

wachsenenbildungseinrichtung in Österreich erstellt. Dimt verfasste für eine der zahllosen kleinen „gewöhnlichen“, „selbstverständlichen“ Siedlungseinheiten – den Weiler (!) Palmsdorf – ein historisches und hauskundliches Gutachten, mit dem er die architektonische Charakteristik, die lange Geschichte, den Namen und damit die spezifische Identität an sich sowie auch eine Grundlage der „Zukunft“ des Weilers als Lebens-, also Wohn- und Wirtschaftsraum sichtbar machte. Eine Grundlagenforschung und ein „Aufwand“, wie er nur für „bedeutende“ Bauwerke und Ensembles angedacht wird, wurde für eine „anonyme Architektur“ – nach der



Abb. 6: Bundwerkstadel aus Tarsdorf im Innviertel, erbaut 1812, seit 1974 im Freilichtmuseum Stübing

Begriffswelt vieler Fachartikel[29] in der Architektenschaft jener Tage – erstellt. Dieses Gutachten für das erste Dorferneuerungskonzept in Oberösterreich hatte bzw. hat bis heute Alleinstellung. Herrad Spielhofer entwarf Vorschläge für eine bewahrende Erneuerung der Mittertennhöfe und ein Konzept für den Weiler Palmsdorf.[30]

Für das erste Dorferneuerungskonzept Oberösterreichs und dessen Präsentation des wissenschaftlichen Gesamtkonzeptes des Autors samt aller Gutachten in der Gemeinde Attersee erstellte Herrad Spielhofer zusätzlich ein Modell des Weilers Palmsdorf (1), eine Schrägansicht (2) bzw. Längsschnitt (3) im Rahmen des Europarat-Pilotprojektes „Bauernhöfe erhalten und gestalten" der Projektgruppe Raumordnung (Abb. 7). Das Modell und die Gutachten waren die Basis für weiteren Strategien des Autors für die Einbindung in das Instrumentarium der Raumordnung bzw. eine integrierte Dorferneuerung.

Im Jahr 2004 wurde das „Kulturlandschaftsinventar Österreich" (KLIÖ) vorgelegt. Zentraler Bestandteil ist die „Kulturlandschaftsgliederung Österreich" als Instrument der Kulturlandschafts- und Umweltpolitik.[31]
Dieses kulturlandschaftliche Bezugssystem ist vor allem in Bezug auf kulturelles Erbe und Landschaften wichtig, da Informationen und Daten nach unterschiedlichen

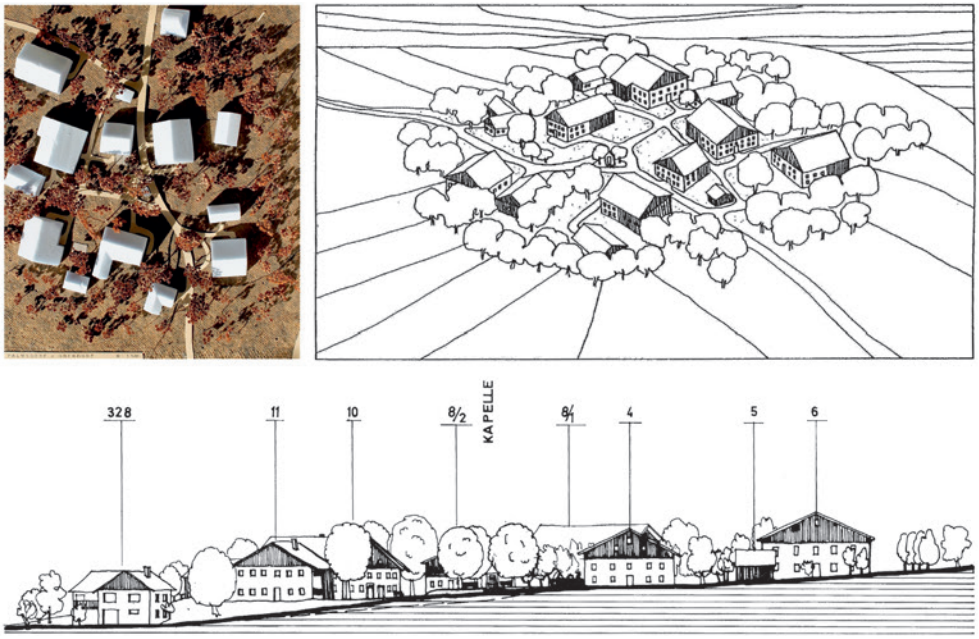


Abb. 7: Erstes Dorferneuerungskonzept in Oberösterreich: Weiler Palmsdorf, Gemeinde Attersee, (1) Modell, (2) Schrägansicht und (3) Längsschnitt

29 Alfons Dworsky, Ein Stück Land und der Weg dorthin, Gedanken zu historischen Wege- und Parstellensystemen, in: Denkmalpflege in Niederösterreich: Elementares und Anonymes, Zum Verlust des Selbstverständlichen, Band 11, St. Pölten 1993, S. 15–17.

30 Herrad Spielhofer entwickelte im Rahmen eines Forschungsprojektes „In alten Bauernhäusern leben!" 1980, gestützt auf die Grundlagenforschung von Gunter Dimt, Vorschläge für eine bewahrende Weiterentwicklung an Beispielen aus ganz Österreich bzw. für Oberösterreich. Vgl. Herrad Spielhofer (Hg.), In alten Bauernhäusern leben! Forschungsgesellschaft für Wohnen, Bauen und Planen, Bd. 29, Graz 1980; Gunter Dimt, Die Hauslandschaften Oberösterreichs, in: Herrad Spielhofer (Hg.), In alten Bauernhäusern leben! Forschungsgesellschaft für Wohnen, Bauen und Planen, Band 29, Graz 1980, S. 68 f.

31 Hans Peter Jeschke, Kulturlandschaftsinventar Österreich (KLIÖ) – ein Werkstattbericht, in: Hans Peter Jeschke / Peter Mandl (Hg.), Eine Zukunft für die Landschaften Europas und die Europäische Landschaftskonvention, Klagenfurter Geographische Schriften, Heft 28, Klagenfurt 2013, https://www.aau.at/geographie-und regionalforschung/forschung/klagenfurter-geographische-schriften/kgs28/ (13.12.2024).

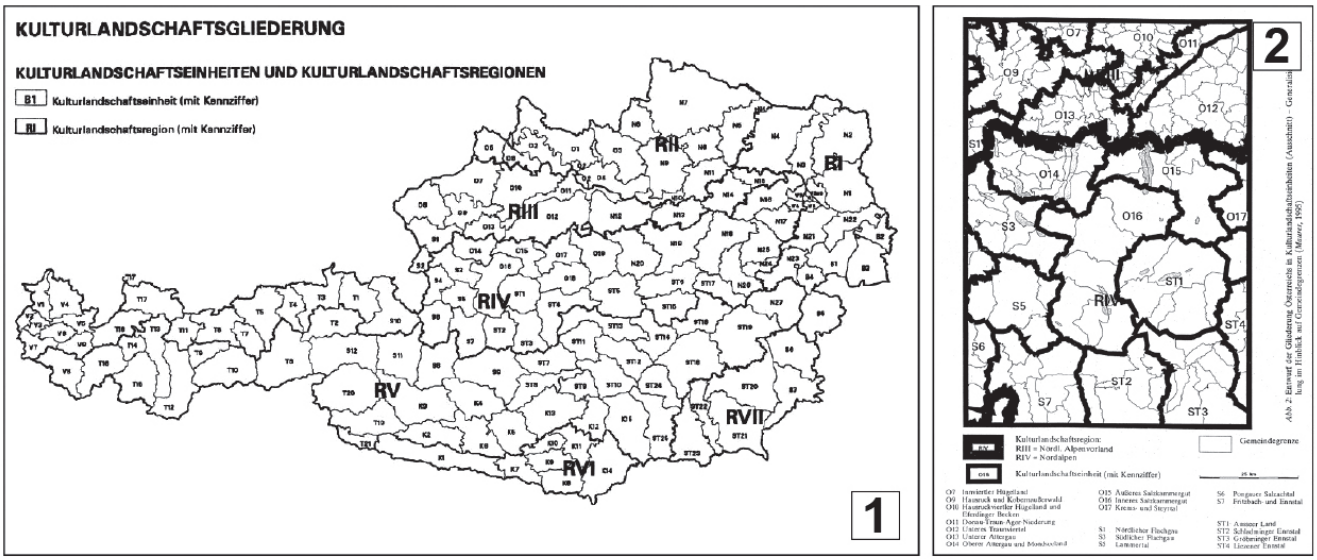


Abb. 8: Kulturlandschaftsgliederung Österreichs nach Herbert Maurer, generalisierte Grenzen der Kulturlandschaftsregionen bzw. -einheiten im Sinne der Europäischen Landschaftskonvention im Oberösterreichischen Kulturgüterinformationssystem (1993) bzw. auf nationaler Ebene im KLIÖ Kulturlandschaftsinventar Österreich (2004): (1) Kulturlandschaftsregionen, (2) Ausschnitt Salzkammergut in seiner Differenzierung; durch die Einbeziehung der Einheiten Oberer Attergau, Äußeres Salzkammergut in Oberösterreich und Ausseer Land in der Steiermark wird das gesamte heute vom Tourismus geprägte Salzkammergut erfasst

Katalogisierungskriterien gesammelt werden, die bisher nicht oder erschwert mit denen auf europäischer Ebene vergleichbar sind. Besonders wichtig ist dabei eine auf Planungs- und Entscheidungsebene abgestellte ebenenspezifische Vorgangsweise zur Inventarisierung von Kulturlandschaften, der Naturraumpotentiale und des kulturellen Erbes sowie deren Anwendung bei den Umweltprüfungen.

Das Porträt der Hauslandschaft der Vierkanter, eine der acht Hauslandschaften Oberösterreichs

Charakter, Identität, regionale Begriffsglossare und die Matrix zur Beschreibung des Kulturlandschaftsbildes der oberösterreichischen Hauslandschaften

Es geht um die gesamte heutige Kulturlandschaft und um neue Ziele, integrale Strategien, mit denen ein System zum Schutz und zur Pflege der Umwelt sowie des kulturellen Erbes bzw. die nachhaltige Aufwertung bzw. Entwicklung der Landschaft verbunden sind.

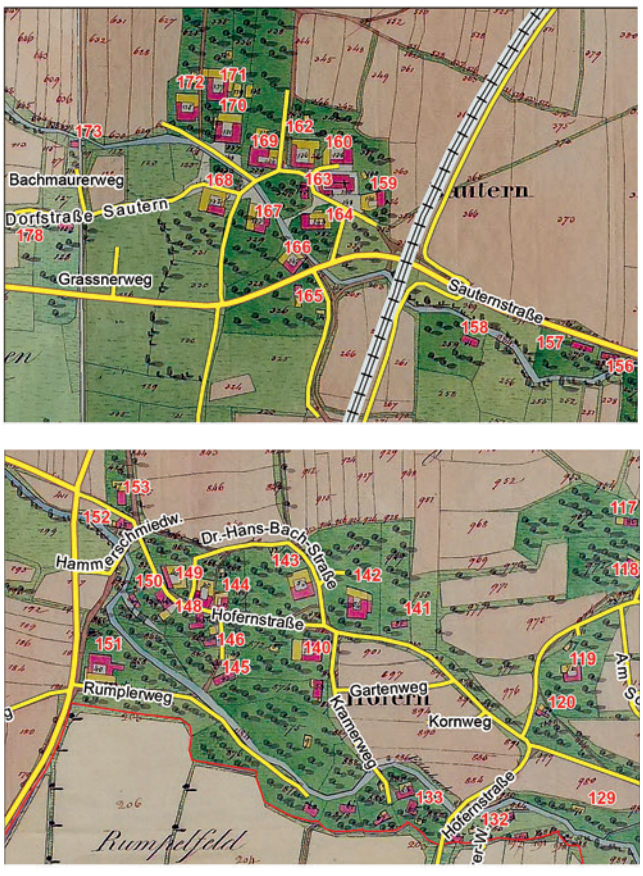


Abb. 9: Franziszeischer Kataster 1825, Gemeinde Schlierbach, Katastralgemeinde Mitterschlierbach, Weiler in Hofern und in Sautern

Die Sensibilität im Hinblick auf diese Güter hat sich in den letzten Jahren erhöht und es entstand eine neue Wertschätzung. Beispielhaft seien genannt: „Der Steinbloß-Mauer-Weg“ (Rundwanderweg im Mühlviertel)[32], „Wandern im Vierkanterland – die Region Linz-Land erleben auf ihren schönsten Wegen!“, Aktion „Oberösterreichische Jungbauern setzen Land(wirt)schaft in Szene“[33] und die „Gosauer Rundgänge – ein Führer zu den Gosauer Paarhof Rundwanderwegen im Gosautal“[34].

Die Methoden der historischen Geografie können historische Kulturlandschaftselemente in der heutigen Landschaft identifizieren. Bis zur Mitte des vergangenen Jahrhunderts prägten neben den Städten, Märkten und geschlossenen Dorfkernen Bauernhöfe die Kulturlandschaft Oberösterreichs in einem besonderen Maße. Der vielfache Verlust identitätsstiftender Elemente der Landschaft kann nun ein Auslöser sein, neben den ökologischen und landwirtschaftlichen Aspekten einer Landschaft auch kulturelle Qualitäten zu betrachten, um die regionalen Spezifika und die Eigenart herauszuarbeiten.

Der nachfolgende Abschnitt skizziert nun, in welcher Weise mit Hilfe von Ergebnissen der österreichischen bzw. oberösterreichischen Hausforschung und durch weitere Grundlagendaten die für die ländliche Entwicklung relevanten Programme und Studien auf regionaler und gemeindlicher Ebene unterstützen können und damit die Integration des bäuerlichen bau- und landschaftskulturellen Erbes in Oberösterreich gelingt.

In der weiteren Folge wird eine der acht Hauslandschaften Oberösterreichs[35] – die der Vierkanthöfe – exemplarisch mit einer Matrix zur Beschreibung des Kulturlandschaftsbildes vorgestellt, die gleichzeitig als Begriffsglossar dient: Die hier zusammengestellten Informations- und Beschreibungsgrundlagen für die oberösterreichischen Hauslandschaften[36] und alle Kulturlandschaftselemente[37] wurden mit weiterführenden Hinweisen zur Dorfökologie[38], zu Bauerngärten (Radler 1994) Dörrhäuseln und Kleindenkmalen ausgestattet.

---

32 „Der Steinbloß-Mauer-Weg. Ein Wanderweg der Vielfalt von Steinen im Allgemeinen gewidmet – von schönen Mühlviertler-Steinbloßhäusern bis hin zu verschiedenen Steinmauern und Natursteinmauern“. Der Rundwanderweg in der „stoanigen Landschaft“ des Mühlviertels zeigt die Nutzung der „Mühlviertler Granit-Steine“. Der Wanderer soll auf diesem Wege auch weitere Verwendungen des „Mühlviertler Granits“ bei Fenster-, Tür-, Tor- und Gredsteinen, als Grenzstein (Moarstein) auf Wiesen- und Feldwegen, Steine auf Hügeln und Hängen oder im Bachbett entdecken. Anzumerken ist, dass weder die Gehöftform (Mühlviertler Dreiseitgehöfte) noch die gerade in dieser Hauslandschaft noch vielfach vorhandenen charakteristischen Siedlungen, durch die der Wanderweg führt, angesprochen werden.

33 „Ein riesengroßer Bilderrahmen ohne Bild“ führt zum Schlagwort „Wir schaffen Landschaft“. Dieser erscheint auf den ersten Blick bloß als großer Holzbilderrahmen, wie sie grob zusammengezimmert und in allen Bezirken mitten in die Landschaft gestellt wurden. Die Bilderrahmen sollen Bewußtsein schaffen. Der oberösterreichische Bauernbund will die Land(wirt)schaft in Szene setzen und damit die Aufmerksamkeit auf die Leistungen der Bäuerinnen und Bauern lenken. Denn das „Bild“ sind gepflegte Wiesen und Weiden, bestellte Äcker oder bewirtschaftete Wälder – von den Bäuerinnen und Bauern unentgeltlich für jedermanns Auge zur Verfügung gestellt. Oberösterreichischer Bauernbund, Presseaussendung, „Oö. Jungbauern setzen Land(wirt)schaft in Szene“, 23.04.2021.

34 Der Führer ist der erste in Oberösterreich, der eine Hauslandschaft – hier die Hauslandschaft der Gosauer Paarhöfe – zum Gegenstand hat. Er enthält eine Beschreibung und eine Spurensuche auf Rundwanderwegen im Sinne einer Schule des Sehens und Wahrnehmens des bäuerlichen Kulturerbes in der Landschaft und der Schönheit von Natur und Kultur. Helmfried Thalhammer / Hans Peter Jeschke, Gosauer Rundgänge – ein Führer zu den Gosauer Paarhof Rundwanderwegen im Gosautal, Wels–Gosau 2024.

35 (1) Der Mittertennhof; (2) Der Dreiseithof; (3) Streck-, Haken- und Doppel-T-Hof; (4) Die Haufen- und Paarhöfe; (5) Unregelmäßige Vierseithöfe „Ein- und Doppeleinspringer (I); (6) Unregelmäßige Vierseithöfe „Einspringer und Doppeleinspringer“ II; (7) Vierkanthof, regelmäßige Vierseithöfe und der (8) Offene Vierseithof.

36 Gunter Dimt umreißt am Beginn einer Übersichtsdarstellung den Begriff der „*Hauslandschaft in seiner ursprünglichen Bedeutung·als flächenmäßig abgegrenztes Gebiet mit gleichartigen Wohnhausstrukturen*“ (1994). Gleichzeitig stellt er fest, dass gerade in Oberösterreich Hauslandschaftstypen aneinandergrenzen, die sich unter anderem auch durch wesentliche Unterscheidungen im Wohnhausgrundriss auszeichnen. „*Sicherlich ist das optisch hervorstechende Merkmal einer Kulturlandschaft die Gehöftform, also die Kombination und Gliederung der vier Hauptgebäude des bäuerlichen Anwesens, nämlich Wohnhaus, Stall, Stadel und Wagenhütte. Nun müssen aber Haus- und Hofformen durchaus keine deckungsgleichen Verbreitungsgebiete aufweisen, weil es einerseits Gehöftformen gibt, die von Hausformen abhängig sind oder umgekehrt aber auch andererseits überhaupt kein Zusammenhang zwischen beiden bestehen muss*“. Darüber hinaus ist zu erwähnen, dass keine „scharfen“ Grenzziehungen möglich bzw. Überlagerungen und Einflussbereiche zu berücksichtigen sind.

37 Folgende Elemente nach anzutreffenden punkthaften, linienhaften und flächenhaften Grundformen können summarisch unterschieden werden: a) Elemente der Siedlung, b) Elemente der Landwirtschaft, c) Elemente des Gewerbes, d) Elemente des Verkehrs, d) Elemente der Freizeit und f) sonstige Elemente.

38 Österreichisches Kuratorium für Landtechnik und Landentwicklung, Streuobst. Ökologische Funktionalität und betriebliche Sicherung (Bildungsbroschüre), Wien 2004; Hermann Mosbauer, Baum und Strauch in der Dorfgeschichte, in: Bayerische Akademie für Naturschutz und Landespflege, Dorfökologie – Bäume und Sträucher, Laufener Seminarbeiträge, Heft 2/91, Laufen 1991, S. 59–61; Landschaftsverband Rheinland / Deutsche Landjugend-Akademie, Obstwiesen in Kultur und Landschaft, Bonn–Röttgen 2000.





Abb. 10: Einblick in das Ambiente von Unterstallbach, typischer Weiler der Hauslandschaft Vierkanthof und regelmäßiger Vierseithof

Zur Identifizierung der aktuellen Vielfalt der historischen Kulturlandschaftselemente wurden ausgewählte Informationen vorgestellt.

Als Beispiel für das „Arbeiten" mit dem Franziszeischen Kataster und der Abfrage der Beschreibung des Kartenwerks aus dem Kretschmer-Handbuch wurde die Gemeinde Schlierbach im Bereich der Hauslandschaft Vierkanthof ausgewählt. Die Einordnung bzw. Identifizierung der historischen Kulturlandschaftselemente (Historische Siedlungsformen, Gehöftformen und Flurformen) folgt der für das Oberösterreichische Kulturgüterinformationssystem speziell landesweit ausgewerteten Datenbasis des Forschungsvorhabens *Österreichischer Volkskundeatlas*.

Der erste Schritt führt zum Franziszeischen Kataster 1825. Die Entdeckung der Landschaft vor 200 Jahren wird mit den Porträts einer der acht Hauslandschaften unterstützt, die zur Gegenwart überleiten. Andreas Mallinger-Hohensinn hat für die Leserin / den Leser der genannten Hofchronik das heutige Straßennetz und die aktuellen Hausnummern jeweils zum Gehöft auf dem historischen Kataster eingetragen, damit das Bild der Landschaft von 1825 mit der Beschreibung von Ingrid Kretschmer leichter lesbar und seine grundlegende Funktion zur Identifizierung von persistenten Kulturlandschaftselementen auch für den Laien nachvollziehbar gemacht wird.[39]

Der zweite Schritt der Spurensuche führt zur systematischen Beschreibung des jeweiligen Ausschnittes (Katastralgemeinde Mitterschlierbach) von Ingrid Kretschmer. Mit dem Handbuch Nr. 10 der Bibliothek des Oberösterreichischen Landesmuseums bzw. des Oberösterreichischen Landesarchivs wird das Bild des historischen Katasters aufgrund der Beschreibung der bäuerlichen Kulturlandschaftselemente „lesbar" in Tabellenform detailliert präsentiert.

Gunter Dimts Beschreibungen aller Hauslandschaften in den Broschüren des Europarat-Pilotprojektes „Hof- und Dorferneuerung" helfen zur Vertiefung.

Die Begriffsglossare und die Matrix führen zu vorliegenden flächendeckenden Materialien zur Identifizierung des Landschaftscharakters aller Hauslandschaften, auf die in der Praxis zurückgegriffen werden kann. Bei der Wahrnehmung der Bevölkerung können im Blick auf die „normale" und „gewohnte" Kulturlandschaft neue „Konturen" greifbar und ablesbar werden – eine herausragende, bisher nicht wahrgenommene Vielfalt wird erkennbar. Für die Experten im Zusammenhang werden die Voraussetzungen für Planungsgrundlagen geschaffen.

In der Matrix für die Hauslandschaft Vierkanthof und regelmäßiger Vierseithof ist neben der Ansicht der genannten Gehöfttypen auch der Grundriss für eine der regelmäßig vorzufindenden typischen Sammelsiedlungsformen, der Weiler Unterstallbach (Grafik Herrad Spielhofer), enthalten. Abb. 10 gewährt einen kleinen Einblick in das Ambiente von Unterstallbach.

Der fünfte Schritt der Spurensuche führt zu weiteren Informationsquellen, mit denen historische Elemente in der heutigen Kulturlandschaft identifiziert werden können.

39 Im ersten Überblick sind z. B. auch Altwege und -straßen gut erkennbar, deren Netz oft Hinweise zur Standortwahl von Kapellen und Kleindenkmalen gibt.

Zusammenfassung

Angesichts des tiefgreifenden Strukturwandels im ländlich geprägten Raum in mehreren Schüben (Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts sowie der Zwischen- und Nachkriegszeit) und aktueller Tendenzen bzw. der damit verbundenen großen Veränderungen stellt sich die Frage nach der Identität des ländlich geprägten Raumes. Es werden daher Ergebnisse der Hausforschung und die Anwendung in der Praxis, die durch europäische Empfehlungen und Konventionen zur Entfaltung gebracht wurde, vorgestellt. Im Zusammenhang können aus den zahlreichen Publikationen nur wichtigste Dokumente eines europäischen Regelwerkes hervorgehoben werden. Die bereits angesprochene Problemstellung macht eine spezifische aktuelle Auswahl von methodischen Ansätzen zur Identifizierung der Kulturlandschaft, Inventarisierung und der Integration von Kulturlandschaftselementen in die heutige Kulturlandschaftsentwicklung notwendig. Der Gegenstand und die Bausteine des systematischen und flächendeckenden Konzepts sind erstens die Aufbereitung der Daten von verschiedenen Stakeholdern in verschiedenen Planungsebenen. Den Abschluss bildet die Darstellung eines Beschreibungsrasters bzw. einer Matrix für alle Hauslandschaften und damit für das bäuerliche Kulturerbe unter Verwendung eines landschaftlichen Bezugssystems mit Kulturlandschaftsregionen/Kulturlandschaftseinheiten Oberösterreichs (Herbert Maurer). Damit kann die Integration des kulturellen Erbes in den Gesamtzusammenhang der gesellschaftlichen Entwicklung bzw. der Raumordnung und Umweltpolitik unterstützt werden.

Literaturhinweise

Amt der Oberösterreichischen Landesregierung, „Der Natur auf der Spur“ – Naturraumpotentialkartierung für Oberösterreich, in: Raumordnung und Landesplanung in Oberösterreich, 5. Raumordnungsbericht, Linz 1986, S. 59–71.

Dieter Bernt / Peter Pauer, Landschaftsbedingte Fremdenverkehrseignung und Landschaftstypen in Oberösterreich, Kartierungen im M. 1:200.000, Österreichisches Institut für Raumplanung (Hg.), Wien 1985.

Maguelonne Dejeant-Pons, Die Landschaftskonvention – der Rahmen, Inhalt und die Umsetzung, in: Hans Peter Jeschke / Peter Mandl (Hg.), Eine Zukunft für die Landschaften Europas und die Europäische Landschaftskonvention, Klagenfurter Geographische Schriften, Heft 28, Klagenfurt 2012, https://www.aau.at/geographie-und regionalforschung/forschung/klagenfurter-geographische-schriften/kgs28/ (13.01.2025).

Gunter Dimt, Der Mittertenn-Einhof und der Weiler Palmsdorf, in: Hans Peter Jeschke (Hg.), Umfassende Kulturgüterkarte Attersee, Projektgruppe Raumordnung, Linz 1978, S. 23–45.

Gunter Dimt, Die Hauslandschaften Oberösterreichs, in: Herrad Spielhofer (Hg.), In alten Bauernhäusern leben! Forschungsgesellschaft für Wohnen, Bauen und Planen, Band 29, Graz 1980.

Gunter Dimt / Heidelinde Dimt, Oberösterreichisches Landesmuseum, Abteilung Volkskunde, in: Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines – 126b, Linz 1979, S. 36–38.

Gunter Dimt, Die Vierkanthöfe im Gallneukirchner Becken, in: Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines, Band 129/1, Linz 1983, S. 221 f.

Gunter Dimt, Der Mittertenn-Einhof und der Weiler Palmsdorf, in: Hans Peter Jeschke (Hg.), Umfassende Kulturgüterkarte Attersee, Projektgruppe Raumordnung, Linz 1978, S. 23–45.

Gunter Dimt, Haus und Hof im Inneren Salzkammergut, in: Hans Peter Jeschke (Hg.), Das Salzkammergut und die Weltkulturerbelandschaft Hallstatt-Dachstein /Salzkammergut, Beiträge zur Landeskunde von Oberösterreich, Band 13, Linz 2004, S. 79–96.

Gunter Dimt, Das Bundwerk. Eine Zimmerungstechnik über Grenzen hinweg, in: Oberösterreichische Heimatblätter, Jg. 58, Heft 1/2, Linz 2004, S. 40–47.

Gunter Dimt, Bauernhöfe, Historische Gehöfte in Oberösterreich, Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich 21, Weitra 2009.

Gunter Dimt, Siedlungs- und Hofentwicklung für die Hauslandschaft: Der Mittertennhof (Band 1); Der Dreiseithof (Band 2); Streck-, Haken- und Doppel-T-Hof (Band 3); Die Haufen- und Paarhöfe (Band 4); Unregelmäßige Vierseithöfe „Ein- und Doppeleinspringer“ I (Band 5); Unregelmäßige Vierseithöfe „Ein- und Doppeleinspringer“ II (Band 6); Vierkanthof, regelmäßige

Vierseithöfe (Band 7) und Der offene Vierseithof (Band 8), in: Hans Peter Jeschke (Hg.), Bauernhöfe erhalten – neu gestalten, Linz 1984/85.

Hans Peter Jeschke (Hg.), Hof-, Dorf- und Stadterneuerung bzw. Kulturgüterdokumentation in Oberösterreich – ein Pilotprojekt des Europarates, Arbeitsberichte der Projektgruppe Raumordnung Oberösterreich mit 8 Broschüren „Bauernhöfe erhalten – neu gestalten" und der Broschüre Kulturgüterdokumentation, 2 Bände, Linz 1998.

Hans Peter Jeschke, Das Forschungsprojekt „Oberösterreichische Naturraumpotentialkartierung" 1978–1996. Bausteine einer Grundlagenforschung für eine nachhaltige und ökologisch orientierte Raumordnungs-, Umweltplanungs- und Kulturlandschaftspolitik, in: Inge Auer et al., Klimatographie und Klimaatlas von Oberösterreich, Oberösterreichischer Musealverein und Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik, Projektleitung: Erich Rudel und Hans Peter Jeschke, 2 Bände, Linz–Wien 1998.

Hans Peter Jeschke (Hg.), Das Gosautal. Teil der Historischen Kulturlandschaft Hallstatt-Dachstein/Salzkammergut – ein Juwel der UNESCO-Schatzkammer der Menschheit. Die neuen Führer durch den Kern des Inneren Salzkammergutes, Wien 2024.

Hans Peter Jeschke, Die Wahrnehmung der Umwelt und die Gestaltung des Lebensraumes – eine Spurensuche mit einem Blick zurück und in die Zukunft im Hinblick auf Raumplanung, Raumordnung und Umweltgeschichte in Oberösterreich Teil I, in: Oberösterreichische Heimatblätter – Beiträge zur oberösterreichischen Landeskultur, Jg. 75, 2024/2, S. 37–93.

Éva Konkoly-Gyuró, Highlights of the landscape historical research, in: Workshop on the Landscape History. Proceedings, University of West Hungary, Sopron 2010, S. 5–10.

Ingrid Kretschmer, Das ländliche Siedlungsbild Österreichs – kartographisch neu dokumentiert, in: Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft, Band 120/II, Wien 1978, S. 244–264.

Ingrid Kretschmer, Historische Flur-, Siedlungs- und Gehöftformen in Oberösterreich, in: Hans Peter Jeschke (Hg.), Handbuch Nr. 10 des Oberösterreichischen Kulturgüterinformationssystems, Linz 1981.

Elisabeth Radler (Kowatsch), Die Bauerngärten in Oberösterreich, Diplomarbeit, Technische Universität München 1994.

Marie Kremer

Über das profane Kleindenkmal im ländlichen Österreich

Small secular heritage in rural Austria

Small secular heritage is a significant, often overlooked part of the Austrian cultural landscape. The thesis "Secular Small Heritage in Rural Austria" studies this heritage using a case study of the Styrian municipality of Semriach. Although small sacred heritage is studied frequently, secular structures such as barns and grainaries remain overlooked. The article presents the most important findings of the thesis and conveys the state of research on small secular heritage. It follows the structure of the aforementioned thesis and discusses its most important findings. One thing became clear: although small secular heritage makes up an important part of local history, its preservation mainly depends on private owners. Thus the public should be made aware, and targeted protective measures should be taken to better regulate the decay of this heritage and to protect its cultural significance.

Das Kleindenkmal spielt seit jeher eine wichtige Rolle für die Gestalt der österreichischen Kulturlandschaft. Wegkapellen, Wegkreuze, Grenzsteine, aber auch „Marterl", wie jegliche säulenartigen Objekte, zum Beispiel Pestkreuze, Bildstöcke oder Ähnliches, umgangssprachlich gerne bezeichnet werden, bilden nur den sakralen Auftakt des Kleindenkmal-Kanons.[1] Gerne vergessen oder vielmehr von der Allgemeinheit seltener als Kulturdenkmal wahrgenommen, werden die profanen Kleindenkmale wie Heustadel, Selchen, Pressen oder Getreidespeicher. Diese vermeintlich alle der Landwirtschaft entspringenden Elemente repräsentieren jedoch nur einen Bruchteil der profanen Kleindenkmale. Deshalb soll der nachfolgende Überblick sich unter anderem mit den Unterschieden in der Auseinandersetzung und dem Verständnis von sakralen und profanen Kleindenkmalen beschäftigen. Grundlage dieses Beitrags ist die Abschlussarbeit *Secular Small Heritage in Rural Austria. Community Mapping and Preservation Strategies in Semriach, Styria*[2], in welcher anhand einer Fallstudie der steirischen Gemeinde Semriach der derzeitige Zustand des profanen Kleindenkmals in Österreich widergespiegelt werden sollte. Die Arbeit diente dem Abschluss des Studiums „Master of Conservation of Monuments and Sites" am RLICC der Katholieke Universiteit Leuven (Belgien) und wurde zusätzlich von der Abteilung für Denkmalforschung des Bundesdenkmalamtes betreut.

Wie bereits oben angesprochen, hat sich schon in der Themenvorbereitung der Abschlussarbeit der eklatante Unterschied bezüglich der Verfügbarkeit von wissenschaftlichen Materialien zwischen sakralem zum profanen Kleindenkmal abgezeichnet. Um diesen zu verdeutlichen, wurden in der finalen Arbeit Titel von knapp fünfhundert Publikationen mit dem Thema Kleindenkmal analysiert. Dies ergab, dass mehr lokale Kataloge als tatsächliche Fachliteratur zu finden sind und im Falle von wissenschaftlichen Publikationen konzentrieren sich diese tatsächlich überwiegend auf sakrale Kleindenkmale. Diese diskutieren dann meist die Ursprünge der Strukturen, ihre Bedeutung für die Heiligenverehrung oder ihre künstlerischen Merkmale. Noch aussagekräftiger ist vielleicht, dass keine einzige Publikation gefunden werden konnte, die sich ausschließlich mit profanen Kleindenkmalen befasst. Außerdem gab es in der Testgruppe keine Publikationen, die versuchen, einen ganzheitlichen Überblick über alle Kleindenkmaltypen, egal welchen Ursprungs, zu geben.

---

1 Werner Kilitschka, Das Flurdenkmal in der Kulturlandschaft, in: Denkmalpflege in Niederösterreich, Band 2, Wien 1987, S. 5–10.

2 Marie Kremer, Secular Small Heritage in Rural Austria. Community Mapping and Preservation Strategies in Semriach, Styria, 2024. Aufrufbar via KU Leuven Limo, https://kuleuven.limo.libis.be/discovery/fulldisplay?docid=alma9995039807601488&context=L&vid=32KUL_KUL:KULeuven&search_scope=All_Content&tab=all_content_tab&lang=en (13.01.2025).



Abb. 1: Beispiele Semriacher Kleindenkmäler, Kleindenkmal Katalog 2024

Schneller wird man hingegen fündig, wenn man die Typenlisten der österreichischen Freiwilligenkartierungsinitiativen durchforstet. Eine umfangreiche Auflistung aller Kleindenkmaltypen wird beispielsweise vom Arbeitskreis für Klein- und Flurdenkmalforschung in Oberösterreich seit 1977 vorgenommen.[3] Interessant ist, dass diese Initiative die einzige in Österreich ist, die eine klar differenzierte Einteilung der Kleindenkmale nach Ursprung vornimmt. So hat sich der Arbeitskreis drei Gruppen in einem sogenannten „Kategorienbaum“[4] erarbeitet: Naturdenkmale, profane Kleindenkmale und sakrale Kleindenkmale. Die Einteilung wurde für eine Vorstudie der vom Bundesdenkmalamt genutzten Inventarisationsdatenbank HERIS zu den Gemeinden Semriach, Bad Aussee, Bad Mitterndorf, Altaussee und Grundlsee herangezogen. Die Ergebnisse selbiger suggerieren, dass auch die Erfassung der Kleindenkmale sich stark auf sakrale Kleindenkmale konzentriert. Bis Januar 2024 wurden in den genannten Gemeinden insgesamt 139 Objekte erfasst, die als Kleindenkmal verstanden werden; davon sind jedoch lediglich 32 Prozent profan. Man denke nur an die unzähligen Heuspeicher im Ausseerland, von denen jedoch nur ein exemplarischer Bruchteil der Blaa-Alm unter Schutz steht.

Der Kategorienbaum des Kleindenkmalarbeitskreises aus Oberösterreich wurde schließlich aufgrund seiner Schlüssigkeit und klaren Differenzierung auch für den Typenkatalog der Abschlussarbeit übernommen, der im Folgenden noch ergänzt und für die Arbeit mit einem Typencode versehen wurde. Schließlich ergab sich eine beachtliche Zahl von 124 profanen Kleindenkmaltypen, die in elf Subgruppen unterteilt sind. Dazu gehören besondere Bauwerke, Denk- oder Betriebsmale landwirtschaftlichen sowie technischen Ursprungs, Denkmale der Unterhaltungs- und Freizeitkultur, Erinnerungsmale, Flurdenkmale, geografische und meteorologische Denkmale, Steindenkmale, profane Plastiken, Rechtsdenkmale und zu guter Letzt besondere Details an Bauwerken (Abb. 1).

Interessant anzumerken ist an dieser Stelle, dass sich durch die Beschäftigung mit den Freiwilligenkartierungsinitiativen ergeben hat, dass in der Steiermark sowie im Burgenland und in Vorarlberg bisher keine bundesweite Kartierungsinitiative existiert. Umso verwunderlicher ist es daher, dass das Land Steiermark zwar regelmäßig Förderungen zum Erhalt vergibt, die Förderobjekte jedoch nicht systematisch dokumentiert, obwohl die Antragsteller verpflichtet sind, umfangreiche Daten zu den Objekten, die restauriert werden

3 https://www.ooegeschichte.at/forschung/kleindenkmaeler/arbeitskreis (23.03.2024).
4 https://www.ooegeschichte.at/forschung/kleindenkmaeler/kategorienbaum (27.09.2024).

sollen, bereitzustellen.[5] Eine Anfrage an die zuständige Abteilung 9 Kultur, Europa, Sport des Amtes der Steiermärkischen Landesregierung bestätigte jedoch, dass diese Daten ausschließlich für das Antragsverfahren verwendet und sonst nicht zusammengeführt werden.

Deshalb musste für die Datensammlung der Abschlussarbeit auf das Wissen der lokalen Bevölkerung zurückgegriffen werden. In einer gemeinsamen Anstrengung wurden so die Kleindenkmale Semriachs dokumentiert. Die Struktur folgte hier dem klassischen Ansatz der Inventarisierung, der hier nicht länger erklärt werden soll. Die Erfassung erfolgte jedoch im Rahmen von „Community Mapping" oder „Community Research" in Zusammenarbeit mit den Gemeindemitgliedern. Hinweise und Listen zur Lage der Kleindenkmale wurden über eine eigens erstellte Informations- und Erfassungsplattform gesammelt. Noch fruchtbarer war jedoch die Zusammenarbeit mit interessierten, jedoch technisch weniger versierten Anrainern. So konnten letztlich von 112 Kleindenkmalen die Lage, Typen, Fotografien, grobe Abmessungen, Materialien und der Erhaltungszustand erfasst werden.

Die spätere standortbezogene und numerische Analyse der Daten hat gezeigt, dass charakteristische Landschaftsmerkmale, die zuerst durch die Beschäftigung mit der Geografie und Geschichte der Region auch in den gefundenen Typen erkennbar sind. Die Typen und deren Standorte stimmten mit dem zuvor gezeichneten Bild einer ländlichen Landschaft überein, die früher überwiegend von Bauern bewohnt wurde. Diese haben wiederum deren Umgebung innerhalb ihrer eigenen Gehöfte und Weiler geprägt. Daher wäre auch der repräsentative Erhalt solcher Typen von Interesse. Die Analyse der Lage hingegen hat gezeigt, dass in stärker besiedelten Gebieten die Dichte der Kleindenkmale nicht nur höher ist, sondern sich diese im Allgemeinen auch in einem besseren Zustand befinden. Zudem werden die Objekte in Gebieten mit höherem wirtschaftlichen Interesse besser gepflegt.

Die statistische Analyse des Erhaltungszustandes gab jedoch einen genaueren Einblick, welche der Typen besonders gefährdet sind. Es wurde festgestellt, dass gefährdete Typn sich meist außerhalb der Siedlungszentren befinden. Diese sind vor allem landwirtschaftlichen Ursprungs, wie Selchen, Getreidespeicher, Ställe oder Stadel. Getreidespeicher, die umgangssprachlichen „Troatkästen", sind hier ein gutes Beispiel. Sie stellen die größte Gruppe innerhalb der gefundenen Typen und



Abb. 2: Negatives Beispiel einer Getreidekastenrenovierung in Semriach, Steiermark, 2024

bieten somit das beste Datenset. So hat die Analyse derselben gezeigt, dass Troatkästen in Semriach nicht nur durch Verfall, sondern auch vor allem durch unangemessene oder schlecht ausgeführte Restaurierungen gefährdet sind (Abb. 2). Obwohl Getreidespeicher ein besonders wichtiges Landschaftselement für eine landwirtschaftlich geprägte Gemeinde wie Semriach darstellen, steht keiner dieser derzeit unter Schutz. Dies liegt nicht daran, dass sie nicht durch das Bundesdenkmalamt inventarisiert wurden. Von den dreiundzwanzig Einreichungen aus dem Community Mapping befinden sich immerhin neun im HERIS-Katalog, jedoch ist die Denkmalwürdigkeit aller Troatkästen noch zu prüfen.

Eine grundlegende Erkenntnis, die für alle Typen gilt, hat sich durch die Analyse der Einträge, die bereits durch das Bundesdenkmalamt erfasst und geschützt wurden, herauskristallisiert. Die Analyse zeigte, dass Kleindenkmale nicht zwingend in gutem Zustand sind, nur weil sie unter Schutz stehen. Denn derzeit sind mehr als fünfzig Prozent der Kleindenkmale in einem Zustand, der Maßnahmen erfordert, oder bereits ruinös. Diese Beobachtung lässt sich noch mit einem weiteren Umstand in Zusammenhang bringen: Es handelt sich hierbei ausschließlich um Kleindenkmale in privater Hand (Abb. 3). Meist kann gesagt werden, dass alle geschützten Kleindenkmale in privater Hand in schlechtem Zustand sind, während sich öffentliches Eigentum in einem sehr guten Zustand befindet.

Interessant ist, dass hier ein Interessenkonflikt sichtbar wird, der tiefer geht als der bloße Erhalt der

5 https://www.news.steiermark.at/cms/beitrag/12937051/154271055/ (23.03.2024).

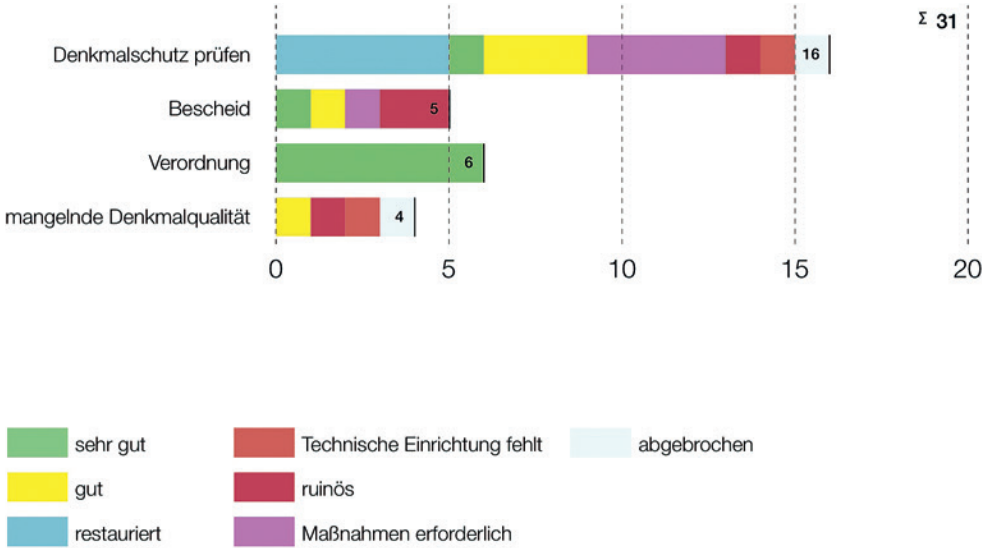


Abb. 3: Statistik zum Erhaltungszustand erfasster Kleindenkmale in Semriach, Steiermark, Stand 2024

Kleindenkmale. Die Website der Gemeinde Semriach wirbt ausgerechnet mit den geschützten Denkmälern in Privathand, die sich in einem schlechten Zustand befinden und teilweise auch mutmaßlich von Privatpersonen zerstört werden.[6] Dabei sind Kleindenkmale im ländlichen Raum oft ein wichtiger Bestandteil der lokalen Geschichte, was es umso tragischer macht, wenn persönliche Konflikte den Erhalt des Denkmals beeinträchtigen. Die Arbeit erläutert diesen Umstand anhand von drei ausgewählten Fallstudien genauer. Das Fazit aus diesen drei Fällen ist jedoch eindeutig: Es zeigt, dass eine öffentliche Bewusstseinskampagne dringend nötig ist, da ein Mangel an Verständnis für Denkmale im Allgemeinen und insbesondere für Kleindenkmale besteht. Dieses Verständnis fehlt sowohl bei den Eigentümern als auch in der allgemeinen Bevölkerung. Dies macht vor allem eines deutlich: Der Erhalt privater Kleindenkmale erfordert ein stärkeres Engagement aller Beteiligten. Derzeit sind die Eigentümer der einzige entscheidende Faktor dafür, ob ein Kleindenkmal erhalten bleibt oder nicht (Abb. 4). Die geplante Novellierung des Denkmalschutzgesetzes, die dem Bundesdenkmalamt eine stärkere Position gegen Spekulation und den bewussten Verfall denkmalgeschützter Bauten einräumen soll, ist daher auch dem Erhalt der Kleindenkmale zuträglich. Um eine dauerhafte Bewusstseinsänderung zu fördern, bedarf es einer neuen, aufklärenden Herangehensweise und gezielter Öffentlichkeitsarbeit. Hier ist es besonders wichtig, ein Bewusstsein dafür zu schaffen, dass landwirtschaftliche Nebengebäude und Kleindenkmale sowie die dazugehörigen traditionellen Landschaften nur dann erhalten werden können, wenn ein Interesse seitens der Bevölkerung besteht. Letztlich gelten auch für Kleindenkmale dieselben Ansätze des Denkmalschutzgesetzes: Sie können nur dann erhalten werden, wenn ein öffentliches Interesse festgestellt wird.



Abb. 4: Verfallender Fronkasten von lokalgeschichtlichem Interesse in Semriach, Steiermark, denkmalgeschützt, 2024

6 https://gemeinde.semriach.at/geschichte-u-wappen/ (27.09.2024).

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Wolfgang Absenger
Bundesdenkmalamt
wolfgang.absenger@bda.gv.at

Hans Peter Jeschke
hans.peter.jeschke@liwest.at

Christopher Juwan
Bundesdenkmalamt
christopher.juwan@bda.gv.at

Karoline Knabl
Bundesdenkmalamt
karoline.knabl@bda.gv.at

Marie Kremer
marie_kremer@icloud.com

Susanne Leitner
Bundesdenkmalamt
susanne.leitner@bda.gv.at

Paul Mahringer
Bundesdenkmalamt
paul.mahringer@bda.gv.at

Sonja Pisarik
Architekturzentrum Wien
pisarik@azw.at

Angelina Pötschner
Bundesdenkmalamt
angelina.poetschner@bda.gv.at

Bettina Withalm
Bundesdenkmalamt
bettina.withalm@bda.gv.at

Florian Wöß
Bundesdenkmalamt
florian.woess@bda.gv.at

Abbildungsnachweis

Beitrag Paul Mahringer:
Abb. 1, 2: Österreichische Kunsttopographie, 1907.
Abb. 3, 4: Österreichische Kunsttopographie, Hugo Hassinger, Kunsthistorischer Atlas der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, 1916.
Abb. 5: Friedrich Böhringer, CC BY-SA 2.5, via Wikimedia Commons, https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/e/e8/LoackerHaus_1.jpg.
Abb. 6: Neithan90, via Wikimedia Commons, Public domain, https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/8/80/Mauthen_45.JPG.
Abb. 7: Michael Zangl, via Wikimedia Commons, CC BY-SA 3.0 AT, https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/2/27/Wiki_kri_004.JPG.
Abb. 8: Jürgele, CC BY-SA 3.0 AT, via Wikimedia Commons, https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/6/6e/Absam%2C_D%C3%B6rferstra%C3%9Fe_35%2C_Bauernhaus_Lenzeler.jpg.
Abb. 9: Haeferl, CC BY-SA 4.0, via Wikimedia Commons, https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/5/54/Oetz-Habichen_-_Bauernhaus_Grassmayrhaus.jpg.
Abb. 10, 11: Eva Frodl-Kraft, Die österreichische Kunsttopographie. Betrachtungen sub specie fundatoris, in: Österreichische Zeitschrift für Kunst- und Denkmalpflege, 1974.

Beitrag Angelina Pötschner:
Abb. 1–3: Bundesdenkmalamt.
Abb. 4: Wolfgang Komzak.
Abb. 5: Bundesdenkmalamt, Viktor Knuff.
Abb. 6: Kristina Macherhammer.
Abb. 7: Bundesdenkmalamt, Martina Oberer-Kerth.

Beitrag Christopher Juwan:
Abb. 1–5: Christopher Juwan.

Beitrag Bettina Withalm (Weinviertler Längsscheunen):
Abb. 1, 4–7: Bundesdenkmalamt, Bettina Withalm.
Abb. 2, 3: Julia Müller, Bettina Fischbacher (Withalm).

Beitrag Susanne Leitner:
Abb. 1–4: Bundesdenkmalamt, Susanne Leitner.

Beitrag Bettina Withalm (Tauernhäuser):
Abb. 1–5, 7–9: Bundesdenkmalamt, Bettina Withalm.
Abb. 6: Postkarte, Druck Kunstanstalt C. Jurischek (1898–1933), Salzburg, Privateigentum Bettina Withalm.

Beitrag Wolfgang Absenger:
Abb. 1: Bauaufnahme in: Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn, Wien–Dresden 1906.
Abb. 2: Bundesdenkmalamt, Fotoarchiv Landeskonservatorat für Steiermark.
Abb. 3: Viktor H. Pöttler, Gebaute Urväter-Weisheit. Gründung, Planung und Aufbau des Österreichischen Freilichtmuseums zu Stübing bei Graz, Graz 2005.
Abb. 4: Bauaufnahme in der Broschüre: Forschungs- und Sanierungsprojekt der Steiermärkischen Landesregierung, Amt der Steiermärkischen Landesregierung, für den Inhalt verantwortlich: Herrad Spielhofer, Graz 1978.
Abb. 5: Bauaufnahme in: Anton Frick / Michael Haberz / Holger Neuwirth, Steiermark. Alte Bauernhöfe, Innsbruck 1992.
Abb. 6: Bauaufnahme in: Elfi Lukas, Das Umadumhaus, Graz 1979.
Abb. 7–10, 12–16: Bundesdenkmalamt, Wolfgang Absenger.
Abb. 11: Gernot Bittlingmaier.

Beitrag Karoline Knabl:
Abb. 1: Grafik Amt der Tiroler Landesregierung/Abteilung Geoinformation, Bearbeitung: Karoline Knabl.
Abb. 2: Franziszeischer Kataster / Laser- und Luftbildatlas TIRIS, Bearbeitung: Karoline Knabl, Bundesdenkmalamt.
Abb. 3, 17, 20: Gemeinde Sölden, Dorfchronik.
Abb. 4–7, 9, 10, 12–16, 19, 21–30: Bundesdenkmalamt, Karoline Knabl.
Abb. 8, 11, 31: Ötztaler Museen, Gedächtnisspeicher, Foto Josef Öfner.
Abb. 18: Gemeinde Sautens, Dorfchronik.

Beitrag Florian Wöß:
Abb. 1, 7: Bundesdenkmalamt, Florian Wöß.
Abb. 2, 3: Vorarlberger Landesarchiv, Rep. 14-292, Zunftarchiv Montafon, Handschriften, Nr. 2 und 3, Meisterbuch (1698 ff).
Abb. 4: Heimatmuseum Montafon, Kulturgüterdatenbank Montafon, Datenbankeintrag, kumo-52833, Detailausschnitt, Fotomontage/digitale Bearbeitung Florian Wöß, Bundesdenkmalamt.

Abb. 5, 9: Klaus Pfeifer: Eine kleine Hausgeschichte, Der Alte Pfarrhof – Mühleweg 4 in Innerberg, in: Jahresbericht 2012, Heimatschutzverein Montafon (Hg.), Schruns 2013, S. 166–173, Abb. S. 171 f.
Abb. 6: Heimatmuseum Montafon, Kulturgüterdatenbank Montafon, Datenbankeintrag, kumo-52777, Detail.
Abb. 8: Bundesdenkmalamt, Gabriele Tschallener.
Abb. 10: Alfred Pohler: Vorarlberger Bauernhöfe, Innsbruck 1993, Abb. S. 44.

Beitrag Sonja Pisarik:
Abb. 1: Architekturzentrum Wien, Sammlung, Foto USIS.
Abb. 2, 5, 7–9, 11: Architekturzentrum Wien, Sammlung, Foto Friedrich Achleitner.
Abb. 3, 4, 10: Architekturzentrum Wien, Sammlung, Foto Karin Mack.
Abb. 6: Stephan M. Höhne, via Wikimedia Commons, CC BY-SA 3.0, https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/3/3c/Albert_Einstein_home_Berlin_100.JPG.
Abb. 12, 13: Architekturzentrum Wien, Sammlung, Foto Christof Lackner.

Beitrag Hans Peter Jeschke:
Abb. 1, 3, 7, 10: Hans Peter Jeschke.
Abb. 4: Elisabeth Tomasi, Österreichischer Volkskundeatlas, Amt der Oberösterreichischen Landesregierung, 2. Raumordnungsbericht, Linz, S. 60 f., Bearbeitung Ingrid Kretschmer.
Abb. 2, 5: Gunter Dimt, Hans Peter Jeschke.
Abb. 6: Österreichisches Freilichtmuseum Stübing.
Abb. 7: Modell Herrad Spielhofer, Hans Peter Jeschke; Grundlagenforschung Gunter Dimt.
Abb. 8: Hans Peter Jeschke, Gliederung Herbert Maurer.
Abb. 9: DORIS, Andreas Mallinger-Hohensinn.

Beitrag Marie Kremer:
Abb. 1–4: Marie Kremer.